

Gerda W. Klein

Nichts als das

nackte Leben



Gerda Weissmann ist fünfzehn, als die Deutschen Polen überfallen: damit findet ihre unbeschwerte Jugend ein jähes Ende.

Bei ihrer Befreiung am 7. Mai 1945 wiegt sie noch 61 Pfund. Es ist der Tag vor ihrem 21. Geburtstag – und der Start in ein neues Leben an der Seite ihres Retters Kurt Klein, eines amerikanischen Leutnants deutsch-jüdischer Herkunft.

» Aufrüttelnd ... Ein bewegendes persönliches Zeugnis von Tapferkeit. «

The New York Times

» Gerda W. Kleins hochgelobte Lebenserinnerungen sind ein unvergeßliches Leseerlebnis ... *Nichts als das nackte Leben* ist eines der wunderbarsten menschlichen Zeugnisse, das ich je gelesen habe. In dieser Hinsicht ist es eine ähnlich sensible und aufrüttelnde Geschichte wie *Das Tagebuch der Anne Frank*. «

Library Journal

» Gerda Weissmann-Klein gelingt es, den Leser zu rühren – nicht nur, weil die Geschichte, die sie zu erzählen hat, so entsetzlich ist. Es ist die Leidenschaftlichkeit, mit der sie über die Schrecken hinausblickte und ein von Herzen empfundenes, grundsätzlich Gutes in der menschlichen Natur fand. «

The Boston Globe

43 Auflagen in den USA!
Oscar für den besten
Kurzdokumentarfilm
One Survivor Remembers!

ISBN 3-88350-663-X



9 783883 506630

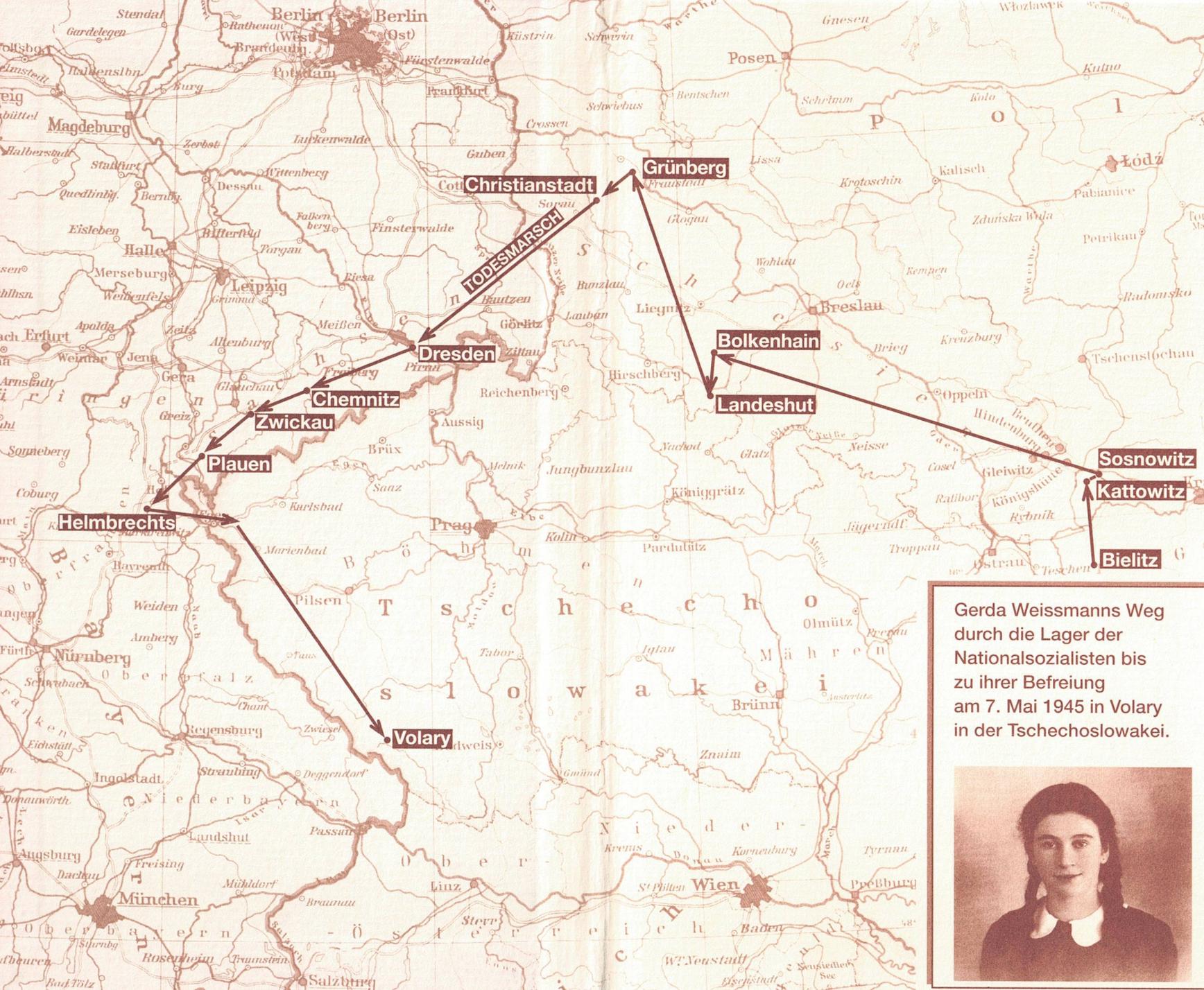
Gerdas Vater ist Teilhaber einer Pelzfabrik in Bielitz (Bielsko), und die Familie lebt in begüterten Verhältnissen in einem schönen großen Haus mit Garten.

Nach dem Einmarsch der Deutschen gehört Gerdas geliebter Bruder Arthur zu den ersten, die verschleppt werden; der kranke Vater wird 1942 deportiert; wenige Tage danach werden Mutter und Tochter voneinander getrennt. Für Gerda beginnt eine Odyssee als Zwangsarbeiterin in der Rüstungsindustrie. Schließlich wird sie im Januar 1945 mit zweitausend anderen jungen Frauen auf einen rund fünfhundert Kilometer langen Todesmarsch über Dresden, Chemnitz und Plauen bis ins tschechische Wallern (Volary) getrieben. Nur 150 Frauen überleben; alle anderen werden von den Nazis ermordet oder fallen Hunger und Kälte zum Opfer. Als der amerikanische Leutnant Kurt Klein die völlig erschöpften, verängstigten Frauen findet, gilt sein besonderes Interesse Gerda Weissmann, und er besucht sie so oft wie möglich im Lazarett. Schließlich bittet er sie, ihn zu heiraten ...

Noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse beginnt Gerda Weissmann-Klein ihre Geschichte aufzuschreiben, die seit 1957 in den USA in 43 Auflagen verbreitet wurde. Ihre Autobiographie gilt dort als Klassiker der Holocaust-Literatur und diente als Vorlage für den u.a. mit einem Oscar ausgezeichneten Dokumentarfilm *One Survivor Remembers*.



Gerda Weissmann wurde 1924 in Bielitz (Bielsko), Polen, geboren und lebt heute mit ihrem Mann Kurt Klein in Arizona. Sie ist Autorin mehrerer Kinder- und Jugendbücher, für die sie zahlreiche Preise und Auszeichnungen erhalten hat. Seit über fünfzig Jahren ist sie aktiv im Kampf für Menschenrechte und hält Vorträge innerhalb und außerhalb der USA.



Gerda Weismanns Weg
durch die Lager der
Nationalsozialisten bis
zu ihrer Befreiung
am 7. Mai 1945 in Volary
in der Tschechoslowakei.



Gerda W. Klein

Nichts als das nackte Leben

Aus dem Amerikanischen von Anna Kaiser

Bleichen Verlag

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Klein, Gerda W.:
Nichts als das nackte Leben / Gerde W. Klein.
Aus dem Amerikan. von Anna Kaiser. –
1. Aufl. – Gerlingen: Bleicher, 1999
Einheitssacht.: All but my life 'dt.,
ISBN 3-88350-663-X

Die Originalausgabe erschien erstmals 1957 unter dem Titel
«[All but my Life](#)» im Verlag Hill and Wang, A division of Farrar,
Straus & Giroux, New York

© 1957 by Gerda Weissmann Klein.
Copyright renewed © 1985 by Gerda Weissmann Klein.

Published by arrangement with Farrar, Straus & Giroux, Inc.,
New York.

© 1999 für die deutschsprachige Ausgabe
Bleicher Verlag GmbH, Gerlingen
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Jens Dittmar, Gerlingen
Umschlag: Buchgestaltung Reichert, Stuttgart, unter Verwendung
eines Photos von Gerda Weissmann Klein.
Herstellung: MZ-Verlagsdruckerei, Memmingen
ISBN 3-88350-663-X

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16](#)

Widmung

Ich widme dieses Buch der Erinnerung an die Grosseltern meiner Kinder, Julius und Helene Weissmann, Ludwig und Alice Klein, den Männern der Fünften US-Infanteriedivision, die für die Ideale kämpften, an die ich glaube, und mit all meiner Liebe meinem Mann.

G.WK.

Danksagung

Ich möchte meine Freude und Befriedigung über die Veröffentlichung meines Buches mit den vielen Freunden teilen, die mich unterstützt haben.

Mit besonderer Dankbarkeit möchte ich Herrn Sloan Wilson erwähnen, der den ersten Entwurf dieses Buches gelesen hat und dessen Begeisterung mir den Mut gab, das Manuskript einem Verleger zu zeigen.

Mein herzlicher Dank gilt Sarah Stone, die das Manuskript über einen Zeitraum von drei Jahren unermüdlich abtippte, sowie Irene Goldberg, Rita Scharf und Kate Serman, die dabei halfen.

Vorwort

Nun, da ich das letzte Kapitel meines Buches abgeschlossen habe, habe ich endlich Frieden gefunden. Ich habe mich einer Last entledigt und eine Verpflichtung gegenüber unzähligen namenlosen Helden erfüllt, die in anonymen Gräbern ruhen. Denn ich werde von dem Gedanken verfolgt, dass ich vielleicht die Letzte bin, die ihre Geschichte erzählen kann.

Glücklich in meinem neuen Leben, habe ich den letzten Satz der Vergangenheit zu Papier gebracht. Ich habe meine Geschichte aufgeschrieben, mit Tränen und mit Liebe, in der Hoffnung, dass meine Kinder, die behütet in ihren Wiegen schlafen, niemals aus einem Alptraum erwachen und feststellen, dass dieser Wirklichkeit geworden ist.

Teil 1



Die Eltern Julius Weissmann und Helene Weissmann.

Die Bilder ihrer Eltern und ihres Bruders hatte Gerda Weissmann während des gesamten Todesmarsches im Schuh versteckt bei sich getragen.



Der Bruder Arthur Weissmann.



Die fünfzehnjährige Gerda Weissmann 1939.

Kapitel 1

Auf dem Teppich im Wohnzimmer meiner Kindheit liegt eine Uhr. Die Zeiger stehen bewegungslos auf 9 Uhr 10; sie haben die Zeit angehalten, als es geschah. Es würde nur noch eine Vergangenheit geben, die Zukunft ungewiss, für die Gegenwart stand die Zeit still. Morgens um zehn Minuten nach neun. Das ist das einzige, was ich wahrnehme. Die Zeiger der Uhr sind grausam. Langsam verschwimmen sie auf dem Zifferblatt.

Meine Augen wandern zum Fenster. Alles sieht unwirklich aus, wie in einem Traum. Motorräder donnern die Strasse entlang. Die Fahrer tragen graugrüne Uniformen, und ich höre Stimmen; zuerst ein paar und dann viele. Was sie rufen, ist unmöglich, kann nicht wahr sein: «Heil Hitler! Heil Hitler!» Und die Uhr zeigt 9 Uhr 10. Damals wusste ich noch nicht, dass sich ein imaginärer Vorhang geöffnet hatte und ich eine unsichtbare Bühne betrat, um eine Rolle in einer Tragödie zu spielen, die sechs Jahre dauern sollte.

Es war der 3. September 1939, ein Sonntagmorgen. Wir hatten eine schlaflose Nacht im feuchten, kalten Keller unseres Hauses verbracht, während Granaten und Bomben fielen. Irgendwann im Laufe des Abends, als sich Papa, Mama und mein damals neunzehnjähriger Bruder Arthur in ratloses Schweigen zurückgezogen hatten, begann im Garten plötzlich meine Katze Schmutzi zu miauen. Arthur lief hinaus und holte sie herein. Er kam mit einem Einschussloch in der Hose zurück.

«Eine Kugel?»

«Von den Dächern wird geschossen. Die Deutschen kommen.»

Im ersten Morgengrauen hörten wir das Rumpeln feindlicher Panzer. Unsere Truppen zogen sich von der Grenze Richtung Krakau zurück, um dort die Stellung zu halten. Die Gesichter der Soldaten waren ausgezehrt, angespannt und unrasiert; in ihren Augen standen Furcht und Niederlage. Sie hatten dem Feind ins Auge gesehen, sich ihm entgegengestellt und waren gescheitert. Alles war so schnell gegangen. Zwei Tage zuvor, am Freitagmorgen, dem 1. September, hatte das Dröhnen deutscher Flugzeuggeschwader die Einwohner unserer Kleinstadt auf die Strasse getrieben. Das Radio verbreitete die Meldung, dass die Deutschen bei Cieszyn unsere Grenze überquert hätten und wir uns im Krieg befänden! In aller Eile waren Strassensperren errichtet worden. Hysterie machte sich unter den Einwohnern breit, und im Laufe des Tages verliessen die Leute in Scharen die Stadt.

Ich hatte meine Heimatstadt Bielitz noch nie in Angst und Schrecken erlebt. Sie war immer ein so sicherer, behüteter Ort gewesen. An den Fuss der Beskiden-Bergkette geschmiegt, hatte es immer geschienen, als schützten die hohen Gipfel die fröhliche, pulsierende kleine Stadt vor Eindringlingen. Bielitz war reizend und wurde nicht umsonst «Klein Wien» genannt. Die Stadt war vor 1919 Teil der k.u.k.-Monarchie gewesen und hatte sich den Charme jener Epoche bewahrt. Fast alle Einwohner von Bielitz waren zweisprachig; in den Läden wurde sowohl Polnisch als auch Deutsch gesprochen. Im Stadtzentrum standen, umgeben von sorgfältig gepflegten Blumenbeeten, das kleine, aber ausgezeichnete Theater und daneben das Schloss der Sulkowskys, einer Adelsfamilie, die eng mit dem Kaiserhaus der Habsburger verbunden war.

Nie zuvor in meinem Leben war die Ruhe von Bielitz gestört worden. Erst jetzt, als ich die Leute fliehen sah, wurde mir klar, wie gefährlich nah wir an der tschechischen Grenze wohnten; nur etwa dreissig Kilometer trennten uns von Cieszyn.

Natürlich war seit Wochen über Krieg geredet worden, doch unsere Familie war seit Mitte August ganz von Pappas Krankheit in Anspruch genommen gewesen. Mama und ich hatten uns von Anfang Juni bis Mitte August in dem bekannten Ferienort Krynica aufgehalten. Arthur und Papa hatten uns nicht begleiten können, und als Papa uns per Telegramm bat, wegen der angespannten internationalen Lage heimzukommen, kehrten wir nach Bielitz zurück. Wir waren erschüttert, wie krank Papa aussah, als er uns am Bahnhof abholte. Er klagte über Schmerzen im rechten Arm, und Mama rief beunruhigt den Arzt. Der Doktor diagnostizierte einen leichten Herzanfall und verordnete Papa absolute Bettruhe.

Am nächsten Morgen wurde Papa von zwei Spezialisten untersucht. Am selben Tag erhielten wir ein Telegramm von Mamas Bruder Leo, der in der Türkei lebte. Der Text lautete: «Polens letzte Stunde hat geschlagen. Bleiben für Juden gefährlich. Eure Visa liegen auf der Botschaft in Warschau bereit. Bitte, kommt sofort!»

Mama steckte das Telegramm in ihre Schürzentasche und sagte: «Papa ist krank, das ist unsere Hauptsorge.»

Papa sollte jegliche Aufregung unter allen Umständen erspart bleiben, und Mama ermahnte Besucher, ihm gegenüber auf keinen Fall die Möglichkeit eines Krieges zu erwähnen. Mama konnte natürlich nicht ahnen, welches Schicksal uns allen vielleicht erspart geblieben wäre, wenn sie die Wahrheit nicht vor ihm verborgen hätte. Als jedoch an jenem Freitag, dem 1. Sep-

tember, deutsche Flugzeuge am Himmel kreisten, wurde Papa, der nun seit zwei Wochen krank war, zwangsläufig mit der Realität konfrontiert. Es war ein spannungsgeladener Tag. Ich verbrachte den grössten Teil davon im Schlafzimmer meiner Eltern und blieb instinktiv in Papas Nähe.

Als jener erste Kriegstag zur Neige ging, rührte niemand das Abendessen an und keiner wollte schlafen gehen. Mama sass auf einem Stuhl an Papas Bett; Arthur und ich schauten aus dem Fenster. Immer noch rollten Pferdefuhrwerke mit Flüchtlingen Richtung Osten. Gelegentlich schoss in der Ferne eine Leuchtrakete in den Abendhimmel, als spuckte die verwundete Erde Blut, und tauchte das Tal in ein gespenstisches Rot. Ich warf einen Blick auf meine Eltern. Papa sah seltsam, fast leblos aus. Die gelben Blumen auf Mamas schwarzem Hausmantel schienen zu brennen. Draussen standen die Berggipfel einen Moment lang in Flammen, um gleich darauf in einem krachenden Donnern widerzuhallen, das die Scheiben in den Fenstern klappern liess wie Zähne im Gebiss eines Skeletts. Alles brannte jetzt. Ich schaute Mama wieder an. Ihr weiches, welliges blauschwarzes Haar klebte an ihrem Gesicht. Ihre grossen dunklen Augen wirkten unendlich tief gegen die blasse Haut. Ihr lebhafter Mund sah starr und fremd aus. Das rote Glühen spiegelte sich in unseren Gesichtern. Es liess ihres sonderbar und fremd erscheinen. Dort sass Mama und brannte in dem gespenstischen Feuer der Zerstörung, und auf der Strasse rollten Wagen, Karren und Fahrräder dem Unbekannten entgegen. Ein Mann trug eine Ziege auf dem Rücken, offenbar sein einziger Besitz. An der Ecke pressten Mütter ihre Babys an sich, und daneben bekreuzigte sich eine alte Frau. Es war, als ob die Welt in jenem seltsamen roten Licht unterginge.

Plötzlich sprach mich Papa an: «Geh, ruf die Verwandten an und bring in Erfahrung, was sie machen!»

Ich ging nach unten und setzte mich mit einer langen Liste von Nummern ans Telefon. Ich fing mit der ersten an und arbeitete mich bis zur letzten durch, doch niemand antwortete. Die Telefone klingelten und klingelten. Ich stellte mir die Wohnungen vor, die ich so gut kannte, und mit jedem Klingelton schien ein vertrautes Objekt oder Möbelstück auf den Fussboden zu fallen.

Ich geriet in Panik. Waren wir ganz allein in einer Welt der Toten? Ich lief wieder nach oben. Meine Eltern und Arthur hatten sich offensichtlich unterhalten; sie brachen das Gespräch unvermittelt ab.

«Es hat sich niemand gemeldet, nicht wahr?» fragte Papa. Ich bekam kein Wort heraus, sondern nickte nur. Es war nichts mehr zu verheimlichen. Papa winkte mich zu sich ans Bett und legte seinen Arm um meine Schulter.

«Kinder», begann er, «die Zeit ist gekommen, da ich etwas sagen muss, was ich gehofft hatte, niemals sagen zu müssen. Ich erinnere mich an die Schreie der Verwundeten und die bleichen Gesichter der Toten aus dem letzten Krieg, als sei es gestern gewesen. Ich habe es nicht für möglich gehalten, dass es noch einmal so weit kommen würde. Ihr habt geglaubt, dass ich für alles eine Lösung finden könnte. Aber ich habe versagt. Ich meine, dass ihr Kinder gehen solltet. Mama hat mir gerade erzählt, dass Herr und Frau Ebersohn angeboten haben, euch mitzunehmen, um im Landesinneren von Polen Zuflucht zu suchen. Ich bin krank, wenn ihr meine Stärke am nötigsten braucht. Ich möchte, dass ihr geht, Kinder. Ich befehle euch zu gehen!»

Seine Stimme hatte einen autoritären Ton angenommen, wie ich ihn noch nie zuvor gehört hatte. Ich bemerkte Arthurs ver-

störten Blick, als die Eltern seiner Freundin erwähnt wurden. Mehr denn je ähnelte er Mama, aber wie er da gross, aufrecht und entschlossen im Zimmer stand, erinnerte er mich auch an Papa

Ohne die Spur eines Zögerns sagte er: «Nein! Wir bleiben zusammen.»

Die Augen meiner Eltern trafen sich. Ich hatte das Gefühl, dass Erleichterung und Stolz in ihren Gesichtern geschrieben standen.

«Ich hatte gehofft, dass du das sagen würdest», stiess Papa mühsam hervor. «Nicht um meinetwillen, sondern weil ich es hasse, meine Kinder in die völlige Ungewissheit zu schicken. Ich glaube daran, dass Gott uns zusammenhalten und unter dem Dach unseres Hauses bleiben lassen wird.»

Er sank erschöpft in seine Kissen zurück. Die Anstrengung war zu viel für ihn gewesen. Absolute Stille schwebte plötzlich im Raum. Seltsamerweise hatte auch draussen jedes Geräusch aufgehört, und wir bemerkten, dass der Himmel nicht mehr rot war.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, wirkte alles so friedlich wie immer. Die Sonne schien strahlend in mein Zimmer. Die Herbstblumen in unserem Garten standen in voller Blüte. Die Bäume waren mit Früchten beladen. In meinem Zimmer war alles unverändert, und Papa war sogar aus dem Bett aufgestanden. Sein Arm lag zwar in einer Schlinge, aber er war auf den Beinen, und das fand ich so wunderbar, dass ich glaubte, die Nacht zuvor sei nur ein Alptraum gewesen. Nein, nicht ganz, denn in den Gesichtern meiner Eltern konnte ich etwas lesen, das gestern noch nicht dort gestanden hatte.

Als wir uns im Erdgeschoss zum Frühstück versammelten,

schien jeder fröhlich zu sein. Papa scherzte. Mama stimmte in den scheinbar sorglosen Plauderton ein. Das Hausmädchen hatte uns verlassen, um mit Verwandten zusammen zu sein. Papa fragte mich neckend, ob ich die Stelle übernehmen wolle. Niemand erwähnte den Krieg. Ich schaltete das Radio ein. Es gab ein lautes Knacken, aber keinen Ton. Ich probierte das Telefon, die Lichtschalter: Nichts; wir hatten keinen Strom. In gewisser Hinsicht war das gut. Es gab keinen Kontakt zur Aussenwelt. Wir verbrachten einen wunderbar friedlichen Samstag. Doch mit Einbruch der Dunkelheit endete die Ruhe jenes letzten friedlichen Tages. Von den Dächern wurde sporadisch geschossen; ein Versuch, den Feind aufzuhalten, während sich unsere Armee Richtung Krakau zurückzog. Wir suchten in unserem Keller Schutz und sassen dort die ganze Nacht über. Gegen Morgen hörte das Schiessen auf, und es rollten keine polnischen Armefahrzeuge mehr vorbei. Wir verliessen den Keller, um im Wohnzimmer eine Tasse Tee zu trinken. Von meinem Platz auf dem Sofa aus konnte ich die Leute draussen auf der Strasse sehen. Alle schienen in fröhlicher Festtagsstimmung zu sein; sie redeten und lachten, hatten Blumen in der Hand, und überall klickten Fotoapparate.

«Mama, schau nur!» rief Arthur. «Hättest du gedacht –?» Er brach mitten im Satz ab, um das scheinbar Unvorstellbare nicht aussprechen zu müssen.

«Nein», antwortete Mama. Danach zog Arthur seine Uhr aus der Tasche; das Dröhnen eines Motorrads zerriss die Stille im Zimmer, und die Uhr fiel zu Boden. Es war 9 Uhr 10 morgens.

Ich schaute wieder aus dem Fenster. Eine Hakenkreuzfahne wehte am Haus gegenüber. Mein Gott! Sie schienen alle darauf vorbereitet gewesen zu sein. Sie hatten es gewusst; alle ausser

uns. Direkt gegenüber parkte ein Lastwagen mit deutschen Soldaten. Unsere Nachbarn boten ihnen Wein und Kuchen an und schrien wie trunken vor Freude: «Heil Hitler! Lang lebe der Führer! Wir danken dir für unsere Befreiung!»

Ich konnte es nicht begreifen. Ich konnte nicht fassen, dass das, was dort draussen geschah, Wirklichkeit war. Was taten diese Leute? Menschen, die ich seit meiner frühesten Kindheit kannte. Sie hatten uns verraten.

Auf dem Tisch wurde der Frühstückstee kalt. Papa und Mama starrten auf den Boden. Ihre Gesichter waren ausdruckslos. Papa wirkte schrecklich alt und grau. Er hatte sich sehr verändert.

Ich roch, dass etwas brannte. Ein Stück heisse Kohle aus dem Kachelofen war durch das Gitter auf den Teppich gefallen. Ich erinnerte mich, dass dasselbe vor ein, zwei Jahren schon einmal passiert war und Mama sich furchtbar darüber aufgeregt hatte. Danach hatte sie den Teppich gedreht, so dass die verbrannte Stelle unter dem Sofa lag. Diesmal wollte ich warnen, aber es schnürte mir die Kehle zu, als ich meine Eltern auf die Kohle starren sah. Sie schauten zu, wie der Teppich langsam brannte, doch es schien ihnen gleichgültig zu sein. Schliesslich stand Papa auf und schob die Kohle mit dem Schuh nachlässig hinter das Gitter zurück. Niemand sagte ein Wort.

Ich schaute aus dem Fenster und entdeckte Trude, ein Mädchen, das ich seit meiner Kindheit kannte. Sie und ihre Grossmutter wuschen unsere Wäsche und wohnten dafür mietfrei in einer Zweizimmerwohnung bei uns im Untergeschoss. Jetzt sah ich Trude mit Blumen aus unserem Garten in der Hand – weisse Rosen, auf die ich so stolz war, weil sie ausserhalb der Saison blühten. Sie reichte den Strauss einem Soldaten und brach sich

bei dem ungewohnten deutschen «Heil Hitler!» fast die Zunge ab. Der Soldat griff nach den Blumen, doch in diesem Moment bot ihm jemand ein Glas Schnaps an. Er entschied sich für den Schnaps, und die Blumen fielen auf die staubige Strasse. Soldatenstiefel trampelten auf ihnen herum. Ich fing an zu schluchzen, zu weinen; alle aufgestauten Gefühle und Ängste entluden sich in dem einen Ausbruch. Arthur stürzte sich auf mich und presste seine Hand auf meinen Mund.

«Bist du verrückt? Willst du uns verraten?»

Ich hörte ihn nicht. Die Tränen taten so gut. Schliesslich gab er mir eine Ohrfeige.

«Denk an Papas Leben. Wenn sie dich heulen hören –»

Ich konnte einfach nicht aufhören. Arthur zog mich vom Sofa, schleifte mich über den Teppich und die Treppe hinauf in mein Zimmer, wobei mir Mama den Mund zuhielt. Sie legten mich aufs Bett, wo ich ins Kissen weinte, bis ich schliesslich erschöpft einschlief.

Als ich am frühen Nachmittag aufwachte, feierte die trunke, jubelnde Meute noch immer ihre «Befreiung» und brüllte heiser «Heil Hitler!» Papa und Mama lächelten. Ihr Lächeln war mir peinlicher als meine Tränen; ich lernte in diesem Augenblick, dass ich nicht jedesmal weinen durfte, wenn mir danach war. Ich begriff, dass wir Aussenseiter waren, Fremde in unserem eigenen Heim, auf Gedeih und Verderb jenen ausgeliefert, die einst unsere Freunde gewesen waren. Obwohl ich erst fünfzehn war, ahnte ich – eher instinktiv als begründbar –, dass unser Leben nicht mehr in unseren eigenen Händen, sondern in denen eines Todfeindes lag.

Mama bemühte sich, unseren normalen Alltagsrhythmus beizubehalten, selbst an jenem schicksalhaften Sonntag. Sie kochte

Abendessen, und wir setzten uns wie gewöhnlich zu Tisch, doch niemand brachte einen Bissen herunter. Nachdem das Essen abgeräumt war, sassen wir schweigend beisammen. Arthur holte Bücher über den Krieg von 1914, um Daten über dessen Verlauf nachzuschlagen; doch Papa wandte ein: «Dies ist ein anderer Krieg. Der hier kann unmöglich vier Jahre dauern. Vier Wochen, vier Monate vielleicht, wenn es hoch kommt.»

Am späten Abend, als der Lärm der trunkenen Meute abgeebbt war, klopfte es an unsere Tür und jemand flüsterte: «Frau Weissmann.» Es war unsere Nachbarin Frau Bergmann, die Mutter meiner Freundin Escia. Sie sah blass und verstört aus, als sie die Nachricht überbrachte, dass im Lauf des Nachmittags eine Reihe von Juden auf der Strasse aufgegriffen und in der Synagoge eingesperrt worden waren; die Synagoge war anschliessend in Brand gesteckt worden.

«Männer sollten sich lieber nicht draussen blicken lassen», warnte sie. Mama riss erschrocken die Augen auf und presste die Lippen zusammen. Frau Bergmann berichtete auch, dass England und Frankreich am Morgen Deutschland den Krieg erklärt hätten. Sie blieb nur ein paar Minuten; als sie sich zum Gehen erhob, begleitete Mama sie zur Tür, und ich folgte. Bevor sie die Tür öffnete, lauschten Frau Bergmann und Mama ein paar Minuten; schliesslich drehte Frau Bergmann behutsam den Türkopf, spähte durch einen schmalen Spalt auf die Strasse und schlüpfte hinaus.

Wir sassen noch eine Weile schweigend herum; keiner wollte zu Bett gehen. Dies war der erste Abend, an dem ich Mama ohne Handarbeit im Schoss sah. Sie sass einfach da und starrte ins Feuer. Schliesslich stand sie auf und sagte: «Geht schlafen, Kinder. Wir werden alle noch viel Ruhe und Kraft brauchen.»

Ihre Worte fassten den ersten Tag unter deutscher Herrschaft zusammen. Am nächsten Morgen stand ich mit Mama gerade in der Küche, als unsere Nachbarin Frau Rösche mit einer weiteren Frau zu uns kam und nach unserer polnischen Fahne fragte.

«Die Fahne?» fragte Mama. «Wofür denn?»

«Um eine deutsche draus zu machen natürlich. Es ist ganz einfach. Sie lassen den roten Streifen, wie er ist, schneiden aus dem weissen einen Kreis aus und setzen ein schwarzes Hakenkreuz drauf.»

Mama wurde blass. Zunächst suchte sie die Fahne bewusst an Stellen, wo sie sie niemals finden konnte. Schliesslich brachte sie sie aber doch zum Vorschein, da sie wusste, dass dies auf Dauer unumgänglich war. Frau Rösche fragte, ob Mama zufällig schwarzes Band im Hause habe. Mama verneinte. Die andere Nachbarin holte ein Stück aus der Tasche. Sie betonte, dass es von besonders guter Qualität sei – und viele Jahre halten würde!

Die beiden Nachbarinnen verbrachten den ganzen Vormittag damit, eine Nazifahne zu nähen, die aus unserem Haus hängen sollte. Warum sie das taten, habe ich niemals erfahren. Vielleicht vermuteten sie, dass es Schwierigkeiten geben könnte, wenn bei uns keine Fahne hing.

Als die Fahne fertig war, fragten die Frauen: «Wo ist Arthur? Er ist gross und stark. Er könnte die Fahne aufhängen.»

Mama schickte mich nach oben, um ihn zu holen. Ich fand Arthur in seinem Zimmer; er lag apathisch auf seinem Bett. Als ich ihm ausrichtete, was man von ihm wollte, brüllte er mich an: «Seid ihr verrückt geworden? Niemals! Niemals! Ich werde es nicht tun. Sag ihnen, ich bin nicht da; sag ihnen, ich bin tot; sag ihnen irgendwas!»

Also plagten sich Frau Rösche und die andere Nachbarin damit ab, die Fahne am Hausgiebel zu befestigen. Tagelang brachte ich es nicht über mich, aus dem Fenster zu schauen. Als ich es endlich doch tat, starrte mir das blutrote Symbol der Tragödie entgegen, die über uns hereingebrochen war.

Kapitel 2

Die Deutschen brauchten achtzehn Tage, ganze achtzehn Tage, um Polen zu erobern. Niemand glaubte mehr daran, dass es unseren Truppen gelingen könnte, den Feind zurückzuschlagen. Krakau fiel, dann Warschau, und die Deutschen rückten weiter vor, ohne auf Gegenwehr zu stossen. Unsere letzte Hoffnung war, auf Hilfe aus Russland oder Frankreich zu warten, oder – wie einige Optimisten zu hoffen wagten – aus England und Amerika. Überall kursierten Gerüchte über die brutalen Methoden, die die Nazis im Osten anwandten. Einige Juden kamen aus Gebieten wieder, die von den Deutschen überrannt worden waren. Nach dem, was sie erlebt hatten, hielten sie es für sicherer, nach Bielitz zurückzukehren. Manche fanden ihre Häuser leer vor, sämtliche Wertgegenstände geraubt; die Häuser anderer waren von ehemaligen Dienstboten besetzt, die den Besitzern gnädig erlaubten, ein, zwei Nächte in einem Kelleroder Speicherraum zu verbringen und ein paar Kleidungsstücke mitzunehmen, bevor sie sie vor die Tür setzten.

Da wir noch das Privileg genossen, in unserem eigenen Haus zu wohnen, mussten wir uns um eine Bleibe – zumindest im Augenblick – zum Glück keine Gedanken machen. Papas Hauptsorge galt seinem Betrieb. Er war Mitbesitzer einer Fabrik für Pelzverarbeitung. Am liebsten hätte er im Büro nach dem Rechten gesehen, aber er wusste natürlich wie wir alle, dass dies zu gefährlich gewesen wäre. Wir hatten von Leuten gehört, die in ihre Läden oder Fabriken gegangen waren und diese von SS oder

Gestapo besetzt vorgefunden hatten. Keiner der Besitzer kehrte je nach Hause zurück. Bielitz war ein bedeutendes Zentrum der Textilindustrie; die dort produzierten edlen Stoffe genossen internationales Ansehen. Wegen der hohen Anzahl an qualifizierten Facharbeitern in der Bevölkerung war der Lebensstandard höher als in den meisten anderen Städten Polens. Überall standen mit Stoffen gefüllte Lagerhallen. Im Sog der Wehrmacht trafen deutsche Regierungsbevollmächtigte ein, die sämtliche Warenlager beschlagnahmten.

Wir wohnten am Stadtrand von Bielitz in einem geräumigen, über hundert Jahre alten Haus. Das Obergeschoss war zwar umgebaut worden, als meine Grosseltern geheiratet hatten, aber es gab noch stets unverkleidete Deckenbalken und eine offene Feuerstelle in der Küche, ausserdem eine verwitterte steinerne Eingangstreppe, altmodische Fenster mit Riegeln und, anstelle einer Zentralheizung, riesige Kachelöfen in den Zimmern. Ich liebte mein Zuhause, weil es so viele geheimnisvolle Ecken, einen kalten Steinfussboden im Keller – den ich mir in meiner Phantasie als Verlies vorstellte – und einen verwinkelten Speicher besass, durch den der Wind heulte. Am meisten liebte ich jedoch unseren grossen Garten; ein Teil davon lief am Haus entlang und mündete in einen Hof, in dem mehrere Schuppen standen, in denen wir Holz lagerten und Hühner hielten. Der eigentliche Garten lag hinter dem Haus; das Gelände stieg dort sanft an, denn ganz Bielitz erstreckte sich über die Gebirgsausläufer der Beskiden. In unserem Garten standen mehr als hundert teilweise sehr alte Obstbäume, zahllose Beerensträucher und ein von Fliederbüschen umgebenes Gartenhäuschen. Entlang der Grundstücksgrenze floss ein schmaler Bach. Dies war das Zuhause, das ich mein Lebtag lang gekannt und geliebt hatte.

Nicht lange, nachdem sich alle Einwohner bei der Polizei hatten registrieren lassen müssen, erhielten Juden den Befehl, sämtliches Gold, Automobile, Radios, ja sogar Füllfederhalter bei der Behörde abzuliefern. Wir nahmen es nicht allzu tragisch, denn schliesslich wohnten wir wenigstens noch in unserem Haus; doch allmählich wurde das Leben immer schwieriger. Man musste ständig am Fenster Wache stehen, und wenn ein Auto vor dem Haus hielt oder sich die gefürchtete grüne Uniform der Tür näherte, verschwanden Papa und Arthur in einem Wandschrank.

Am Anfang wollten sie sich nicht einschüchtern lassen. Papa protestierte immer wieder: «Ich habe niemandem etwas getan. Ich brauche keine Angst zu haben.»

Aber ein Blick von Mama genügte, und er versteckte sich, bis wir Entwarnung gaben. Wir hörten oft von Fällen, in denen deutsche Soldaten ein Haus inspizieren kamen; falls zufällig ein Mann die Tür öffnete, nahmen sie ihn einfach mit; häufig sahen ihn seine Angehörigen nie wieder. Wir konnten kaum eine Mahlzeit ohne Unterbrechung einnehmen. Wir standen unter ständiger Anspannung. Wir lernten, das Geräusch der verhassten Stiefel aus grosser Entfernung herauszuhören.

Anfang Oktober klopfte es eines Tages zaghaft an unsere Tür. Es war nicht das unheilvolle Hämmern der Gestapo, sondern ein zögerndes, mattes Pochen. Seltsam, wie viele Gefühle ein Klopfen auszudrücken vermag, wenn man genau hinhört! Vor der Tür standen Papas Schwester Anna und deren Tochter Miriam, die in meinem Alter war.

Tante Anna umarmte meinen Vater und schluchzte: «Mein Bruder, mein Bruder. Dank sei Gott, dass Er dich für mich erhalten hat. Ich bin allein.»

Unter Tränen erzählte sie uns ihre tragische Geschichte.

Zwei Tage vor dem Einmarsch der Deutschen in Bialitz hatten ihr Mann, ihre beiden Kinder und sie einen Zug bestiegen, um sich nach Warschau abzusetzen. Der Zug war unterwegs Tag und Nacht angegriffen worden. Tante Anna berichtete, wie der Maschine das Wasser ausgegangen war und die Passagiere eine Kette gebildet hatten, um Becher, Flaschen und Eimer mit Wasser zum Nachfüllen weiterzureichen, während überall um sie herum Tote und Sterbende lagen. In manchen Nächten hatten sie unter ihren Sitzen Schutz vor den Bomben und Kugeln gesucht, die über ihren Köpfen einschlugen. Bei einem solchen Angriff war Tante Anna ohnmächtig geworden und ihr Mann hatte den Waggon verlassen, um etwas Wasser für sie zu holen. Während seiner Abwesenheit fiel eine Bombe. Als Anna zu sich kam, erzählte ihr jemand, dass ihr Mann in Stücke gerissen worden sei. Sie sah ihn nie wieder. Schliesslich wurde die Lokomotive getroffen, so dass der Zug nicht mehr weiterfahren konnte. Tante Anna und ihre Kinder stiegen aus und machten sich zu Fuss auf den Weg Richtung Osten. Es war eine drückend heisse Nacht, erinnerte sie sich; der Mond schien hell, und sie sahen Tausende von Sternschnuppen, die sie als gutes Omen deuteten. Gemeinsam mit anderen Passagieren durchquerten Tante Anna und ihre Kinder ein Stück sandiges Ödland bei Kielce. Danach marschierten sie beständig durch die Nacht auf einen Wald zu, von dem sie sich nach der Hitze Kühlung versprochen. Am Waldrand trafen sie jedoch auf einen undurchdringlichen Gürtel deutscher Soldaten und Gewehre. Was sie als Sternschnuppen missdeutet hatten, waren in Wirklichkeit deutsche Fallschirmspringer gewesen. Nun machten die Flüchtlinge ihre erste Erfahrung mit Nazimethoden. Zunächst wurden die Männer von den Frauen getrennt. So kurz nach dem Verlust ihres

Mannes musste Tante Anna erleben, wie ihr der neunzehnjährige Sohn weggenommen wurde. Die Männer erhielten den Befehl, sich in einer Linie aufzustellen; jeder zehnte wurde erschossen. Die übrigen wurden in den Wald getrieben. Tante Anna rannte auf die Stätte des Massakers zu, um ihren Sohn zu suchen. Ein paar Maschinengewehrsalven beendeten das Stöhnen und die Schmerzensschreie; allmählich verhallten die Schritte der abziehenden deutschen Kolonne im heissen Wind.

Tante Anna nahm nichts mehr um sich herum wahr, bis die Stimme der fünfzehnjährigen Miriam neben ihr leise klagte: «Mama, ich will doch leben.»

Zu Fuss, per Pferdefuhrwerk und Auto kehrten sie nach Bielitz zurück. Nachdem Tante Anna ihr eigenes Haus von einer deutschen Familie besetzt vorgefunden hatte, versuchte sie es bei Freunden und Verwandten; doch alle Häuser standen leer. Sie hatte kaum zu hoffen gewagt, uns noch zu Hause anzutreffen. Meinen Vater wiederzusehen gab ihr neuen Mut. Tante Anna und Miriam besaßen nur noch das, was sie auf dem Leib trugen; sie hatten nichts zu essen und kein Geld. Natürlich blieben sie bei uns.

Am folgenden Morgen hörten wir erneut ein zögerndes Klopfen an der Tür. Tante Anna traute ihren Augen nicht, als sie ihren Sohn auf der Schwelle stehen sah. Sie konnte es kaum fassen, dass ihr ein solches Glück vergönnt sein sollte. Doch dort stand tatsächlich David, hager und hungrig zwar, aber am Leben. Er erzählte uns seinen Teil der Geschichte. Auf dem Weg in den Wald war seine Gruppe über einen kleinen Trupp polnischer Soldaten gestolpert, der sich dort versteckt hielt. In der anschließenden Verwirrung und dem folgenden Schusswechsel war David auf einen Baum geklettert und hatte, getarnt von

dichtem Blattwerk, beobachtet, wie die Deutschen mit ihren Gefangenen tiefer in den Wald zogen; wenig später starben viele im Kugelhagel. David wartete in seinem Versteck den Einbruch der nächsten Nacht ab, um sich anschliessend auf den Heimweg zu begeben. Er wanderte überwiegend bei Nacht und schlief tagsüber in bewaldeten Gegenden oder in Ställen, bis er schliesslich Bielitz erreichte.

Die Tage schlichen dahin wie eine Krankheit, bei der kein Ende in Sicht ist. Wir lebten von einem Tag auf den anderen und waren froh, wenn wieder eine Nacht vergangen war, ohne dass die Gestapo an unsere Tür geklopft hatte.

Mit Arthur geschah eine grosse Veränderung. Er wirkte rastlos und nervös. Bücher, die ihn normalerweise Tag und Nacht fesselten, blieben unberührt liegen. Er verliess sein Zimmer kaum noch. Er rasierte sich nicht, er zog sich nicht an. Er ass fast nichts, und ich bezweifle, dass er schlief.

Eines Morgens, als der Krieg fast sechs Wochen alt war, verkündete Arthur beim Frühstück, er wolle in die Stadt gehen. Wir wussten alle, dass dies ein gefährliches Abenteuer war. Meine Eltern ahnten, dass Arthur herausfinden wollte, ob seine Freundin Gisa aus Zentralpolen zurückgekehrt war, ob sie und ihre Eltern überhaupt vor der Invasion entkommen waren. Papa und Mama erhoben keinen Einwand, sondern überliessen ihm die Entscheidung. Er rasierte sich und brach auf; zum Abschied sagte er nur: «Ich gehe jetzt.»

Papa und Mama beobachteten durch die Gardinen hindurch, wie Arthur die Strasse entlanglief. Sie zitterten und fassten sich an den Händen, als er an einem deutschen Soldaten vorbeiging. Sie atmeten erleichtert auf, als der Soldat ihm keinerlei Aufmerksamkeit schenkte. Wir warteten ungeduldig und stellten Spekulationen darüber an, wie lange Arthur wohl brauchen würde, einschliesslich der Extrazeit für den Fall, dass seine

Freundin zurückgekehrt war. Ich beobachtete, dass Papa zweimal während der endlosen Wartezeit Pillen schluckte. Mama beschäftigte sich halbherzig mit verschiedenen Hausarbeiten. Wir sprachen nicht über Arthur oder sein Vorhaben, aber wir waren uns schmerzlich bewusst, dass jede Minute eine Tragödie über ihn hereinbrechen konnte.

Endlich, nach einer halben Ewigkeit, sahen wir Arthur langsam auf das Haus zukommen. Er verschwand wortlos in seinem Zimmer.

Ein paar Minuten später ging ich zu ihm nach oben. Gisas Foto lag auf seinem Nachttisch. Sie war ein hübsches Mädchen mit grossen dunklen Augen und blondem Haar. Sie lächelte auf dem Bild; doch als ich es näher betrachtete, erschien mir das Lächeln plötzlich traurig.

«Der Hund liegt tot vor dem Haus.»

«Rolf?» fragte ich.

Arthur nickte. «Ich frage mich», bemerkte er nach einer Weile, «ob er verhungert ist oder getötet wurde, oder ob er Gisa und ihrer Familie gefolgt ist, ihre Spur verloren hat und zum Sterben zurückgekommen ist.»

Kapitel 3

Mitte Oktober kam ein Schreiben per Post, das alle Männer im Alter zwischen sechzehn und fünfzig Jahren anwies, sich umgehend registrieren zu lassen. Wir sassen gerade beim Mittagessen, als die Nachricht eintraf. Mamas Augen weiteten sich, als sie ihren Blick von Papa zu Arthur wandern liess. Sie presste ihre Lippen zusammen, als unterdrücke sie einen Schrei. Papa begann, mit der gesunden Hand seinen Schnurrbart zu zwirbeln. Arthur und David warfen sich einen flüchtigen Blick zu und taten anschliessend so, als vertieften sie sich in ihr Essen. Tanta Anna schöpfte gerade Salat auf Miriams Teller; ihre Hand zitterte, und ein paar Blätter fielen auf den Tisch. Und mir ging nur ein einziger seltsamer Gedanke durch den Kopf: dass mir gar nicht aufgefallen war, wie angenehm das Mittagessen am Tag zuvor gewesen war.

Schliesslich sagte Arthur ruhig: «Ich habe davon gehört. Ich weiss, was passiert. Junge Männer werden tief ins polnische Hinterland geschickt, um Bombenschäden zu reparieren. « Seine Stimme zitterte leicht.

Mama, Papa und Tante Anna wurden kreidebleich, als David ergänzte: «Wir werden übermorgen aufbrechen.»

Sie hatten es also gewusst, es uns jedoch verschwiegen. Ich war überrascht, dass Mama nicht weinte. Sie lief nur mit zusammengepressten Lippen im Zimmer auf und ab. Papas Arm hing schwer in der Schlinge. Tante Anna schwieg.

Am Nachmittag ging ich nach oben in Arthurs Zimmer. Er blätterte gerade ein paar Bücher durch, wobei er gelegentlich in

den Garten schaute, wo der erste Herbstwind durch die Bäume pfiﬀ. Auf dem Rasen häufte sich Laub an. Der Tag erschien mir ausgesprochen kurz.

Keiner von uns beiden war sonderlich gesprächig. Arthur bemühte sich mehrmals, eine Unterhaltung anzufangen; aber jedesmal, wenn wir zu scherzen versuchten, wirkten unsere Worte gestelzt, künstlich. Schliesslich verfielen wir in Schweigen.

Ich erkannte meine Eltern nicht wieder. Ich erkannte meinen Bruder nicht wieder. Nie zuvor hatte ich sie so still erlebt. Mir wäre es lieber gewesen, wenn alle geschrien hätten, wenn meine Eltern geschrien hätten, wenn die Wände geschrien hätten, wenn es geblitzt und gedonnert hätte. Aber dieses tödliche Schweigen war das Schlimmste. Die Stille kroch in mich hinein und erfüllte mich mit Angst und Verwirrung.

Als Arthur und David am nächsten Morgen zur Meldestelle gingen, begleitete ich sie. Jungen und Männer, darunter viele Bekannte, standen Schlange, wurden registriert und erhielten Nummern.

Ein Klassenkamerad von Arthur erzählte, dass in anderen Städten viele junge Männer nach der Aufnahme ihrer Personalien in Lager gebracht und getötet worden seien.

«Unsinn», widersprach Arthur, «was für einen Blödsinn die Leute erfinden!»

Auf dem Nachhauseweg machten Arthur und ich an der Stelle halt, an der die Synagoge gestanden hatte. Der Platz war mit verkohltem Holz, Backsteinen und Glasscherben übersät. Eine einzelne Säule trotzte unversehrt und stolz dem Herbstwind. Wir kletterten im Schutt herum, ohne uns darum zu kümmern, ob uns jemand beobachtete.

Arthur hob ein paar Glasscherben auf und gab mir eine.

Er legte seinen starken Arm um mich und sagte: «Schau dir die Säule an. Sie steht noch. Wir müssen zuversichtlich sein. Vergiss das niemals, Gerda.»

Ich verlor die winzige Glasscherbe viele Jahre später irgendwo in den tschechischen Wäldern; aber die Worte meines Bruders vergass ich nie.

David war gleich nach der Registrierung nach Hause gegangen, um Tante Anna und Miriam zu ehemaligen Nachbarn zu begleiten und dort die Nacht zu verbringen. Die Bekannten gehörten zu den Glücklichen, die noch in ihrer alten Wohnung lebten; sie hatten mit der Familie gesprochen, die sich in Tante Annas Wohnung einquartiert hatte. Tante Anna hoffte, dass die Leute angesichts von Davids bevorstehender Abreise vielleicht ein paar seiner Sachen herausgeben würden. Sie wollte es zumindest versuchen, versprach jedoch, am nächsten Morgen zurück zu sein.

Schweigend trotteten Arthur und ich an jenem traurigen 18. Oktober 1939 nach Hause. Ich folgte meinem Bruder in sein Zimmer, setzte mich auf einen Stuhl am Fenster und beobachtete ihn. Arthur sass an seinem Schreibtisch und räumte eine Schublade nach der anderen aus. Einige Papiere las er durch und legte sie ordentlich an ihren Platz zurück.

Ich war stolz auf meinen Bruder, wenngleich ich mich manchmal über Mädchen ärgerte, die meine Freundschaft suchten, nur um Arthur kennenzulernen. Ich bemerkte häufig ihre neidischen Blicke, wenn ich mit ihm zusammen auftauchte, und war daran gewöhnt, hinterher gefragt zu werden: «Wer war denn der gutaussehende, dunkelhaarige Junge bei dir?» Ich war immer froh und stolz, antworten zu können: «Mein Bruder.» Denn Arthur hatte etwas Offenes und Liebenswertes an sich, und er besass ein unbefangenes, strahlendes Lächeln, dem nie-

mand widerstehen konnte. Er schloss leicht Freundschaft, sowohl mit alten als auch mit jungen Leuten. Seine Intelligenz und sein Witz standen seinem Aussehen in nichts nach. Was immer er anfang, vollendete er perfekt. Er war für aussergewöhnliche Leistungen in Chemie ausgezeichnet worden und strebte eine Promotion auf diesem Gebiet an. Er schrieb für eine namhafte Fachzeitschrift, den *Literaturführer*. Nur so aus Spass begann er einmal mit Malen. Eines seiner ersten Bilder gewann einen Preis. Ich bewunderte ihn. Häufig beneidete ich ihn. Wie er an jenem letzten Nachmittag an seinem Schreibtisch sass und die Andenken an seine Jugend durchsah, ist er mir am lebendigsten in Erinnerung geblieben.

Zur üblichen Zeit rief uns Mama zum Essen. Es war wie in all den Jahren, jenen wunderbaren Jahren unserer Kindheit, wenn wir in unserem warmen Zimmer spielten, während im Garten der Herbstwind heulte, wenn im Esszimmer das Kaminfeuer prasselte und wir uns zu unserer köstlichen warmen Mahlzeit versammelten. Doch dieses war das letzte Abendessen, das wir je zusammen einnehmen sollten.

Auf Arthur lastete die Bürde der Unterhaltung. Als wir beim Tee sassen, spürte ich den verzweifelten Wunsch meiner Eltern, diesen Abend so lange wie möglich hinauszuziehen.

Nachdem das Gespräch ins Stocken geraten war, sagte Papa schliesslich: «Ich glaube, wir sollten heute lieber zeitig zu Bett gehen.»

Dies war die deutlichste Anspielung auf den bevorstehenden Abschied am Morgen. Ich konnte in jener Nacht nicht einschlafen. Der Wind heulte immer noch in den Ästen der Bäume. In der Ferne hörte man das jämmerliche Bellen eines Hundes.

Ich schlich auf Zehenspitzen in Arthurs Zimmer. Er schlief fest. Ich erinnere mich, dass ich regungslos am Fussende seines Bettes sass und in die Dunkelheit starrte; und dabei schlief ich wohl endlich ein. Denn das nächste, woran ich mich erinnere, ist Arthurs Stimme: «Bitte, Papa, lass sie schlafen. Sie ist doch noch ein Kind.»

Aber ich war längst wach. Ich hörte jedes Wort. Ich stand auf und rannte in die Küche hinunter. Draussen war es noch dunkel.

Mama war damit beschäftigt, das Frühstück vorzubereiten. Sie bat mich, meinen Mantel anzuziehen, gab mir etwas Geld und trug mir auf, ein paar Brötchen für Arthur zu besorgen. Ich sollte Zeloski suchen. Er war früher bei uns als Gärtner angestellt gewesen. Jetzt arbeitete er in einer Bäckerei und trug in einem riesigen Korb Brötchen und Brot aus.

Draussen war es stockfinster, und ein kalter Nieselregen schlug mir entgegen. In Arthurs Zimmer brannte Licht; er war offensichtlich noch nicht mit Packen fertig. Unten in der Küche brannte ebenfalls Licht. Der Rest des Hauses lag im Dunkeln, wie auch die übrigen Häuser in unserer Strasse, bis auf vereinzelte Lichter in Küchenfenstern.

Ich entdeckte Zeloski am anderen Ende der Strasse. Ich rannte ihm entgegen. Er war schwerhörig. Ich zupfte ihn am Ärmel.

«Zeloski», rief ich, «ich möchte ein paar Brötchen für Arthur. Er fährt heute weg, wissen Sie.»

«Er fährt weg?» fragte Zeloski verdutzt. Er hatte Arthur immer vergöttert. Was Arthur auch anstellte, war richtig in Zeloskis Augen. Wenn Arthur und seine Freunde beim Indianerspielen auf Blumen herumtrampelten oder Zweige abknickten, fand

Zeloski immer einen Weg, um Arthur ungeschoren davonkommen zu lassen, und sei es, indem er mir die Schuld in die Schuhe schob.

Er gab mir ein paar Brötchen, und ich bezahlte.

«Wie schade», bemerkte Zeloski, «der Junge war so klug.»
Kopfschüttelnd schlurfte er weiter.

«Was meinen Sie mit: ‚er war‘?» schrie ich ihm hinterher.

«Du wirst ihn nie wiedersehen», antwortete er.

Ich zerrte an seinem Arm.

«Zeloski, sind Sie verrückt? Sie sind ein alter Narr.»

Ein paar Brötchen fielen aus seinem Korb. Er schüttelte nur traurig den Kopf.

«Ich hasse Sie!» brüllte ich ihn an und beförderte seine Brötchen mit einem Fusstritt in den Rinnstein. Dann rannte ich nach Hause.

Papa, Mama und Arthur sassen am Frühstückstisch. Ich legte die Brötchen in den Brotkorb. Mama schenkte Arthur Kakao ein. Ich erinnere mich nicht mehr, worüber gesprochen wurde; aber als Papa von einem zum anderen schaute, hatte ich das Gefühl, als präge er sich das Bild von uns allen am Tisch tief ins Gedächtnis ein. Er wollte etwas sagen, brachte jedoch kein Wort heraus. Mit einer abrupten Bewegung, wie ich sie nicht mehr gesehen hatte, seit er erkrankt war, erhob er sich und stürzte aus dem Zimmer. Mama bedeutete mir mit einem Blick, ihm zu folgen, und setzte anschliessend ihre Unterhaltung mit Arthur fort, der den Zwischenfall augenscheinlich ignorierte.

Die Szene im oberen Flur war herzerreissend. Papa stand auf der Schwelle zu Arthurs Zimmer und starrte nach drinnen auf die nachlässig herumgeworfenen, zurückgelassenen Kleidungsstücke. Er lehnte sich an die Wand und hielt sich die gesunde Hand vor die Augen. So gebeugt ähnelte er kaum noch dem stattlichen, ein Meter achtzig grossen Mann mit dem aufrechten

Gang. Wie grau sein braunes Haar geworden war! Plötzlich sah ich dicke Tränen über seine Wangen laufen.

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich meinen Vater weinen sah. Es waren stumme Tränen. Bis dahin hatte mein grosser, starker Vater für mich die absolute Autorität verkörpert, der Mensch – der mir alles im Leben ermöglichen oder verweigern konnte. Nun war er ebenso hilflos wie ich.

Ein überwältigendes Gefühl von Mitleid und Schmerz überfiel mich. Ich umarmte Papa. Die Berührung liess ihn erzittern, und ein qualvoller, schluchzender Schrei löste sich aus seiner Kehle; ein Schrei, den ich niemals vergessen werde. Er ähnelte nicht dem Laut einer menschlichen Stimme, sondern klang eher wie der Todesschrei eines niedergestochenen, sterbenden Tieres. Ich habe jenen Schrei später noch viele Male gehört – wenn Menschen getötet wurden.

«Oh, Papa, Papa!»

Er schickte mich weg.

Ich ging wieder in die Küche hinunter. Mama schmierte Arthur gerade ein Brötchen, und die beiden unterhielten sich. Nach einer Weile kehrte Papa zurück, und Arthur schaute auf die Uhr. Es war kurz vor sechs. Oh Gott, wie schnell die Zeit verflogen war! Uns blieben nur noch zehn Minuten, bis Arthur aufbrechen musste. Und dann würde es Abschiednehmen heissen; der Augenblick rückte unausweichlich näher. Die Minuten zogen sich dahin wie eine Ewigkeit. Ich hatte das Bedürfnis, es so schnell wie möglich hinter mich zu bringen.

Endlich stand Arthur auf. Er zog eine kurze Jacke über seinen marineblauen Pullover, warf sich den Rucksack über die Schulter, setzte ihn gleich darauf wieder ab und ging zu Papa hinüber.

Er öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, blieb jedoch stumm. Papa stand schwerfällig auf. Er hob zunächst seinen gesunden Arm und bewegte anschliessend seinen halb gelähmten rechten Arm unter unglaublichem Kraftaufwand in eine linksche Umarmung. Es grenzte an ein Wunder, dass er den Arm beugen konnte. Wir wussten, dass ihm dies fast unerträgliche Schmerzen bereitete. Er legte seine linke Hand auf Arthurs schwarzes Haar, danach mit einer ruckartigen Bewegung die rechte Hand. Für uns Kinder war dies eine vertraute, beruhigende Geste.

Wie blass seine Hände jetzt waren; aber sie zitterten nicht. Mit glasigen Augen schaute Papa auf, presste Arthur an sich und drückte ihm seine Lippen auf die Stirn.

«Gott sei mit dir, mein Sohn!» Er packte Arthur an den Schultern und schob ihn in Mamas Arme. Ihre schmalen, weissen Hände ruhten einen Augenblick auf seinem Kopf. Sie lächelte. Ich hatte Mama noch nie so stark erlebt. Arthur führte ihre Hände an seine Lippen und erwiderte ihr Lächeln. «Maminka», sagte er zärtlich, wie er sie immer als kleiner Junge genannt hatte.

«Es ist ein leichter Abschied, mein Kind, weil ich weiss, dass du bald wiederkommst», sagte Mama ruhig. Immer noch lächelnd küsste sie ihn auf die Stirn.

Mit einer schnellen, fast erleichtert wirkenden Bewegung drehte sich Arthur zur mir um, hob mich hoch, küsste mich auf beide Wangen und bemerkte scherzend: «Es wird ein Vergnügen sein, dich nicht dauernd an den Fersen kleben zu haben.»

Die Worte lösten die Spannung. Ich packte seinen Arm, stellte mich auf die Zehenspitzen und versuchte, meine Tränen hinunterzuschlucken. Er beugte sich zu mir herab und flüsterte schnell: «Sei stark, sie brauchen dich.»

Dann eilte er die Treppe hinunter auf den Bürgersteig. Wir folgten ihm. Wir wollten ihn zum Bahnhof begleiten, doch Arthur wehrte sich dagegen.

«Bitte», sagte er, «tut mir einen Gefallen. Ich will nicht, dass jemand mitkommt.»

Nein, er wollte nicht, dass wir mitansehen mussten, wie er unter Peitschenhieben der Nazis in einen Viehwaggon verladen wurde. Schnellen Schrittes lief er die Strasse entlang. Die Morgendämmerung brach gerade an. Plötzlich verlangsamte er seine Schritte und blieb schliesslich stehen. Ich wusste, dass er sich am liebsten umgedreht hätte, um das Bild seiner Familie vor seinem Zuhause in sich aufzunehmen und uns ein letztes Mal zuzuwinken; aber er liess es bleiben. Er zögerte einen Moment, ohne sich jedoch umzudrehen. Stattdessen lief er schneller und schneller dem Unbekannten entgegen.

Kapitel 4

Als Arthur ausser Sichtweite war, drückte Papa einen Moment lang sanft Mamas Arm, bevor sich beide abwandten. Ich folgte ihnen ins Haus. Papa und Mama wussten an jenem Tag nicht so recht etwas miteinander anzufangen.

Papa vertiefte sich ins Bibelstudium. Tante Anna ging nach ihrer Rückkehr sofort in ihr Zimmer und schloss die Tür. Mama zog ihren Mantel an, wickelte sich einen Schal um den Kopf und verliess das Haus. Ich folgte ihr zum Friedhof, der nur ein paar Minuten Fussweg von uns entfernt an einem Hang lag und von einer dicken Mauer umgeben war. Ein Teil des Friedhofs war sehr alt, mit Grabsteinen, die bis ins Jahr 1700 zurückdatierten. Mama ging langsam den Kiesweg entlang und beschleunigte ihren Schritt, als sie sich dem Abschnitt näherte, in dem unsere Familie begraben lag. Grabsteine aus schwarzem Marmor mit verblichenen Inschriften ragten aus dem Gebüsch hervor. Ich entdeckte den Stein mit der frischen Inschrift in glänzenden Goldbuchstaben: «Julie Mückenbrunn.» Das war das Grab meiner Grossmutter. Sie war vor eineinhalb Jahren gestorben. Ich beobachtete, wie Mama ihre Stirn auf den Stein legte – wie ein Kind, das den Kopf an die Brust der Mutter lehnt. Völlig in sich versunken, murmelte sie: «Mein Kind ... mein Kind ... oh, Mutter!» Dann weinte sie bitterlich. Ich konnte nicht alles verstehen, was sie sagte. Es war ein eigenartiges, leises Selbstgespräch, und dennoch spürte ich, dass eine Stimme in ihr schrie: «Oh Gott, bring ihn mir zurück.»

Nach einer Weile richtete sich Mama wieder auf und sprach

in einem anderen Ton zu dem Stein: «Du hast Glück, Mutter. Wenn ich nur sicher sein könnte, dass meine Kinder eines Tages an meinem Grab stehen.»

Wieder zu Hause, verkroch ich mich sofort in mein Zimmer. Es hatte keinen Zweck, ein Gespräch anzufangen. Jeder hatte das Bedürfnis, alleine zu sein. Lustlos blätterte ich ein Fotoalbum durch und stiess auf Fotos, die im vergangenen Sommer aufgenommen worden waren. Ich legte mich auf mein Bett, schaute gegen die blaue Decke und erfand das herrliche Spiel, die Vergangenheit Wiederaufleben zu lassen und von ihr aus mit Hilfe jener Fragmente Zukunftsträume zu spinnen. Eine Gegenwart existierte nicht. Es war eine wunderbare Flucht.

Da gab es zum Beispiel Krynica, wo Mama und ich den Sommer verbracht hatten. Es war ein eleganter Ferienort, etwa dreihundert Kilometer südöstlich von Bielitz. Ich liess die Vorfreude wieder lebendig werden, die Reisevorbereitungen, die Schneiderin, die Anproben und schliesslich die Fahrt. Ich sah alles ganz deutlich vor mir. Ich hatte Krynica von Anfang an gemocht. Unser Hotel lag in wunderschön angelegten Gärten mit Blick auf die Karpaten; es gab einen grossen Swimmingpool und Tennisplätze. Wenn Mama nur nicht darauf bestanden hätte, jeden Nachmittag zum Promenadenkonzert zu gehen, was für mich bedeutete, mich fein machen zu müssen mit Hut und Strümpfen. Wie ich das hasste! Ich erinnerte mich auch an das Freiluftkonzert, das wir am Tag vor unserer Abreise besucht hatten. Es war ein herrlicher Augustnachmittag, weisse Bänke, hübsche Blumen, glückliche Menschen, sonnengebräunte Männer und Frauen in farbenfroher Sommerkleidung. Ich war mächtig stolz auf Mama. Sie sah fantastisch aus in ihrem blauweiss gemusterten Marinekleid und breitkrempigem weissen Hut.

Das Orchester spielte Wiener Walzer. Mama lächelte immer bei jenen Walzern; sie erinnerten sie an ihre Jugendzeit, denn bei einem Ball in Wien war sie einmal zur Walzerkönigin gewählt worden.

Plötzlich rannte ein schlanker junger Mann zum Konzertpavillon, stiess den Dirigenten beiseite und rief: «Seid ihr alle verrückt? Ist euch nicht bewusst, was in eben dieser Stunde passiert?» Den Finger auf die stillen Berggipfel gerichtet, die Polens Grenze zu der von den Deutschen besetzten Tschechoslowakei bildeten, fuhr er fort: «Von dort oben naht mit jeder Minute die Katastrophe. Es wird Krieg geben. Und ihr sitzt hier aufgeputzt herum und lauscht belangloser Musik. Geht nach Hause, greift zu den Waffen! Lasst uns dem Feind entgengetreten!»

Der Kragen seines weissen Hemdes stand offen, das rotblonde Haar fiel ihm in die Stirn, seine Hände waren unruhig, seine Stimme besass eine eigenartige Macht und Überzeugungskraft. Bald traf die Polizei ein und führte den jungen Mann ab.

«Ein Verrückter», murmelten die Leute. «Man wird ihn wegen Störung der öffentlichen Ordnung verhaften.» Dennoch verliessen die meisten Besucher das Konzert.

Mama wollte eigentlich sofort nach Bielitz zurückfahren, doch ich drängte sie, noch eine Woche zu bleiben, wie wir ursprünglich geplant hatten. Mama war noch stets unentschlossen, als am nächsten Morgen das Telegramm von Papa eintraf, in dem er uns bat, nach Hause zu kommen. Wir packten eilig und reis-ten mit dem nächsten Zug ab. Als wir nahe der tschechischen Grenze entlangfuhren, fragte ich mich, ob es wirklich Krieg geben würde. Die Wälder waren grün und wirkten so friedlich, das Korn stand reif und üppig in den Feldern, und Bauernkinder

winkten dem vorbeibrausenden Zug nach. Als wir jedoch an grösseren Stationen haltmachten, drängte sich der Gedanke an Krieg wieder auf. Gepäck türmte sich auf den Bahnsteigen, überall sah man Kisten und Koffer, auf die mit grossen Buchstaben «Warschau» geschrieben war.

Am frühen Abend trafen wir in Bielitz ein. Papa und Arthur holten uns vom Bahnhof ab. Bei ihrem Anblick schwanden meine Ängste, obwohl mir auffiel, dass Papa nicht gut aussah.

«Du bist so blass, Julius», sagte Mama.

«Nein», antwortete er, «das scheint nur so, weil ihr so braungebrannt seid.»

Das Haus war angenehm kühl, und ich freute mich, wieder zu Hause zu sein.

War es am Tag nach unserer Rückkehr oder einige Tage später, dass Mama den Arzt rief und Papa Bettruhe verordnet bekam? Aber ich wollte mich jetzt weder mit Papas Krankheit noch mit dem Einmarsch der Deutschen oder mit Arthurs Abreise beschäftigen. Wie viel angenehmer war es, an die Zeit vor dem Krieg zu denken; an meine Schule zum Beispiel, das private Mädchengymnasium der Schwestern von Notre Dame, wo wir züchtige marineblaue Uniformen mit hellblauen Zierstreifen, braune Kunstseidenstrümpfe und derbe Schuhe tragen mussten. Nur in den Sommerferien durften wir anziehen, was wir wollten. Die nüchternen Uniformen störten uns allerdings überhaupt nicht. Sie liessen unsere Sommerkleidung nur umso farbenfroher und begehrenswerter erscheinen.

Jene Gedanken waren eine herrliche Flucht vor der Gegenwart. Tröstlich entfaltete sich die Vergangenheit vor meinen Augen: meine wunderbare Kindheit, sicher und behütet – zu behütet vielleicht für die Dinge, die in den folgenden Jahren auf

mich zukommen sollten, aber voller herrlicher Erinnerungen, aus denen man Kraft schöpfen konnte.

Eine Woche verstrich ohne Nachricht von Arthur. Niemand hatte etwas von den Jungen gehört. Ich ging jeden Tag in die Jüdische Kultusgemeinde, um mich nach Neuigkeiten zu erkundigen. Als ich eines Tages während der zweiten Woche von Arthurs Abwesenheit wieder mit der üblichen negativen Antwort nach Hause kam, erzählte mir Mama, dass sich Papa hingelegt habe und Herr Pipersberg bei ihm zu Besuch sei. Diese Auskunft hob sofort meine Stimmung, denn ich verehrte Herrn Pipersberg sehr. Er war mittelgross, hatte gewelltes graues Haar, einen gestutzten Schnurrbart, freundliche, strahlend blaue Augen und ein ansteckendes Lächeln. Er war Papas engster Freund und Geschäftspartner. Herr Pipersberg war Witwer und hatte verheiratete Kinder; deshalb widmete er sich nun ganz der Fabrik. Er war charmant und intelligent, hatte die ganze Welt bereist und kannte eine Menge amüsanter Geschichten, von denen er für jeden denkbaren Anlass eine passende parat hatte. Er besuchte uns häufig und brachte uns an Festtagen immer kleine Geschenke mit.

Mama schickte mich nach oben, um die Männer zum Mittagessen zu rufen. Als ich eintrat, waren Papa und Herr Pipersberg in ein ernsthaftes Gespräch vertieft. Sie diskutierten über die Risiken, die ein Besuch in der Fabrik barg; beide hielten es für ein zu gefährliches Unterfangen und kamen überein, die Fabrik in nächster Zeit zu meiden.

Als sich Herr Pipersberg nach einem unterhaltsamen Nachmittag verabschiedete, beschloss ich, ihn ein Stück zu begleiten und meine Freundin Ilse zu besuchen. Für ein Mädchen war es weniger gefährlich, sich auf die Strasse zu wagen, als für einen

Mann. Ilse Kleinzähler war eine meiner besten Freundinnen. Nachdem ihr Vater mit demselben Transport wie Arthur die Stadt verlassen hatte, waren Ilse, ihre Mutter und ihre vierjährige Schwester Kitty zu den Grosseltern gezogen. Dummerweise wohnten die Grosseltern am anderen Ende der Stadt, so dass wir uns nicht mehr so oft treffen konnten.

Als wir das Haus verlassen hatten, kündigte Herr Pipersberg an: «Ich gehe zur Fabrik.»

«Ich dachte, ihr hättet euch dagegen entschieden», bemerkte ich.

«Ich werde sie nicht betreten. Ich will einfach nur vorbeigehen», erwiderte Herr Pipersberg.

«In diesem Fall komme ich mit. Ich kann von dort aus zu Ilse gehen.»

Er zögerte. «Ich weiss nicht, ob ich das zulassen soll.»

«Mir würde doch niemand etwas tun», sagte ich bestimmt. Damit war die Angelegenheit entschieden.

Es war ein kalter, düsterer Tag; auf den Herbstblättern glänzte bereits der erste leichte Frost. Ich war gespannt, wie die Fabrik wohl aussehen würde, nachdem ich gehört hatte, dass die polnische Heimatarmee in der Umgebung sämtliche Bäume gefällt hatte in dem vergeblichen Versuch, den Vorstoss der Deutschen aufzuhalten. Nach einem halbstündigen, zügigen Marsch sahen wir die Fabrik vor uns liegen. Ich war schockiert über den Anblick der nackten grauen Mauern. Die vier rechteckig um einen Hof angeordneten Gebäude wirkten grimmig und abweisend in dieser ungewohnten Umgebung.

Wir wagten nicht, uns dem Haupttor zu nähern, sondern bogen von der gepflasterten Strasse ab und gingen zu einem kleinen Nebeneingang. Da dieser jedoch verschlossen war, schli-

chen wir um das Gebäude herum, um einen anderen Eingang zu suchen. Plötzlich fanden wir uns in einer Sackgasse wieder. Von unserem Standpunkt aus konnten wir sehen, dass innerhalb des Fabrikgeländes riesige Lastwagen parkten. Sie wurden gerade mit Stapeln wertvoller Pelze beladen. Ich spürte Herrn Pipersbergs Griff um meinen Arm fester werden. Vor seinen Augen wurden die Früchte jahrzehntelanger Arbeit weggeschleppt.

Instinktiv schaute ich zu den Fenstern von Papas Büro hoch. Plötzlich hörte ich ein seltsames Lachen von Herrn Pipersberg. Zitternd zeigte er auf ein grosses rotes Schild mit fetten weissen Buchstaben:

FÜR HUNDE UND JUDEN ZUTRITT VERBOTEN

«Ich bin froh, dass dein Vater nicht hier ist», sagte er, «wirklich froh. Es hat keinen Sinn, reinzugehen.» Er wandte sich langsam ab – ein mitleiderregendes Bild. «Geh lieber heim. Lauf! Ich möchte allein sein.»

Ohne mich noch einmal umzuschauen, rannte ich nach Hause. Ich verspürte keinerlei Lust mehr, Ilse zu besuchen.

Zu Hause wich ich meinen Eltern aus und verdrückte mich leise in mein Zimmer. Wieder suchte ich Zuflucht in Tagträumen über die Vergangenheit. Urplötzlich fiel mir auf, dass mich Herr Pipersberg ganz stark an den jungen Mann in Krynica erinnerte, der die Störung bei dem Freiluftkonzert verursacht hatte. Herr Pipersberg muss ihm sehr ähnlich gesehen haben, als er jung war.

Halb in Gedanken versunken, merkte ich auf einmal, dass die Türklinke langsam heruntergedrückt wurde. Ich sprang vom Sofa und riss die Tür auf. Auf der Schwelle stand Herr Pipersberg, sein Gesicht aschfahl. Er trug keinen Mantel mehr, sein Jackett war fleckig und zerknittert. Ich führte ihn zu meinem Bett, und er legte sich hin.

«Was ist passiert?» fragte ich.

Er legte den Finger auf die Lippen und bedeutete mir, leise zu sein.

«Erzähl niemandem, dass ich hier bin. Hol mir etwas Wasser und Verbandszeug, wenn du kannst.»

Als ich zurückkehrte, hatte er sein Jackett abgelegt. Sein blutbeflecktes Hemd klebte ihm am Körper. Als ich ihm beim Ausziehen half, sah ich, wie er sich auf die Lippen biss. Er hatte Wunden auf dem Rücken und auf der Brust. Sein linkes Auge war blutunterlaufen und begann sich bläulich zu verfärben.

Er schwieg, während ich seine Wunden behandelte; als ich fertig war, fing er an, stockend und mehr zu sich selbst zu sprechen.

«Ich habe es nicht ausgehalten. Ich musste hineingehen. Sie haben gefragt, wer ich sei. Keiner der Arbeiter wollte ihnen Auskunft geben, also habe ich gesagt, dass ich der Besitzer sei. ‚Sie sind doch Jude, oder?‘ Und dann schlugen sie mich. Einige Arbeiter nahmen eine Haltung ein, als wollten sie eingreifen, aber sie hatten wohl zu viel Angst und wandten sich schliesslich ab. Ich habe es kaum bis zu eurem Haus geschafft. Erzähl deinem Vater nichts», warnte er mich. «Lass mich über Nacht hierbleiben.»

Ich brachte ihm Tee und ein belegtes Brot. Er schlürfte den Tee, konnte jedoch nichts essen.

«Gibt es Neuigkeiten von Arthur?» erkundigte er sich. Als ich verneinte, schüttelte er den Kopf und schloss die Augen.

In jener Nacht betrat ich zum ersten Mal nach Arthurs Abreise wieder sein Zimmer. Alles war unberührt, genau so, wie er es verlassen hatte. Mama hatte nicht mal sein Bett gemacht. Man konnte noch immer den Abdruck seines Kopfes auf dem Kissen

sehen. Ich rollte mich am Fussende seines Bettes zusammen, als ob ich ihn nicht stören wollte.

Am nächsten Morgen erwachte ich zeitig und schlich auf Zehenspitzen in mein Zimmer, um Herrn Pipersberg eine Tasse Kaffee anzubieten. Er war nicht mehr da. Die Decken lagen ordentlich zusammengefaltet auf dem Bett. Der einzige Beweis für die Ereignisse des vergangenen Abends waren blutgetränkte Wattebäusche in meinem Papierkorb.

Kapitel 5

Die Tage schlichen dahin. Inzwischen war es Anfang November. Ich ging täglich zur Kultusgemeinde, aber es gab noch immer keine Nachricht von Arthur. Allerdings mehrten sich die Gerüchte, dass neue Transporte bevorstünden. Manche Leute behaupteten sogar, alle Juden sollten deportiert werden.

Bielitz war damals bereits ins Deutsche Reich eingegliedert worden – wie das gesamte Territorium, das vor dem Ersten Weltkrieg zur k.u.k.-Monarchie gehört hatte. Der nicht offiziell in das Staatsgebiet Grossdeutschlands integrierte Teil des besetzten Polens wurde als Generalgouvernement bezeichnet. Bielitz lag nur etwa dreissig Kilometer westlich der Trennungslinie, die durch Auschwitz (Oswiecim) verlief, wo später das schrecklichste Konzentrationslager Europas entstand. Aufgrund der Gerüchte beschlosssen viele unserer Verwandten und Freunde, sich ins Generalgouvernement abzusetzen, in dem Glauben, dass dort mit weniger Repressalien zu rechnen sei als in Bielitz.

Tante Anna wollte nach Czortkőw gehen, wo sie bis zu ihrem Umzug nach Bielitz ein paar Jahre vor Kriegsausbruch gewohnt hatte und immer noch ein Haus besass. Die Stadt lag in jenem Teil Ostpolens, der gegenwärtig von den Russen besetzt war. Tante Anna hoffte, sich vom Generalgouvernement aus nach Czortkőw durchschlagen zu können. Sie drängte uns, sich ihr anzuschliessen.

«Noch besitzt ihr ein paar Wertsachen, die ihr mitnehmen könnt», argumentierte sie. «Ausserdem bin ich mir sicher, dass

Arthur und David im Generalgouvernement sind.» Sie bat Papa inständig, jedoch ohne Erfolg.

«Ich kann dich nicht daran hindern zu gehen», erwiderte Papa, «aber wir bleiben. Ich kann mit meinem Arm nicht arbeiten, wir haben kaum noch Geld. Hier werden wir es schon irgendwie schaffen. Helene ist hier geboren, die Kinder sind hier geboren, und ich lebe seit über zwanzig Jahren in Bielitz. Ausserdem haben wir hier immer noch Freunde. Wir bleiben.»

Also verliessen uns Tante Anna und ihre Tochter Miriam. Eine Zeitlang erhielten wir noch Post von ihnen, im Dezember 1940 kamen unsere Briefe jedoch mit einem roten Stempel auf der Rückseite zurück: EMPFÄNGER UNBEKANNT VERZOGEN. Wir haben niemals erfahren, was ihnen zugestossen ist, nur, dass sie nicht in Czortkőw angekommen sind.

An einem bitterkalten Tag kurz nach Tante Annas Abreise kam eine Bekannte vorbei, um uns mitzuteilen, sie habe gehört, dass die Gestapo auf der Suche nach Herrn Pipersberg sei.

«Versuchen Sie ihn zu finden», forderte sie meinen Vater auf, «und sagen Sie ihm, er soll sich verstecken.»

Eine solche Warnung durfte nicht ignoriert werden. Wir vermuteten, dass sich Herr Pipersberg im Haus seiner ehemaligen Sekretärin aufhielt, das in der Nähe der Fabrik lag. Dort konnte er von relativ sicherer Warte aus beobachten, was auf dem Gelände vorging.

«Ich mach' mich besser auf den Weg», sagte ich.

Die Luft war eiskalt. Es herrschte starkes Schneetreiben, so dass man kaum die Strasse erkennen konnte. Ich sah einen Pferdeschlitten, auf dem zwei in Decken gehüllte Bauern sassen. Ich

bat sie, mich ein Stück mitzunehmen; sie erklärten sich einverstanden. Das müde alte Pferd zog schwerfällig den ächzenden Schlitten. Ich war halb erfroren, als ich am Haus der Sekretärin ankam.

Herr Pipersberg war dort. Er wollte gerade mit dem Essen beginnen, sprang jedoch vom Tisch auf, als er mich sah. Nachdem ich ihm den Grund für mein Kommen genannt hatte, drängte er mich, schnell heimzulaufen, und verliess anschliessend sofort das Haus, um ein geeignetes Versteck zu suchen.

Ich war noch keine hundert Meter weit gegangen, als eine grosse schwarze Limousine mit zwei Uniformierten darin an mir vorbeifuhr. Vor dem Haus hielt der Wagen an, und die Männer gingen hinein. Ich fing an zu rennen. Ein paar Minuten später raste die Limousine in umgekehrter Richtung an mir vorbei. Plötzlich wurde mir die ganze Tragweite meines Handelns bewusst. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie die Gestapobeamen Herrn Pipersbergs Sekretärin verhört hatten. Wie hätte die eingeschüchterte Frau verschweigen können, dass die Tochter des besten Freundes von Herrn Pipersberg gerade dagewesen war? Ich machte mir schwere Vorwürfe, dass ich den Wagen nicht angehalten hatte, um zu gestehen, dass ich Herrn Pipersberg gewarnt hatte, dass ich ganz allein dafür verantwortlich war, dass meine Eltern nichts davon wussten. Doch es war zu spät.

Ich bildete mir ein, unser Haus bei meiner Rückkehr leer vorzufinden, die Eltern verschwunden. Vielleicht hatte ich Herrn Pipersbergs Leben gerettet, aber dadurch meine Eltern in Gefahr gebracht. Wider alle Wahrscheinlichkeit hoffend, rannte ich atemlos weiter. Meine Eltern waren zu Hause. Meine Erleichterung über das Wiedersehen war so gross, dass ich im ersten Mo-

ment gar nicht bemerkte, wie aufgeregt sie waren. Ich platzte sofort mit meiner Geschichte heraus, doch Papa schüttelte nur stumm den Kopf. Da erkannte ich, dass ihm etwas anderes Kummer bereitete. Auf meinen fragenden Blick hin klärte er mich auf. Es gab Neuigkeiten von dem Transport, mit dem Arthur weggebracht worden war. Acht Tage lang waren die Jungen in Viehwaggons eingeschlossen gewesen, bevor sie in einem Wald im Generalgouvernement herausgelassen wurden. Als sie an die frische Luft stolperten, begannen SS-Leute, willkürlich auf die Jungen einzuschlagen und zu schießen. Diejenigen, die nicht getroffen wurden, rannten weg. Es hiess, dass sechshunddreissig Gefangene getötet worden seien. Jemand hatte diese Nachricht der Frau eines Mannes überbracht, der entkommen war.

Wir erfuhren nichts über Arthur persönlich. Vielleicht aus einer Art Selbstschutz heraus erwuchs in mir der Glaube: «Arthur lebt.» Ganz fest redete ich mir ein: «Er muss einfach leben.»

Und ausgerechnet in dieser Situation bereitete ich meinen Eltern zusätzliche Sorgen. Falls Herr Pipersberg nicht gefunden wurde, kam die Gestapo vielleicht *uns* abholen. Wir verbrachten eine schrecklich bange Nacht. Etwas zerbrach in meiner Mutter; ihr Geist schien verwirrt. Die ganze Nacht murmelte sie ununterbrochen: «Arthur, Arthur, wo bist du?» Die Gefahr für ihr eigenes Leben nahm sie gar nicht wahr.

Ich konnte nicht schlafen, ich konnte mich nicht hinlegen. Ich sass in meinem Zimmer am Fenster und beobachtete, wie die Nacht der Morgendämmerung wich. Die Gestapo kam nicht.

Zwei Wochen verstrichen. Ende November brachte der Brief-

träger eines Tages eine gedruckte Karte, mit der alle Juden angewiesen wurden, sich am Montag, dem 2. Dezember 1939, um sechs Uhr früh in einer Waffenfabrik in der Hermann-Göring-Strasse zu melden. Pro Person durften zwanzig Pfund Kleidung mitgenommen werden. Wertgegenstände und Bargeld sowie die deutlich beschrifteten Schlüssel zu sämtlichen Schränken sollten auf einem Tisch im Flur jeder Wohnung deponiert werden. Bei Zuwiderhandlung drohte die Todesstrafe.

Nun war es also passiert! Wir mussten unser Zuhause verlassen. Jenes bekannte Schweigen umfing uns wieder; Mamas nächtliche «Arthur-Arthur»-Rufe waren die einzigen Laute, die die Stille durchbrachen.

Am nächsten Morgen klingelte ein Mann, der uns anbot, einige unserer Besitztümer zu kaufen. Da Papa nicht von Mamas Seite weichen wollte, beauftragte er mich, alles zu verkaufen. Die günstige Einkaufsgelegenheit sprach sich in Bielitz schnell herum. Bald strömten die Käufer in unser Haus und die Häuser anderer Juden. Sie brachten Wagen mit, zerrten die Möbel auf die Strasse und luden sie auf. Unser Heim wurde in Stücke gerissen, und ich konnte nichts weiter tun, als hilflos zuzuschauen.

Ein Mann raffte unser gesamtes Tafelsilber und Geschirr in einen Waschkorb, packte ein paar Kristallschalen obendrauf und gab mir dafür ein paar schmutzige, zerknitterte Geldscheine; ich fragte mich, wo er die wohl herhatte. Ein anderer nahm sich ein Glas aus dem Set, das Arthur und ich meinen Eltern zu ihrem zwanzigsten Hochzeitstag im vergangenen April geschenkt hatten. Es war ein wunderschön geschliffenes Likör- und Weingläserset. Der Mann hielt das Glas kurz am schlanken Stil in die Höhe und liess es dann auf den Boden fallen. Es zerbrach in tausend Stücke.

«Ich will dieses Set haben», sagte der Mann zu mir, «aber ich kann dir nicht viel dafür bieten, weil ein Glas fehlt», wobei er auf die Scherben zeigte.

Ich musste mit ansehen, wie die Regale der Bibliothek geräumt wurden. Jemand holte die Eule aus dem Bücherschrank. Sie war ein Porzellanvogel; ihre Krallen ruhten auf zwei Büchern: der Bibel und Aristoteles. Ihre Augen waren Glühbirnen. Arthur hatte oft beim Licht der Figur gelesen. Mir war die Eule immer lebendig vorgekommen; doch als der Käufer sie wegtrug, waren ihre Augen glasig und kalt.

Jemand riss die Tischdecke vom Esszimmertisch – jene, an der Mama über ein Jahr lang gearbeitet hatte. Die Decke war eine kostbare Handarbeit mit silberner Bordüre.

Wo einst die vertrauten Gemälde gehangen hatten, gab es nur noch helle Flecken an den Wänden.

Die Unantastbarkeit unseres Heims war zerstört, die Kette der Tradition gebrochen, der Schrein aus Liebe und Zuneigung entweiht..., und ich stand da mit ein paar Fetzen schmutzigen, zerknitterten, klebrigen Papiergeldes und einer Handvoll Münzen. Scham brannte in meinen Händen. Ich schloss die Augen, wandte mich ab und ging nach oben, um Papa das Geld zu bringen.

Papas Arm lag schwer in der Schlinge. Mama hatte einen totalen Zusammenbruch erlitten; schliesslich schlief sie vor Erschöpfung ein. Übermorgen sollten wir unser Haus verlassen. Was konnten wir für Mama tun? Sie rief ständig nach Arthur.

Ich hatte schreckliche Visionen, was ihm zugestossen sein könnte. War er in dem Viehwaggon verhungert und verdurstet? Hatten sie ihn erschlagen, oder war er in den Wald entkommen, nur um dort zu erfrieren? Hatte ihn eine Kugel getroffen und auf der Stelle getötet, oder hatte er leiden müssen? Lag er in den

Wäldern des Ostens, oder trieb er in den Fluten des San? Sicher war seine Kleidung kalt und durchnässt. Waren seine Augen geöffnet oder geschlossen? Solche Bilder verfolgten mich Tag und Nacht. War ihm dies wirklich zugestossen? Und wenn nicht, warum schrieb er dann nicht oder schickte eine Nachricht? Er muss am Leben sein, versuchte ich mir einzureden; und dann sah ich plötzlich sein Gesicht im Dunkeln, starr, umgeben von eisigem Wasser. Mama rief wieder und wieder seinen Namen. In jener Nacht fühlte ich mich dem Tod so nahe, dass ich ihn verzweifelt herbeisehnte. Es schien die einfachste Lösung zu sein, der schnellste Ausweg. Wir hatten von einer Familie gehört, die gemeinsam Selbstmord begangen hatte. Ich wünschte mir beinahe, meine Eltern hätten diesen Vorschlag gemacht.

Ich stand an meinem Fenster und presste die Stirn gegen das kalte Glas. Obwohl es schon spät war, war ich noch hellwach. Sterben erschien mir fast wie Luxus: einzuschlafen und nie wieder aufzuwachen. Plötzlich spürte ich Papas Hand auf meiner Schulter. Ich wandte mich nicht um. Er griff mich im Nacken und drehte mich mit Gewalt zu sich um. Er sah mich fest an und antwortete anschliessend auf meine Gedanken.

«Was du gerade denkst, ist falsch. Es ist feige.»

Ich konnte nicht widersprechen. Er hob mein Kinn und schaute mir tief in die Augen.

«Versprich mir, dass du es niemals tust, was immer auch geschieht!»

Ich brachte kein Wort heraus.

«Ich will dein Versprechen, jetzt.»

«Ich verspreche es dir, Papa.» Und wann immer in den kommenden Jahren Sterben die einzige Lösung schien, habe ich die-

ses Versprechen als meinen heiligsten Eid hochgehalten.

Am nächsten Morgen trafen gute Nachrichten ein. Wir mussten nicht zur Waffenfabrik gehen. Der Transport war verschoben worden. Wir durften zu Hause bleiben. Mama ging es dennoch nicht besser. Die nächsten beiden Tage schlief sie fast ununterbrochen.

Kapitel 6

Kurz vor Weihnachten schneite es mehrere Tage lang heftig. Normalerweise wäre ich bei solchem Wetter draussen auf den Hügeln beim Skifahren gewesen; doch in diesem Jahr dachte ich nicht mal an Skier.

Zwei Tage vor Weihnachten setzte Tauwetter ein. Bei strahlendem Sonnenschein schmolz der Schnee innerhalb von Stunden und hinterliess eine braune Schlammschicht auf den Strassen. Am Nachmittag klopfte ein deutscher Polizist an unsere Tür. Sein zunächst unverständliches Gebrüll entpuppte sich als der Befehl an uns, unverzüglich in die Kellerwohnung umzuziehen, wo Trude bisher gewohnt hatte. Papa, Mama und ich packten hastig das Nötigste zusammen und schafften ein paar Möbelstücke in den Flur.

«Schneller, schneller», schnauzte uns der Polizist mit schnarrender Stimme an.

Mein armer Vater quälte sich, die Möbel mit seinem gelähmten Arm hochzuheben. Auf dem Weg nach unten begegnete mir Trude. Sie war bereits dabei, ihre Sachen nach oben zu tragen.

«Ich bin so froh», sagte sie ohne Bosheit oder Schadenfreude, «dass wir zu Weihnachten eine schöne Wohnung haben.» Sie stellte es einfach sachlich fest; für sie schien es die natürlichste Sache der Welt zu sein.

Ich spürte Wut in mir aufsteigen; wenn Mama nicht hinter mir gewesen wäre und mich die Treppe hinuntergeschubst hätte, hätte ich Trude vermutlich eine Ohrfeige gegeben.

Im Keller stand Wasser, die Wände waren feucht, und der Strom war abgeschaltet. Mama ging auf den Speicher und holte eine alte Petroleumlampe, die seit dem Ersten Weltkrieg nicht mehr benutzt worden war. Ich beobachtete, wie sie die Lampe polierte und das Glas mit einem weichen Tuch reinigte. Dann zündete sie den Docht an. Zunächst glimmte nur ein winziger Funke, doch schliesslich entwickelte sich eine leicht rauchende Flamme. Mama steckte das Glas in den Sockel zurück und drehte den Docht höher. Die alte Lampe warf ein warmes Licht über den Tisch auf die wenigen vertrauten Möbelstücke und die schimmlichen Wände. Wir befanden uns zwar noch in unserem Haus, aber ich hatte das Gefühl, als ob wir ganz weit weg seien.

Wie jedes Jahr ging ich am Heiligabend Niania besuchen. Niania war der einzige Mensch, der noch regelmässig zu uns kam und keine Angst davor zu haben schien, wie die Deutschen darauf reagieren könnten. Ihre Stellung in unserem Haushalt war eine ganz besondere. Niania Brenza war eine alte Österreicherin, die noch immer dem längst verstorbenen Kaiser Franz Josef treu ergeben war. Aus der Epoche stammend, als unsere Region noch zur k.u.k.-Monarchie gehörte, sprach sie ausschliesslich Deutsch. Niania hatte ein hartes Leben hinter sich. Sie hatte in jungem Alter ihren Mann verloren und ihre vier Kinder allein grossgezogen. Ihr einziger Sohn, von Beruf Rechtsanwalt, heiratete kurz vor dem Ersten Weltkrieg, meldete sich bei Kriegsausbruch als Freiwilliger bei der kaiserlichen Armee und fiel wenig später im Kampf. Die Tochter, die seine Frau zur Welt brachte, sah er nie. Frau Brenzas Schwiegertochter nahm in unserer Nähe eine Stelle als Haushälterin an und gab ihre Tochter Irma in die Obhut der Grossmutter.

Niania erzählte mir oft von den Ereignissen, die sie in unser Haus gebracht hatten. Im April 1924 zerstörte ein Feuer das Haus, in dem sie wohnte; ihre sämtlichen Besitztümer wurden vernichtet. Niania kannte meine Grosseltern flüchtig; so bat sie meine Grossmutter am Tag nach dem Feuer um etwas zum Anziehen. Sie habe eine alte Postuniformjacke ihres verstorbenen Mannes getragen, erzählte mir Niania – das einzige warme Kleidungsstück, welches das Feuer überstanden habe. Meine Grossmutter hatte eine Idee.

«Meine Tochter Helene», sagte sie mit Bezug auf meine Mutter, «erwartet in Kürze ein Baby. Wir suchen jemanden, der sich um das Kind kümmert.»

Und so zogen die damals fünfzigjährige Niania und ihre siebenjährige Enkelin Irma in unser Haus ein. Ursprünglich war die Anstellung nur für die erste Zeit nach meiner Geburt gedacht, bis Mama wieder bei Kräften war, doch am Ende wurden dreizehn Jahre daraus.

Vorübergehend nahm sich Niania einmal zusammen mit ihrer Schwiegertochter und Irma ein Zimmer in der Nachbarschaft; doch abgesehen von dieser kurzen Unterbrechung lebte sie all die Jahre bei uns, und Irma wuchs in unserem Haus auf.

Niania kümmerte sich vom ersten Tag meiner Geburt an um mich. Sie brachte mir Sitzen bei, sie lehrte mich meine ersten Schritte und mein erstes Wort: «Papa»; das zweite war «Niania». Ich habe sie immer so genannt. Wir konnten uns auf sie verlassen, wir haben ihr vertraut. Sie schien für alles zuständig zu sein. Am schönsten fand ich, dass sie so viele Geschichten kannte. Erst als ihr Enkelkind Irma zwei Jahre vor Kriegsausbruch heiratete, verliess sie uns und zog in ihr eigenes Haus in der Nähe

um. Sie war damals dreiundsechzig. Jeden Morgen, wenn ich zur Schule ging, wartete sie an ihrem offenen Fenster, um mir einen Apfel oder ein paar Süßigkeiten zuzuwerfen. An kalten Tagen stand sie regelmässig in ihren braungrün karierten Schal gehüllt vor der Haustür, um zu kontrollieren, ob ich auch meine warme Unterwäsche und die wollenen Fausthandschuhe trug. An langen Winterabenden besuchte ich sie häufig, um ihre köstlichen Kartoffelpuffer zu probieren. An jenen Abenden schöpfte sie immer aus ihrem schier unerschöpflichen Vorrat geheimnisvoller Geschichten.

Obwohl die Deutschen Niania aufs Polizeibüro bestellt und ihr untersagt hatten, unser Haus zu betreten, besuchte sie uns regelmässig wie zuvor. Keiner der Nachbarn denunzierte sie, vielleicht weil sie so alt war oder weil die Leute wussten, in welcher enger Verbindung wir zueinander standen. Niania brachte uns die Dinge, die Juden nicht mehr kaufen konnten: Zucker, Marmelade, Süßigkeiten, gelegentlich ein Ei. Wenn wir dagegen protestierten, dass sie sich unsertwegen einschränkte, schaute sie mich an und sagte: «Das Kind muss essen, es wächst noch. Mein Leben ist fast vorbei.»

So war meine Niania; eine einfache, stolze Frau. Ihr Charakter leuchtete strahlend in jener Welt des Verrats.

Ich ging Niania am Heiligabend also besuchen. Weihnachten in ihrem Haus schien fast so wie immer zu sein: der geschmückte Baum, der Duft von frischem Kiefernholz und liebevoll verpackte kleine Geschenke für uns. Nur die Geschenke waren andere. In früheren Jahren hatte mir Niania gewöhnlich Bücher oder Spielsachen geschenkt. Mama bekam eine Handarbeit – ein gehäkelt Kosmetiktäschchen oder ein besticktes Kissen. Dieses Jahr hatte Niania Wollhandschuhe und Süßigkeiten für mich,

ein Glas Marmelade und ein Pfund Zucker für Mama. Das Geschenk, das ich für Niania mitnahm, unterschied sich sehr von denen der vergangenen Jahre. Statt Kleidung und dem üblichen Korb mit Früchten und Wein konnten wir ihr nichts weiter geben als eine blassgrüne chinesische Vase mit zwei Drachen als Henkeln. Nachdem ich ihre Geschenke ausgepackt hatte, bot mir Niania Plätzchen an; es waren die gleichen wie immer, sie schmeckten jedoch irgendwie anders.

Von Nianas Fenster aus konnte ich unseren Garten sehen. Es schneite wieder, und unser Gartenhaus kam mir vor wie ein Lebkuchenhäuschen mit einer dicken Schicht Puderzucker auf dem Dach.

Nach Weihnachten wurden unsere Rationen drastisch gekürzt, und auf die Lebensmittelkarten war das Wort JUDE gestempelt. Wir erhielten nicht mal halb so viel wie Nichtjuden. Unsere Kohleration war mehr als mager, doch da wir nur zwei Räume heizen mussten, gelang es uns, in dicke Winterkleidung gepackt, uns einigermaßen warm zu halten. Mit dem neuen Jahr kam der Befehl, weiße Armbinden mit einem blauen Stern und der Aufschrift JUDE zu tragen. Wenig später wurden wir angewiesen, einen gelben Stern mit schwarzer Schrift zu tragen; die neuen Farben hoben sich angeblich besser vom Schnee ab.

Die Ungewissheit über Arthurs Schicksal bedrückte uns nach wie vor. Kurz nach Neujahr traf überraschend ein an ihn adressierter Brief von seiner Freundin Gisa ein. Wie sehr hatte er auf eine Nachricht von ihr gewartet! Sie schrieb, dass sie und ihre Familie inzwischen in Krakau wohnten, dass sie alles verloren hätten und dass ihr Vater schwer krank sei. Ich antwortete sofort und teilte ihr mit, dass Arthur nicht mehr zu Hause sei. Wenige Tage später kam ein zweiter Brief von ihr, der wunderbare Neu-

igkeiten enthielt; sie hatte aus anderer Quelle etwas über Arthur erfahren. Er war in Russland und befand sich in Sicherheit. Wir warteten ungeduldig auf weitere Post. Wir hofften, dass Gisa bald direkt von Arthur hören und einen Brief von ihm an uns weiterschicken würde.

An einem kalten Tag Anfang Februar traf Arthurs alter Freund Peter aus Krakau ein. Krakau liegt etwa achtzig Kilometer von Bielitz entfernt. Gelegentlich wurden Reisegenehmigungen erteilt, und Peter hatte ein solches Dokument ergattert. Gisa hatte ihn gebeten, uns zu besuchen und die neuesten Nachrichten über Arthur zu überbringen. Arthur habe nicht geschrieben, erklärte Peter, weil die Post häufig von der Zensurbehörde konfisziert werde. Deshalb habe er Gisa durch jemanden, der aus dem russisch besetzten Gebiet zurückgekehrt sei, eine Nachricht zukommen lassen.

Peter blieb zum Abendessen; es war ein herrlicher Abend. Mama und Papa wirkten jünger und glücklicher, als ich sie seit Langem erlebt hatte. Sie fragten den armen Jungen nach mehr und mehr Einzelheiten. Zum Schluss erfand er wohl einige, um sie zufriedenzustellen.

Als Peter aufbrach, begleitete ich ihn nach oben zur Tür. Draussen heulte ein eisiger Wind.

Ich wandte ihm mein glückliches Gesicht zu, um mich zu verabschieden, und bat ihn lachend: «Bitte, erzähl mir noch eine letzte Neuigkeit von Arthur.»

Peter antwortete nicht.

Da ich zunächst dachte, dass er mich wegen des Sturms nicht verstanden hätte, wiederholte ich meine Frage.

Er packte mich an den Schultern, schaute mir in die Augen und zischte grimmig: «Gisa weiss gar nichts über Arthur. Sie

wollte nur deine Eltern aufheitern. Verdammt, warum habe ich dir das erzählt! Nein, bitte», ergänzte er, «ganz so ist es auch wieder nicht. Es gibt Gerüchte. Vielleicht steckt ja ein Funke Wahrheit dahinter ...»

Er liess mich benommen draussen im Schnee stehen. Zerschlagene Hoffnungen waren schlimmer als überhaupt keine Hoffnung.

Als ich in den Keller zurückkehrte, unterhielten sich Mama und Papa miteinander. Sie wirkten so glücklich, dass ich es vorzog, die Wahrheit für mich zu behalten. Ich verbrachte eine aufgewühlte, schlaflose Nacht und konnte es kaum erwarten, am nächsten Morgen Niania besuchen zu gehen. Vor ihr hatte ich niemals Geheimnisse gehabt. Doch als der Tag anbrach, beschloss ich, nicht einmal sie einzuweihen. Ich sehnte mich zwar danach, mich ihr anzuvertrauen, brachte es aber einfach nicht über mich. Was Peter mir erzählt hatte, war mein Geheimnis, meines ganz allein.

Ich glaube nicht, dass mein Schweigen dem noblen Bedürfnis entsprang, meinen Eltern die schmerzliche Wahrheit zu ersparen. Vermutlich war es eher ein alterstypisches Verhalten der Teenagerzeit, wenn man dazu neigt, alles zu dramatisieren und den Märtyrer zu spielen. Das Gefühl, den Eltern Enttäuschung und Schmerz zu ersparen, gab mir neues Selbstvertrauen und Kraft.

Regelmässig trafen Briefe von Gisa mit indirekten Nachrichten über Arthur ein. Im März schliesslich erhielten wir ein Telegramm von Mamas Bruder Leo aus Istanbul; der Text lautete: «Habe Brief von Arthur bekommen. Es geht ihm gut.»

Wir freuten uns riesig; doch dann fiel mir ein, dass ich dem Onkel geschrieben hatte, dass wir keine Nachricht von Arthur hätten und uns Sorgen machten. Ich hegte den Verdacht, dass er

das Telegramm vielleicht nur zu unserer Beruhigung geschickt hatte. Andererseits konnte ich mir kaum vorstellen, dass Onkel Leo eine so schwere Verantwortung auf sich nehmen würde. Ich versuchte, mich über die Nachricht zu freuen, aber es gelang mir nicht ganz.

Während Mama an jenem Abend mit Kochen beschäftigt war, rief mich Papa zu sich.

«Setz dich, Gerda», forderte er mich auf. «Etwas bedrückt dich. Willst du mir nicht erzählen, was es ist?»

«Nichts, Papa, wirklich nichts», beharrte ich.

Er musterte mich durchdringend, als lese er in einem offenen Buch. «Es hat mit Arthur zu tun», hakte er nach, «und es begann an dem Abend, als Peter hier war. Nun sag schon, was es ist.»

Ich setzte schon dazu an, die Wahrheit zu gestehen, als mir plötzlich, ohne dass ich recht begriff wieso, ganz andere Worte über die Lippen kamen.

«Du hast recht, Papa», begann ich. «Es fing an dem Abend an, als Peter hier war.» Ich sprach langsam und besonnen. «Als ich hörte, dass Arthur unsere Probleme los ist, musste ich ihn unwillkürlich beneiden.» Ich spielte mit einer Haarsträhne, während ich weitersprach. «Ich vermisse die Schule und all die Dinge, die ich früher getan habe, so sehr. Ich weiss, ich sollte mich schämen, dass ich Arthur seine Freiheit missgönne, aber ich kann nichts dagegen tun.»

«Das ist es also», seufzte Papa. «Ich hatte schon befürchtet, dass dir Peter etwas erzählt hat, was er uns nicht erzählt hat.»

Meine Geschichte hatte prima funktioniert, wenn ich auch innerlich zitterte. Ich verspürte ein seltenes Gefühl der Befriedigung. Ich fühlte mich wie eine Schauspielerin in einer bedeutenden Szene.

Am nächsten Morgen grub Papa auf dem Speicher ein paar Schulbücher aus, die Mama benutzt hatte, als sie österreichische Schulen besuchte.

«Du hattest recht mit dem, was du mir gestern Abend erzählt hast», sagte Papa zu mir. «Ich hätte mich längst um deinen Unterricht kümmern sollen. Ich möchte dich alles lehren, was ich weiss.»

Wir waren in der Schule in Polnisch unterrichtet worden; ausserdem hatte ich Französisch und Latein gelernt, obwohl meine eigentliche Muttersprache Deutsch war. Ich wuchs deutschsprachig auf, wenn ich es auch niemals lesen und schreiben gelernt hatte. Papa machte sich nun daran, dieses Versäumnis nachzuholen.

Er erwies sich als guter Lehrer. Ich lernte weit mehr als in der Schule. Als ich meiner Freundin Ilse von meinem Unterricht erzählte, bat sie, daran teilnehmen zu dürfen. Sie kam so oft wie möglich und wurde Papas zweite Schülerin. Ich hatte das Gefühl, dass ich Papa bis dahin gar nicht richtig gekannt hatte. In den vielen Monaten, in denen wir zusammen arbeiteten, enthüllte er seine Träume und seine Enttäuschungen.

Papa stammte aus einer Stadt an der österreichisch-ungarischen Grenze. Seine Eltern wollten, dass er Rabbiner wurde. Er erzählte mir, wie die ins Zimmer fallenden Sonnenstrahlen ihn vom Studium des Talmud abgelenkt und die Sehnsucht in ihm geweckt hatten, die Frühlingsblumen in den Wiesen zu betrachten.

«Ich musste einfach ins Freie», erklärte er. «Kannst du das verstehen?»

Schliesslich zog er nach Wien und begann ein Medizinstudium.

«Die Medizin brachte mich näher an Leben und Tod heran,

sinnierte er. «Ich redete gern mit Menschen, und ich wollte ihre Körper heilen.» Als schäme er sich für das, was er gerade gesagt hatte, ergänzte er: «Aber du solltest die Lehren der Thora und die Weiheit der Zehn Gebote niemals unterschätzen. In ihnen kannst du einen Lebensweg, Ethik und die Grundlagen menschlichen Handelns finden. Obwohl sie vor Tausenden von Jahren geschrieben worden sind, bilden sie die Grundlage jedes Gesetzes der Welt.»

Papa stand kurz vor dem Examen, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Er meldete sich zum Sanitätscorps der österreichischen Armee und gehörte zu den ersten, die an der Front eingesetzt wurden. Er operierte und amputierte Tag und Nacht.

«Nein, die Medizin war doch nicht das Ideale», erinnerte sich Papa. «Ich konnte mich von all dem Sterben und Leiden nicht losmachen. Ich erkannte schliesslich, dass Medizin nicht meine wahre Bestimmung war. Ich habe deine Mutter während des Krieges kennengelernt», fuhr Papa fort. «Wir haben kurz nach Kriegsende geheiratet. Ich habe mein Studium nicht wiederaufgenommen. Mama hat mich nicht dazu gedrängt. In der Freude über den Frieden war es einfach, die Medizin aufzugeben.»

Papa schwieg und zog an seiner Pfeife. Ich ahnte, welche Gedanken ihm durch den Kopf gingen. Ich wusste, dass er es manchmal bereute, nicht doch Arzt geworden zu sein.

Papa lehrte mich eine Menge: Mathematik, Chemie, Anatomie – was immer er aus seinem grossen Wissensschatz hervorholen konnte. Auf diese Weise verbrachten wir viele Stunden miteinander.

Eines Tages Ende März arbeiteten Papa und ich wie üblich in unserer Kellerküche; Mama war einen kranken Freund besuchen gegangen. Wir unterbrachen unser Gespräch, um den

Postboten nicht zu verpassen. Nachdem er an unserer Haustür vorbeigegangen war, wollten wir gerade mit dem Unterricht fortfahren, als unsere Nachbarin Frau Prozna klopfte. Sie zog einen grauen Umschlag aus der Tasche.

«Hier, Herr Weissmann», sagte sie, «dieser Brief gehört eigentlich Ihnen. Ich weiss nicht, warum Arthur ihn an mich adressiert hat.»

Einen Moment lang herrschte verblüffte Stille. Dann riss Papa Frau Prozna den Brief aus der Hand; und tatsächlich, da war sie: Arthurs Handschrift. Ohne den Umschlag geöffnet zu haben, küsste Papa der überraschten Frau die Hände. Er konnte nicht sprechen. Ich brachte ebenfalls kein Wort heraus. Nachdem die Nachbarin gegangen war, öffnete Papa den Brief und begann zu lesen. Er zitterte, er schüttelte ungläubig den Kopf, seine Augen waren so feucht und tränengetrückt, dass er innehalten musste, um sie sich zu wischen. Doch welch wunderbare Nachricht! Sowohl Arthur als auch David waren in Russland in Sicherheit. Und was noch mehr an ein Wunder grenzte: Als sie an ihrem ersten Abend in Lwow auf der Suche nach Nahrung und Unterkunft durch die Strassen gezogen waren, hatten sie Onkel Aaron, Davids Vater, getroffen, den man für tot gehalten hatte! Davids Vater versuchte bereits, Tante Anna und Miriam nach Russland zu holen.

Beim Lesen des Briefes bemerkten wir, dass die erste Seite an Frau Prozna gerichtet war. Arthur schrieb, er wisse nicht, ob wir noch zu Hause seien, und schicke den Brief an sie in der Hoffnung, dass sie ihn an uns weiterleiten könne.

Der Brief enthielt auch eine Botschaft an mich ganz persönlich, ein paar Zeilen, in denen es hiess: «Ich weiss, dass du so tapfer bist, wie du mir versprochen hast.» Diese Worte aus der

Hand meines Bruders entschädigten mich in jenem Augenblick für all meinen Kummer und meine Sorgen.

Als Mama zurückkehrte, drückte sie den Brief an sich und stand betend am Fenster, bevor sie ihn las. Papa, Mama und ich sassen den ganzen Nachmittag beisammen und lasen den Brief wieder und wieder. Zum ersten Mal in all jenen Wochen sprachen wir über das, was uns die ganze Zeit über beschäftigt hatte: Arthur.

Ich war erneut versucht, meinen Eltern von der Unterhaltung mit Peter zu erzählen. Es war schwer, das Bedürfnis zu unterdrücken und mir das Lob für meine Rücksichtnahme entgehen zu lassen. Aber ich spürte auch, dass ich das Geheimnis besser weiter für mich behalten sollte, da meine Eltern mir andernfalls vielleicht nie wieder vertrauen würden.

Kapitel 7

In jenem Frühjahr erhielten wir regelmässig Post von Arthur. Die Briefe waren etwas, auf das man sich freuen konnte, wenn sich Arthur auch sehr zurückhaltend äusserte, da er wusste, dass seine Zeilen von vielen neugierigen Augen gelesen wurden, bevor sie uns erreichten. Es ging ihm gut; er hatte Arbeit in einem chemischen Labor im russisch besetzten Lwow gefunden, das etwa dreihundertfünfzig Kilometer von Bielitz entfernt war. Er schrieb, dass er versuchen werde, Geld zu schicken, was ihm wenig später auch tatsächlich gelang. Mama weinte, als sie die Scheine in den Händen hielt – ob vor Glück oder aus Kummer, wusste ich nicht.

Ich lernte fleissig; innerhalb von zwei, drei Monaten konnte ich Deutsch fliessend lesen und schreiben, nachdem ich die eigenartig kantige Schrift beherrschte, die mich zunächst so verwirrt hatte.

Immer mehr Juden verliessen Bielitz, um im Generalgouvernement Zuflucht zu suchen. Vor dem Krieg hatten ungefähr achttausend Juden in Bielitz gelebt; bis zum Frühjahr 1940 war ihre Zahl auf unter dreihundert gesunken, worunter sich kaum jüngere Leute befanden. Junge Männer wie Arthur waren mit den Transporten weggebracht worden; doch mit fortschreitender Zeit blieben auch immer weniger junge Mädchen in der Stadt. Von meinen Freundinnen war nur noch eine Handvoll übrig: Ruth Singer, die mit ihrer verwitweten Mutter zusammenlebte; Gretel und Herta Teichner, die auch nur noch ihre

Mutter und ihre Grossmutter hatten; Mary Reichmann, die ich selten sah, weil sie für ihren kranken Vater sorgen musste; Rita Schanzer, deren beide Brüder mit einem Transport verschwunden waren und deren Vater als Offizier in der polnischen Armee gekämpft hatte und als vermisst gemeldet war; sowie Ilse Kleinzähler und Escia Bergmann. Ilse war meine beste Freundin. Nur von Escia und mir lebten noch beide Elternteile.

Allmählich gingen unsere letzten Geldreserven zur Neige. Da wir Lebensmittel kaufen mussten, sahen wir uns mit einem ernsthaften Problem konfrontiert. Mama fand eine Lösung. Sie hatte immer wunderschöne Handarbeiten angefertigt; ihre Stricksachen und Stickereien waren von Freunden, Verwandten und Nachbarn bewundert worden. Nun hatte sie den rettenden Einfall. Handarbeiten waren sehr gefragt, doch es mangelte an Garn. Wir überwandern dieses Hindernis, indem wir alte Pullover und Schals aufzogen; wir arbeiteten endlose Abende lang beim flackernden Schein der Petroleumlampe und – als Petroleum stärker rationiert wurde – bei Kerzenlicht.

Wir stellten sehr schöne Handarbeiten her. Da ich Arthur häufig bei seinen chemischen Versuchen geholfen hatte, wusste ich, wie man Wolle und Stoff färbt. Wir fertigten Pullover, Kleider und Mützen an und liessen die Leute wissen, dass wir hübsche Dinge zu verkaufen hatten. Bald hatten wir einen so guten Ruf, dass wir mehr Aufträge erhielten, als wir erledigen konnten. Die Sache hatte nur einen Haken. Die Leute zahlten uns zwischen acht und zehn Mark für einen Pullover, ein angemessener Preis, wenn man bedenkt, dass ein Pfund Brot zwanzig Pfennige kostete. Wir konnten Brot jedoch nur auf dem Schwarzmarkt kaufen, und das für dreissig Mark pro Laib; also

mussten wir drei Pullover stricken – die Arbeit einer ganzen Woche –, um genug für ein Brot zu verdienen. Deshalb beschloss Mama, sich künftig mit Lebensmitteln statt mit Geld bezahlen zu lassen. Dadurch verbesserte sich unsere Situation entscheidend.

Wenn ein Pullover innerhalb kurzer Zeit fertig sein musste, klapperten unsere Nadeln vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, häufig sogar bis Tagesanbruch. Während wir arbeiteten, sass Papa Pfeife rauchend im Sessel und las uns vor.

Papa führte über unsere Ausgaben peinlich genau Buch. Wenn ich ihn beobachtete, wie er mit seinem gelähmten Arm arbeitete, musste ich unwillkürlich daran denken, wie er früher an seinem Ebenholzschreibtisch sitzend die monatliche Buchhaltung überprüft hatte. Wie gerade war seine Haltung immer gewesen, und wie stattlich hatte er gewirkt. Über seinem Schreibtisch hatte das Bild einer «Schwarzen Madonna» gehangen. Wir besaßen das Bild noch; es lag zusammengerollt und gut verpackt unter Papas Bett für den Fall, dass wir es eines Tages vielleicht für Lebensmittel verkaufen mussten. Nun sass Papa bleich und eingefallen in einem abgetragenen alten Anzug am Küchentisch; direkt über seinem Kopf an der Wand hinter ihm hingen Töpfe und Pfannen, da wir keinen Schrank besaßen, um sie zu verstauen.

Ich konnte meine Ängste nicht unterdrücken.

«Papa», fragte ich und bereute es, noch während ich sprach, «Papa, wieviel Geld besitzen wir noch? Wie lange wird es reichen?»

Er schaute mich an. «Mach dir keine Sorgen.» Er lächelte; es kam mir fast wie früher vor, und ich war erleichtert.

Unsere Arbeit ernährte uns, und es gab ein Morgen, auf das

man sich freuen konnte, das vielleicht die Befreiung bringen würde – oder einen Brief von Arthur oder den Frühling.

Am 8. Mai 1940 wurde ich sechzehn. Welch ein herrlicher, sonniger Morgen! Die Wiese stand voller Butterblumen, und im feuchten Teil des Gartens rund um den Teich blühten Veilchen und Maiglöckchen. Am Nachmittag meines Geburtstages fiel ein für den Mai typischer, warmer, wohlriechender Regen. Die Krönung des Tages war ein Brief von Arthur: Sein Geburtstagsbrief traf tatsächlich auf den Tag genau ein! Beigelegt war ein Foto, das Arthur in einem neuen Anzug zeigte. Er wirkte älter, reifer, aber auch irgendwie fremd; und es lag nicht nur an dem kleinen Schnurrbart, den er trug, dass er so anders aussah. Ich war überglücklich; ich küsste das Foto und tanzte mit ihm. Dann lief ich in den Garten, warf mich ins nasse Gras und weinte und weinte. Ich wusste nicht recht, warum ich weinte – nur, dass es nicht vor Glück war. Es war nicht wegen des Krieges oder wegen meiner Eltern, nicht mal wegen Arthurs Abwesenheit oder wegen unserer Lebensumstände. Ich vergoss Tränen um mich selbst, weil ich mich um meinen Anteil am Leben betrogen fühlte. Mit dem Frühlingserwachen verspürte ich eine tiefe Sehnsucht nach Lachen und Tanzen. Ich fühlte mich ungerecht behandelt und weinte aus Selbstmitleid. Ich war aufgewühlt und fühlte mich entsetzlich allein.

Ein paar Tage danach wurde in unserem Garten ein Schild aufgestellt: ZUTRITT NUR FÜR DEUTSCHE.

Den eigenen Garten nicht mehr betreten zu dürfen war grausam, besonders für Papa, der im Sommer, wenn ihm sein Herz die meisten Probleme bereitete, frische Luft und Spaziergänge an einem Ort, wo ihm keine Verhaftung drohte, dringend brauchte. Ich fand einen Ersatz für den Garten. Ich besuchte

meine Freundin Escia, deren Eltern den Friedhof verwalteten. Nach Kriegsausbruch war die Familie in die an die Kapelle angrenzenden Räume gezogen. Ich besuchte Escia so oft wie möglich, um mit ihr gemeinsam über den Friedhof zu schlendern. Wir pflegten einige Gräber, insbesondere die von Soldaten und Kindern. Ich hatte viele von ihnen gekannt, wusste, wie alt sie geworden waren, woher sie kamen oder Einzelheiten aus ihrem Leben. Escia und ich verbrachten viele ungestörte Stunden inmitten der herrlichen Blumen auf dem Friedhof. Die Toten wurden unsere Freunde.

Ausgeschlossen von einer realen Welt, in der der Feind triumpierte, lebten wir zwischen Bangen und Hoffen. Furcht war ein fester Bestandteil unseres Alltags. Die Kriegsentwicklung spielte eine untergeordnete Rolle. Ich konnte die zahllosen Rückschläge der Alliierten einfach nicht als Realität akzeptieren. Undeutlich spürte ich, dass diese unvermeidlich waren, dass die Deutschen einen Gipfel erreichen mussten, bevor ihr Niedergang einsetzen würde. Als die Wehrmacht siegreich in Dänemark und Norwegen einmarschierte, schüttelte Papa traurig den Kopf.

«Kann sie denn niemand aufhalten?» fragte er.

«Es wird so kommen wie mit Napoleon», prophezeite Mama, wobei sie ihr Strickzeug in den Schoss sinken liess. Danach verfielen Papa und Mama in Schweigen.

Ich schaute von einem zum anderen. Sie werden alt, dachte ich; sie scheinen nicht zu begreifen, dass dies alles Strategie ist, dass alles geplant ist, um Hitlers Untergang zu besiegeln. An diese Idee klammerte ich mich; sie gab mir Hoffnung in den Stunden, in denen ich der Verzweiflung nahe war.

Als gemeldet wurde, dass die Deutschen in Paris eingerückt waren, dass Frankreich gefallen war, waren wir fassungslos. Papa las in einem Buch, ohne die Seite umzuschlagen; seine Augen starrten ins Leere, seine Lippen zitterten unter dem ergrauten Schnurrbart.

«Papa», flüsterte ich und kuschelte mich ängstlich an ihn. «Papa, es wird doch bald vorbei sein, oder?»

Die bleichen Finger seiner gesunden Hand berührten meine Stirn und strichen mir mit gewohnter Zärtlichkeit über die Wange. Seine Augen waren trübe, verschleiert. Heiser flüsterte er: «Mit Gottes Hilfe wird es bald vorbei sein.»

Im Zimmer war es unerträglich heiss, da Mama die Fenster geschlossen hatte, um die jubelnden Stimmen aus den Radios unserer Nachbarn nicht hören zu müssen. Wir sassen bis spät in die Nacht schweigend beisammen, ohne uns die Mühe zu machen, die Lampe anzuzünden.

Ein Tröstliches hatten die Siege der Deutschen ironischerweise: Die Nazis waren gegenwärtig zu beschäftigt, um uns noch mehr zu schikanieren.

Der Sommer zog sich dahin. Arthurs regelmässig eintreffende Briefe erschienen uns als der einzige Lichtblick in unserem grauen Alltag. Arthur arbeitete inzwischen in einer Konservenfabrik, wo seine Chemiekennntnisse gefragt waren. Wir folgerten glücklich, dass er an einem solchen Ort wohl kaum Hunger leiden würde. Auch von Tante Anna kamen mehrere Briefe. Sie war im Generalgouvernement, hatte bisher allerdings keine Gelegenheit gefunden, in ihre Heimatstadt weiterzureisen. Von den russischen Behörden ein Visum zu bekommen, war nicht so leicht, wie sie sich das vorgestellt hatte.

Im September erhielten wir endlich ein Lebenszeichen von Herrn Pipersberg. Die Botschaft war verschlüsselt; aus den An-

deutungen schlossen wir, dass er unter falschem Namen im Generalgouvernement untergetaucht war. Wir hatten von Leuten gehört, die sich «arische» Papiere beschafft hatten und bei Bauern auf dem Land lebten. Papa wirkte an jenem Tag glücklicher, als ich ihn seit Langem erlebt hatte. Damals wussten wir noch nicht, dass dies die letzte Nachricht von Herrn Pipersberg sein würde. In jenem Herbst brach auch der Kontakt zu Tante Anna ab.

Ein Jahr war inzwischen seit Kriegsausbruch vergangen. Wer hätte gedacht, dass der Krieg ein ganzes Jahr dauern würde? Obwohl sich die Stunden an trüben Nachmittagen endlos vom Zwielficht in die langen, eintönigen Abende schlepten, kamen mir die Wochen und Monate im Jahreszeitenwechsel irgendwie kurz vor.

Schon rückte das neue Jahr näher. Für die Deutschen war es ein siegreiches Jahr gewesen. Die Rationen für die nichtjüdische Bevölkerung wurden verdoppelt, und zu Weihnachten gab es zusätzlich Kaffee, Tee, Schokolade und Obst. Auf diese Weise feierten die Deutschen ihre Eroberungen, die sie zu Herren über Europa gemacht hatten. Am Silvesterabend bat ich meine Eltern, bis Mitternacht aufbleiben zu dürfen, um den Jahreswechsel zu erleben. Ich war noch nie bis zum Jahresbeginn wach gewesen, doch «das Jahr unserer Befreiung» wollte ich unbedingt «von der allerersten Minute an miterleben», wie ich es Papa und Mama gegenüber ausdrückte. Sehr zu meiner Überraschung stimmten sie widerspruchslos zu. Wir sassen untätig um den Tisch herum; weder Mama noch ich strickten. Wir genossen den Luxus, einfach nur dazusitzen im hellen Lichtkegel der Petroleumlampe, deren Docht höher als gewöhnlich aufgedreht war, wobei kostbares Petroleum verschwendet wurde. Ich fühlte mich prächtig und erwachsen.

«Es ist Mitternacht!» verkündete Papa auf die Minute genau. Seine anschliessenden Worte gingen im Geläute der Kirchenglocken draussen in der eisigen Nacht unter. Ich spürte Erregung in mir aufsteigen: Ich war Zeuge eines historischen Augenblicks geworden. 1940 war vorbei; das neue Jahr würde sicher das Ende des Krieges bringen.

«Mama», sagte ich, «ich wollte, ich wäre ein Jahr älter. Nächstes Jahr um diese Zeit werden wir zusammen mit Arthur feiern. Wir werden ein grosses Fest veranstalten.»

«Das grösste Fest, dass es je gegeben hat», ergänzte Mama lächelnd. Und zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich meinen Eltern gleichzeitig «Gute Nacht» und «Guten Morgen» wünschen.

Das eisige, stürmische Winterwetter hielt an, so dass ich meine Freundinnen nur selten sah. Ich konnte das Frühjahr kaum erwarten. Der Frühling kam spät und zögernd, bevor er sich endlich prachtvoll und üppig entfaltete. Unter den grauen Schichten der Angst wuchs in uns aus einer vagen Hoffnung die fast sichere Gewissheit, dass bald etwas passieren würde, dass der Krieg zu einem schnellen Ende kommen würde.

Doch dann geschah es, an einem frühen Samstagmorgen. Durchs offene Fenster hörten wir aus sämtlichen Radios in der Nachbarschaft die inzwischen vertrauten Fanfaren dröhnen, mit denen die Deutschen ihre Siegesmeldungen einleiteten. Wir hörten vor Begeisterung überschwappende Stimmen, ohne jedoch die Worte verstehen zu können; wir glaubten, Goebbels' heiseren Befehlston zu erkennen. Zweifellos musste etwas Bedeutendes passiert sein. Am Nachmittag kam Ilse und klärte uns auf. Die Deutschen hatten den Nichtangriffspakt mit Russland gebrochen; Wehrmachtseinheiten hatten die Grenze überschrit-

ten. In der Wohnung über uns schallte noch immer eine Siegesmeldung nach der anderen aus dem Radio. Der einst von Russland besetzte Teil Polens – wo sich Arthur befand – wurde von den Deutschen im Sturm erobert. Wieder würde es Mord und Verfolgung geben.

Ich versuchte, Ilse zum Schweigen zu bringen. Ich wollte nicht, dass sie in Gegenwart meiner Eltern noch mehr Einzelheiten ausbreitete; andererseits mussten Mama und Papa früher oder später ja doch die Wahrheit erfahren. Sie blieben die ganze Zeit stumm und wirkten wie gelähmt. Arthur befand sich in Lwow – oder Lemberg, wie es von den Deutschen nun genannt wurde. Würden wir jemals wieder von ihm hören?

In jener Nacht – vielleicht auch ein paar Nächte später – wachte ich mit dem sicheren Gefühl auf, dass etwas nicht in Ordnung war. Hellwach sprang ich aus dem Bett und zündete eine Kerze an. Es war ungefähr drei Uhr morgens. Instinktiv schaute ich zu Mama und Papa hinüber. Mit einem Blick erkannte ich, dass die Körper im Bett leblos waren. Ohne zu zögern, holte ich Essig und begann, ihnen die Schläfen einzureiben. Ohne Panik, ohne Angst wiederholte ich ununterbrochen: «Papa, Mama ...»

Endlich zuckten Mamas Augenlider.

«War ich krank?» murmelte sie verwundert.

Ich hörte, dass Papas Atem schwächer und langsamer wurde. Panik ergriff mich, doch zum Glück fielen mir die Pillen ein, die ihm der Arzt verschrieben hatte. Ich fand das Glasfläschchen, bekam den Korken jedoch nicht heraus. Nachdem ich sekundenlang vergeblich daran gezogen hatte, biss ich in meiner Verzweiflung die Spitze des Flaschenhalses ab, schüttelte zwei kleine Pillen heraus und versuchte, sie Papa in den Mund zu

stopfen. Seine Zähne waren fest zusammengebissen. Ich heulte vor Verzweiflung, schaffte es aber schliesslich, die Pillen in Pappas Mund zu zwängen. Mama war wieder eingeschlafen. Nach ein paar Sekunden öffnete Papa die Augen. Er hustete und drehte sich um. Es gelang mir, ihm etwas Wasser einzuflössen, bevor er einschlief. Sein Atem ging jetzt regelmässiger, kräftiger. Durch meinen Körper lief ein Zittern, in dem sich die ganze Anspannung und der Schrecken der vergangenen Minuten lösten. Ich konnte noch nicht ins Bett zurückgehen. Hinter dem winzigen Kellerfenster stehend, beobachtete ich den Anbruch der Morgendämmerung.

Es gab nichts, was ich noch hätte tun können; absolut nichts. Der einzige Arzt, der Juden behandeln durfte – selbst Jude – wohnte zwanzig Minuten Fussweg entfernt. Wegen der Ausgangssperre konnte ich nicht nach draussen. Die Strassen wurden überwacht. Juden durften auch kein Telefon besitzen. Während ich wartete, wanderten meine Gedanken zu Arthur. In jener Stunde vermisste ich ihn mehr als je zuvor. Ich brauchte seine Stärke.

Schliesslich legte ich mich wieder hin und schlief zum Glück bald ein. Wenn ich nach all den Jahren nun zurückblicke, wünschte ich, meine Eltern wären in jener Nacht zusammen gestorben – friedlich, in ihren Betten, gemeinsam ...

Als ich am nächsten Morgen beim Frühstück ein Stück Brot abbiss, schmerzten meine Lippen und mein Gaumen. Im Spiegel entdeckte ich einen kleinen Schnitt in meinem Mund. Ich hatte mich an dem Glasfläschchen geschnitten, ohne es zu merken. Ich bin froh, dass ich die Narbe mein Lebtag lang behalten werde.

An jenem Nachmittag traf ein Brief von Arthur ein, den er of-

fensichtlich vor dem deutschen Überfall aufgegeben hatte. Beigelegt waren ein neues Foto und eine einzelne getrocknete Rose. Nichts hätte Mama mehr erfreuen können. Sie stellte die Rose in eine Vase, betrachtete sie oft lange und streichelte sie sanft.

Von diesem Tag an setzte ich meine ganze Hoffnung auf die Religion. Aus ihr schöpfte ich neue Kraft. Nacht für Nacht sprach ich zeh-, zwanzigmal meine Gebete. Ich versuchte, mir selbst Strafen aufzuerlegen. Wenn meine Eltern schliefen, stand ich auf, kauerte mich auf den Fussboden und schlief an der kalten, feuchten Wand. Häufig verweigerte ich die Nahrungsaufnahme, weil ich mir sicher war, dass Arthur ebenfalls nicht ass. Der Unterricht mit Papa fand immer unregelmässiger statt, und ich lernte nicht mehr. Papa drängte mich nicht; wahrscheinlich stand ihm der Kopf auch nicht nach Studieren. Zwischenzeitlich gab ich sogar mein geliebtes abendliches Lesen auf. Oft reagierte ich nicht, wenn ich angesprochen wurde. Zum ersten Mal in meinem Leben brachte ich Verständnis für Menschen auf, die sich in Klöster zurückziehen und in demütiger Armut ihren Körper geisseln, um die ewige Erlösung zu erlangen. Papa versuchte, mit mir zu reden, doch gewöhnlich brach ich sofort in Tränen aus. Nach einer Weile gab er es auf.

Eines Tages lernte ich bei Ilse zu Hause Ulla kennen. Ulla war Mitte zwanzig, hatte schwarzes, akkurat gescheiteltes Haar, eine markante Nase und schöne grüne Augen, die hinter dicken Brillengläsern versteckt waren. Ich fand Ulla attraktiv. Sie verkörperte alles, was ich immer sein wollte. Ihr Vater war Professor; sie hatte in England studiert und besass einen Dokortitel in englischer Literaturwissenschaft. Ich war fasziniert von ihr und stellte ihr zahllose Fragen über England. Die Bewunderung muss

sich auf meinem Gesicht widergespiegelt haben. Ulla schien darüber erfreut zu sein und fragte: «Möchtest du gerne Englischunterricht von mir haben?»

Und ob ich mochte! Begeistert rannte ich nach Hause. Mama und Papa waren froh, mich wieder mal vor Eifer sprühend zu erleben, wenn sich Papa auch wegen der möglichen Gefahren, die mit dem Englischlernen verbunden waren, Sorgen machte. Englischunterricht war von den Deutschen verboten worden.

«Aber Papa, stell dir doch nur Arthurs Überraschung vor, wenn er nach Hause kommt und ich ihn auf englisch begrüße!» Arthur hatte mehrere Jahre lang Englisch gelernt und sprach es ziemlich gut. Auf Papas Lippen zeigte sich der Hauch eines Lächelns. Er strich mir übers Haar.

«In Ordnung», sagte er.

Mit Feuereifer stürzte ich mich auf die neue Aufgabe. Zweimal pro Woche ging ich zu Ulla; ich nahm immer eine Einkaufstasche mit, in der unter einer Schicht Kartoffeln mein englisches Grammatikbuch versteckt war.

An einem heißen Juli tag war ich wie gewohnt auf dem Weg zu Ulla. Ich trug ein weisses, für mein Alter viel zu kurzes und zu kindliches Kleid, an das der Davidstern mit dem Wort JUDE geheftet war. Mein Haar war so lang gewachsen, dass ich es in zwei geflochtenen Zöpfen trug. Als ich am städtischen Schwimmbad vorbeikam, hörte ich die fröhliche Musik des Orchesters, das drinnen spielte. Umgeben von gepflegtem Rasen und Blumenbeeten war es das schönste und modernste Schwimmbad in ganz Polen. Wie viele glückliche Tage hatten wir alle dort verbracht. Durch die Tore drang das Lachen der Badegäste. Ich sah bunte Wasserbälle durch die Luft fliegen. Ich hörte das verlockende Plätschern von frischem, kühlem Wasser.

Ich schwitzte und fühlte mich klebrig; blanker Neid packte mich, und ich war wütend, dass mir all dies verwehrt war. Mein langärmliges Kleid und die Tasche mit den Kartoffeln waren mir noch lästiger als sonst.

Plötzlich spürte ich eine schwere Hand auf meiner Schulter und hörte, wie mich jemand anbrüllte: «Was hast du hier zu suchen?»

Die Stimme gehörte einem Polizisten.

«Nichts», murmelte ich, «nichts», und schlenderte langsam weiter.

Der Blick des Polizisten fiel auf meine Tasche.

«Was ist da drin?» fragte er.

«Nur Kartoffeln», antwortete ich.

Er drehte die Tasche auf den Kopf. Die Kartoffeln fielen in den Rinnstein, und zum Vorschein kam das Buch mit dem verräterischen Titel.

«Aha, was haben wir denn da!» rief der Polizist mit offensichtlichem Genuss. «Los, komm mit zum Polizeibüro. Englischlerinnen wird das letzte Vergnügen deines Lebens gewesen sein.»

Ich folgte ihm widerstandslos. Was hätte ich sonst tun können? Ich machte mir bittere Vorwürfe und fühlte eine lähmende Angst in mir aufsteigen; ich wusste, dass es durchaus üblich war, für so kleine Regelverletzungen wie die meinige zum Tode verurteilt zu werden. Wahrscheinlich würden auch meine Eltern für mein Vergehen zur Rechenschaft gezogen werden.

In ein paar Stunden würden sie sich über mein Ausbleiben Sorgen zu machen beginnen. Papa würde unruhig auf und ab gehen, Mama würde schliesslich zu Ulla laufen und erfahren, dass ich nie dort angekommen war. Sie würde nach Hause eilen in der Hoffnung, dass ich inzwischen eingetroffen sei. Danach

würde sie bei Escia nach mir fragen und ihre Suche bis zum Einbruch der Nacht fortsetzen. Weiter konnte ich nicht denken.

Ich wollte den Polizisten bitten, mich laufenzulassen, brachte jedoch kein Wort heraus. Tränen standen mir in den Augen.

Die Musik und das Lachen der Badegäste verklangen in der Ferne. Die Sonne schien sich verfinstert zu haben. Urplötzlich war mir kalt, und ich fing an zu zittern.

Im Polizeigebäude wurde ich in einen Raum gebracht, in dem ein älterer Beamter mit glänzender Glatze hinter einem riesigen Schreibtisch sass. Der Glatzkopf unterbrach seine Schreibarbeit, als der Polizist, auf mich zeigend, mit stolzgeschwellter Brust die Entdeckung meines Verbrechens beschrieb. Als er geendet hatte, herrschte mich der Beamte hinter dem Schreibtisch an: «Ist dir klar, was du getan hast?»

Ich nickte einfach.

Er nahm mein Buch und blätterte es durch. Die folgenden Minuten erschienen mir wie eine Ewigkeit. Der Polizist setzte sich und rauchte eine Zigarette, augenscheinlich sehr zufrieden mit sich selbst.

Endlich legte der Beamte mein Buch aus der Hand. Mit Blick auf den Polizisten verkündete er: «Dies ist ein schweres Verbrechen. Es grenzt an Spionage, Englisch zu lernen, während wir uns im Kriegszustand mit England befinden. Die Strafe wird dementsprechend ausfallen.»

In meiner Kehle sass ein Kloss. Ich wollte so vieles erklären, um Gnade bitten, aber ich bekam einfach keinen Ton heraus.

«Ich muss ein paar Minuten darüber nachdenken», ergänzte der Beamte, bevor er sich bei dem Polizisten für seine Arbeit bedankte und ihn auf seinen Posten zurückschickte.

Sobald der Polizist draussen war, wandte sich der glatzköpfige Beamte an mich. Seine Stimme nahm einen weicheren, menschlicheren Ton an.

«Lauf jetzt so schnell du kannst nach Hause», forderte er mich auf. «Und vergiss dein Englisch.»

Im ersten Augenblick konnte ich mein Glück kaum fassen und blieb wie angewurzelt stehen.

«Worauf wartest du noch?» schnauzte er mich an.

Ich wollte mich bedanken, fand jedoch keine Worte. Instinktiv tat ich etwas, das man mir als Kind als Anstandsform gegenüber Respektspersonen anerkennen hatte: Ich machte einen Knicks. Ich machte einen tiefen Knicks und rannte aus dem Büro.

Ich lief, so schnell ich konnte, nach Hause. Ich freute mich riesig, meine Eltern wiederzusehen, den Kellerraum wiederzusehen, den wir unser Zuhause nannten. Aber ich wagte nicht, meinen Eltern zu erzählen, was passiert war. Am nächsten Tag verkündete ich, dass ich keine Lust mehr zum Englischlernen hätte und «nach dem Krieg» wieder damit beginnen wolle.

Meine Eltern stellten keine Fragen, wofür ich ihnen dankbar war. Sie enthielten sich jeglichen Kommentars. Vielleicht waren sie angesichts der mit dem Unterricht verbundenen Gefahren erleichtert über meine Entscheidung.

Ich habe oft über jenen Beamten nachgedacht und mich gefragt, warum er mich wohl laufen liess. War er einfach gutmütig? Hatte er eine Tochter in meinem Alter? Ich wünschte, ich wüsste es. Ich habe in den folgenden Jahren Hunderte von Deutschen getroffen, von denen sich ganze zwei – der erste war jener Beamte – wie menschliche Wesen benommen haben!

Nach den leider allzu kurzen Wochen mit Ulla verfiel ich

wieder in einen Zustand der Apathie. Ich konnte nicht lesen, schlief wenig und weinte viel.

Es war Anfang September 1941 – fast auf den Tag zwei Jahre, nachdem die deutschen Motorräder durch die Strassen unserer Stadt gebraust waren –, als Ilse aufgeregt in unser Haus stürmte, um mir von einem neuen Lager für junge Männer zu berichten, das die SS errichtet hatte. Ilse wohnte in der Nähe der Jüdischen Kultusgemeinde, wo sich alle Neuigkeiten herumsprachen. Ilse und ihre Mutter hatten das Lager am Tag zuvor besucht und darin dreissig jüdische Jugendliche angetroffen.

«Es ist gar nicht so schlimm», erklärte Ilse. «Man stellt sich unter einem Lager immer das vor, was man aus all den Geschichten kennt, die man gehört hat.»

Ilse bat mich, das Lager am nächsten Tag mit ihr zusammen zu besuchen. Ich lehnte ab.

An jenem Abend sagte Papa zu mir: «Ich wundere mich über dich. Warum willst du nicht hingehen? Arthur ist vielleicht in einem ähnlichen Lager. Kannst du dir vorstellen, wie sehr er sich darüber freuen würde, wenn ihn jemand besuchen würde!»

Dieses Argument überzeugte mich.

Gemeinsam mit Ilse und ihrer Mutter ging ich am folgenden Nachmittag zu dem Lager. Es lag ganz in der Nähe von Bielitz und konnte von unserem Haus aus über eine Abkürzung, die über Wiesen und mehrere kleine Bäche führte, mühelos zu Fuss erreicht werden.

Das Lager – eine umgewandelte Fabrik – bestand aus einem grossen, quadratischen, vierstöckigen Gebäudekomplex mit einem Hof in der Mitte. Ein älterer Deutscher stand am Tor Wache. Nachdem wir ihm unser Anliegen vorgetragen hatten, wurden wir hineingelassen. Ilse und ihre Mutter eilten sofort auf ei-

nen Jungen zu, den sie persönlich kannten, und begannen eine Unterhaltung mit ihm. Ich kam mir ziemlich verloren vor. Ich schlich zum nächstliegenden Fenster und tat so, als schaute ich hinaus. Eigentlich war ich viel neugieriger auf die Jungen. Seit der Zeit des Transports hatte ich kaum noch jüdische Jungen gesehen.

Der Raum war riesengross; eine Seite wurde komplett von einer Reihe Pritschen eingenommen. An der Wand dahinter hingen Familienfotos. In der Raummitte stand ein ovaler Tisch, an dem einige Jungen beim Essen sassen.

Ich fühlte mich so unsicher, dass ich nicht wusste, was ich mit mir anfangen sollte. Ilse und ihre Mutter standen in der gegenüberliegenden Ecke. Ich wagte nicht, den Raum zu durchqueren; ich hatte das Gefühl, als ob aller Augen auf mich gerichtet seien.

Plötzlich kam ein Mann um die dreissig auf mich zu, stellte sich vor und fragte mich, ob ich aus Bielitz sei. Aus der Rot-Kreuz-Binde an seinem Arm schloss ich, dass er Arzt oder Krankenpfleger war. Er erzählte mir, dass er mehrere Jahre lang in Bielitz gelebt habe. Wir entdeckten, dass wir eine Reihe gemeinsamer Bekannter hatten.

Während wir uns unterhielten, nahm ich mit Unbehagen einen Mann wahr, der mich von einer benachbarten Pritsche aus in regelmässigen Abständen musterte und dazwischen etwas aufschrieb. Er schrieb ein paar Zeilen, unterbrach, starrte mich an, notierte wieder etwas und schaute mich erneut an.

Er war schlank und trug ein marineblaues Hemd und eine weite, graue Hose. Er hatte ein hageres Gesicht mit dunklem Teint, eine auffällige Nase, einen zynischen Mund und ein entschlossenes Kinn. Wenn er aufschaute, wirkten seine stahlgrauen Augen hinter der Hornbrille durchdringend und kalt.

Sein Haar war dunkel und gewellt. Was mir am stärksten ins Auge fiel, waren seine langen, nervösen Finger. Ich fühlte mich unbehaglich unter seinem forschenden Blick.

Mein Gesprächspartner erzählte mir, dass bei Juden gepfändete Antiquitäten, Gemälde und andere Wertgegenstände in der Fabrik lagerten. Sie wurden hier restauriert und anschliessend zur Einrichtung von Wohnungen deutscher Offiziere verwendet.

«Wir haben eine beeindruckende Gemäldesammlung», berichtete mein Gesprächspartner. «Möchtest du sie sehen?»

«Liebend gerne», antwortete ich.

Wir stiegen ins oberste Stockwerk. Er öffnete eine schwere Tür, hinter der sich ein Lagerraum befand. Im Zwielflicht des Spätnachmittags erkannte ich prächtige Gemälde, Vasen, Tische mit Einlegearbeiten, Kommoden mit Marmorplatten, chinesische Miniaturen, Klaviere, Gobeline – Schätze aus so vielen Häusern. Alles war staubbedeckt.

Ich bildete mir ein, einige Gegenstände schon einmal gesehen zu haben – in den Häusern von Freunden.

Während ich eine Intarsienarbeit bewunderte, wurde mein Begleiter nach unten gerufen. Ich wanderte allein zwischen den Möbeln umher, bis ich in einer Ecke des Raums hinter einem Klavier das lebensgrosse Porträt einer bildschönen jungen Frau entdeckte. Sie hielt eine Fackel in der Hand; ihr Haar schmiegte sich an ihre Schultern; in ihren Augen leuchteten mit unerklärlicher Kraft Hoffnung und Überzeugung. Sie war so wunderschön, dass mir der Atem stockte. Ich hatte Hoffnung, Stärke und Entschlossenheit noch nie auf eine solche Art ausgedrückt gesehen. Das durch die staubigen Fenster einfallende schwache Licht beleuchtete die Leinwand ideal.

«Ist sie nicht wunderschön?» sagte plötzlich eine Stimme hinter mir.

«Ich frage mich, wer sie hier hingestellt hat», erwiderte ich gedankenverloren, ohne mich umzudrehen.

«Ich.» Die Stimme klang jetzt näher.

Ich wandte mich um, und da stand er: der Fremde mit den durchdringenden grauen Augen. Ich ärgerte mich darüber, dass er mir gefolgt war, freute mich andererseits aber auch, dass er meine Empfindungen begriff.

«Wie würdest du sie nennen?» fragte er.

«Hoffnung», antwortete ich ohne Zögern.

«Oder Weisheit», ergänzte er. «Komm, ich zeige dir etwas.»

Er führte mich ans andere Ende des Lagerraums. Dort stand in einer Ecke eine Staffelei mit einem halbfertigen Bild.

«Malst du?» mutmasste ich.

«Ein wenig», antwortete er. «Stell dich dort hin, so, wie du vor dem Bild gestanden hast.»

Ich fing an zu lachen. Er nahm meine Hand und drückte sie fest.

«Du wirst für mich Modell sitzen», befahl er mit eiper Bestimmtheit, die mir missfiel.

«Nein», erwiderte ich ebenso entschlossen und lief die Treppe hinunter. Ilse und ihre Mutter waren aufbruchbereit. Zum Abschied wandte ich mich noch einmal an den herrischen Künstler.

«Ich hoffe, du kannst das Bild lange in seinem Versteck lassen.»

«Unser Bild», entgegnete er.

Ich wollte mit ihm streiten, hielt mich jedoch zurück.

«Ich werde Sie nach Hause bringen», sagte er an Frau Kleinzähler und Ilse gerichtet. Als wir das Gebäude verliessen, wand-

te er sich an mich: «Übrigens, wir haben uns noch gar nicht gegenseitig vorgestellt.»

Sein Name war Abek Feigenblatt. Ich hätte gerne mehr über ihn erfahren, wagte jedoch nicht, ihn zu fragen. Ich war merkwürdig verstört, verärgert und gleichzeitig geschmeichelt. Er musste um die dreissig sein, schätzte ich, praktisch ein alter Mann. In eben diesem Augenblick fragte er mich, wie alt ich sei.

«Sechzehn», antwortete ich, um mich sogleich zu korrigieren. «Fastsiebzehn.»

Er lächelte. «Ich werde dich bald wiedersehen», sagte er.

«Vielleicht.» Es klang wenig ermutigend.

«Ich bin mir ganz sicher», bekräftigte er zuversichtlich, als er mir zum Abschied zu winkte.

Nervös, aufgeregt und verlegen wandte ich mich um und verschwand ins Haus.

Kapitel 8

Am folgenden Sonntag entschloss sich Papa, mich zum Friedhof zu begleiten. Es war der einzige Ort, an dem Juden ungestört die Natur geniessen konnten. Bis zu jenem Sonntag hatten Papa und Mama keinerlei Verlangen nach einem Besuch auf dem Friedhof gezeigt, obwohl ihre Eltern dort begraben lagen. Doch Papa war mittlerweile schon so lange im Haus eingesperrt, dass er sich nach grünen Bäumen und frischer Luft sehnte.

Wir besuchten den alten Teil des Friedhofs, den ich am meisten mochte. Er wurde seit Jahren nicht mehr gepflegt und war von einer undurchdringlichen, wild wuchernden Hecke umschlossen. Viele der Grabsteine waren tief in den weichen Grund gesunken. Papa las die kaum zu entziffernden hebräischen Inschriften und übersetzte sie für mich.

Plötzlich hörten wir Schritte. Als ich mich umschaute, entdeckte ich Abek. Nachdem ich ihn Papa vorgestellt hatte, erklärte Abek, er habe Escia beim Spaziergehen getroffen, und sie habe ihm erzählt, dass wir in der Nähe seien.

«Ich wollte dich sehen», sagte er einfach.

Papa warf mir einen kurzen fragenden Blick zu, schwieg jedoch.

Als Abek erfuhr, dass Papa die alten Inschriften lesen konnte, sprach er ihn in fließendem Hebräisch an. Ich hielt die Gelegenheit für günstig, um mich zu verdrücken.

«Ich bin mir sicher, dass ihr beide sehr gut ohne mich zurecht kommt. Ich will ohnehin Escia besuchen», entschuldigte ich mich und rannte davon.

Nach etwa einer Stunde sah ich Papa und Abek in ein angelegtes Gespräch vertieft auf Escias Haus zukommen. Papa war froh, jemanden getroffen zu haben, mit dem er sich über seine Hebräischstudien unterhalten konnte.

«Stell dir vor», erzählte er mir, «Abek besitzt ein Buch, das ich schon seit Langem lesen will. Nun bekomme ich es endlich.»

«Das freut mich», erwiderte ich ohne sonderliche Begeisterung. «Aber ich denke, wir sollten jetzt nach Hause gehen. Mama wartet sicher schon.»

Papa schaute mich verwundert an. Gewöhnlich war ich diejenige, die ihn zum Bleiben an der frischen Luft drängte, weil er viel zu viel Zeit in dem feuchten Keller verbrachte.

«Also gut, gehen wir nach Hause», willigte er ein.

«Bis bald», sagte Abek zum Abschied.

Schweigend gingen wir nach Hause.

Papa erzählte Mama von der Begegnung mit Abek und wie froh er sei, jemanden getroffen zu haben, der ebenfalls Hebräisch beherrsche. Ich strickte und versuchte, der Unterhaltung keinerlei Aufmerksamkeit zu schenken. Während Mama das Abendessen zubereitete, rief mich Papa zu sich.

«Ich möchte mit dir über Abek reden», sagte er leise.

«Was ist mit ihm?» Ich heuchelte Gleichgültigkeit.

«Ich bin davon überzeugt, dass der Junge dich sehr gern hat.»

«Papa, du redest Unsinn. Ich kenne ihn nicht mal.» Ich stand auf, um das Thema zu beenden.

«Warte einen Augenblick», hielt mich Papa zurück. «Abek ist ein feiner Kerl. Ich konnte das in der kurzen Zeit erkennen, die ich mit ihm verbracht habe. Die Tatsache, dass du ihn kaum erwähnt hast, ist Beweis genug, dass du ihn ebenfalls magst. Ich

bitte dich nur um eins: Was auch passiert, triff keine Entscheidungen während dieses schrecklichen Krieges. Werde langsam erwachsen. Geniess das Leben. Ich möchte dich lachen sehen. Du hast in deinem jungen Leben schon viel zu viel geweint.»

Als Abek ein paar Tage später das versprochene Buch brachte, richtete ich es ein, nicht zu Hause zu sein. Papa war ziemlich verärgert, dass ich erst so spät zurückkam. Er erzählte mir, dass Abek mehrmals nach mir gefragt hätte. Er hatte sich sogar erboten, mich bei Ilse abzuholen, doch Papa hatte ihn zum Bleiben überredet.

Die Nachrichten von der Ostfront waren entmutigend, und es kamen keine Briefe von Arthur mehr. Dieses Mal gelang es uns allen viel besser, unseren Kummer zu verbergen.

Meine Freundinnen in Bielitz hatten von ihren Brüdern gehört. Gisa schrieb einen Brief nach dem anderen aus Krakau; doch inzwischen machte sie uns keine Hoffnungen mehr, sondern erwartete von uns Trost.

Eines Morgens Anfang Oktober übergab mir der Briefträger zwei Briefe; einen von einem Freund, der im Generalgouvernement lebte, und einen quadratischen weissen Umschlag ohne Absender, der mit schwarzer Tinte in unbekannter Handschrift an uns adressiert war. Als ich letzteren öffnete, schien sich die schwarze Tinte in alle Farben des Regenbogens zu verwandeln. Auf einen winzigen Papierfetzen waren in Arthurs Handschrift ein paar Worte gekritzelt, mit denen er uns mitteilte, dass es ihm gut gehe, dass er arbeite und uns ausführlicher schreiben werde, sobald die Post wieder auf dem üblichen Weg befördert werde. Jemand hatte seine Notiz offenbar ins Generalgouvernement mitgenommen und von dort an uns weitergeschickt.

In den Augen von Papa und Mama glänzten Freudentränen. Es war das zweite Mal, dass Arthur den mörderischen Deutschen entkommen war.

An jenem Nachmittag besuchte uns Abek. In meiner Glückseligkeit war ich freundlich zu ihm, und es entwickelte sich eine ganz andere Beziehung zwischen uns. Von diesem Zeitpunkt an kam er fast täglich. Da er ausserhalb des Lagers Bilder restaurierte und sie in deutschen Wohnungen aufhängte, konnte er unbehelligt kommen und gehen. Er genoss mehr Privilegien als andere Lagerinsassen, vielleicht weil er Porträts für die Wachen malte. Er brachte mir Bücher mit, und wir führten interessante Gespräche. Oft ging er nach stundenlanger Unterhaltung ins Lager zurück, nur um mir sofort einen langen Brief zu schreiben.

Das Leben hatte einen neuen Sinn bekommen und wurde immer interessanter. Abek legte im Umgang mit mir die überhebliche Haltung ab, die er anderen gegenüber gewöhnlich zur Schau trug, und nahm unbewusst die Rolle eines älteren Bruders an. Er war sechs Jahre älter als ich, doch der Altersunterschied, den ich zunächst für grösser gehalten hatte, wurde zunehmend unwichtiger. Meine Eltern freuten sich über Abeks Besuche. Papa hatte einen Gesprächspartner, und beide wussten, dass es mir guttun würde, einen Freund zu haben.

Gegen Ende Oktober erhielten wir den ersten direkten Brief von Arthur nach dem deutschen Angriff auf Russland. Er unterschied sich kaum von seiner vorherigen kurzen Notiz. Arthur arbeitete in einer chemischen Fabrik, und es ging ihm gut. Wenngleich er uns versicherte, dass wir uns keine Gedanken um ihn zu machen brauchten, meinte ich zwischen den Zeilen einen Hinweis auf eine Notlage zu lesen.

Der November brachte Frost und eine Menge Schnee; wir

mussten uns auf einen rauhen Winter ohne Heizung mit wenig Nahrung einstellen.

Eines Morgens stürmte Ilse völlig ausser Atem herein. Nachdem sie sich etwas erholt hatte, berichtete sie uns, dass ein Polizist ihr Klavier gesehen und angeordnet habe, es an ihn abzuliefern. Mit Tränen in den Augen bat Ilse: «Komm mit zu mir nach Hause, Gerda. Ich möchte ein letztes Mal darauf spielen.»

Da Juden keine Busse benutzen durften, stand uns ein einständiger Marsch in bitterkaltem Wind bevor. Nach der Tortur kam mir Ilses Haus wie eine Oase der Wärme vor. Ihre Grosseltern und ihre Mutter erkundigten sich besorgt nach meinen Eltern. Ilses kleine Schwester Kitty – ein niedliches Mädchen mit grossen dunklen Augen und fein geschnittenem Gesicht – kuschelte sich in meinen Schoss und bat mich, ihr Geschichten zu erzählen, bis Frau Kleinzähler sie schliesslich wegrief. Die Erwachsenen entschuldigten sich und liessen Ilse und mich allein. Ilse setzte sich ans Klavier; ich liess mich auf dem weichen, weinroten Sofa nieder und lauschte ihrem Spiel.

Der Wind rüttelte an den Fenstern, und um vier Uhr wurde es bereits dunkel. Ilse schaltete kein Licht ein. Sie spielte ohne Unterbrechung; zunächst heitere Walzer, danach temperamentvolle Polonaisen, Chopins «Trauermarsch» und beschwingte Tanzmelodien. Ihre Auswahl spiegelte die Bandbreite unserer Stimmungen wider. Das gedämpfte Licht der Strassenlaternen fiel auf Ilse und warf einen grotesken Schatten von ihr auf das polierte Holz des Klavieres. Ilse war nun völlig in sich versunken und ging ganz in ihrer Musik auf.

Im Alltagsleben war Ilse schüchtern und zurückhaltend. Allein über ihr Klavierspiel konnte sie sich offen ausdrücken. Ihre

Musik schien wieder und wieder jenes schmerzliche «Warum?» zu fragen, das uns Tag und Nacht auf der Seele lag; «Warum», fragte Ilse auch dreieinhalb Jahre später mit bläulichen Lippen in einer nassen, kalten Wiese, als sie mit kaum achtzehn Jahren in meinen Armen starb.

Die Tür öffnete sich langsam. Ich nahm Abeks Anwesenheit zunächst gar nicht wahr. Ohne ein Wort zu sagen, sass er plötzlich neben mir. Ilse spielte unbeirrt weiter. Abek legte meine Hand in die seine und hielt sie fest. Ich versuchte zaghaft, sie ihm zu entziehen, liess es jedoch sein, als ich seine Augen sah. Mit beiden Händen hielt er meine zitternden Finger. Dann spürte ich seinen warmen Atem und seine zuckenden Lippen auf meinen Händen. Zunächst ganz sanft, danach mit wachsender Leidenschaft küsste er jeden Finger, jeden Nagel. Ich schaute ihn an, aber er schien mich gar nicht zu sehen. Schliesslich hörte Ilse auf zu spielen, erhob sich vom Klavier und schaltete eine Lampe an. Einen Moment lang herrschte Schweigen. Dann bot uns Ilse Tee an.

Ich wandte ein, dass ich lieber nach Hause gehen würde, bevor sich meine Eltern Sorgen zu machen begannen. Ich fragte Abek, wie er mich überhaupt gefunden habe. Er erzählte, dass er bei mir zu Hause gewesen sei und es von meinen Eltern erfahren habe. Er bot mir an, mich nach Hause zu bringen. Ich erklärte, dass dies nicht nötig sei. Davon abgesehen mochte ich es nicht, auf der Strasse mit ihm zusammenzusein – was ich ihm allerdings verschwieg. Ich fand es so erniedrigend, dass er seinen Hut ziehen und vom Bürgersteig heruntertreten musste, um Platz zu machen, wenn wir deutschen Soldaten begegneten. Vielleicht ahnte Abek meine Gefühle; jedenfalls schlug er vor, einen anderen Weg nach Hause einzuschlagen, auf einer Strasse,

die sich noch im Bau befand. Da es dort noch keinen Bürgersteig gab, würde nur wenig Betrieb herrschen, und die Wahrscheinlichkeit, auf Deutsche zu treffen, war äusserst gering. Nachdem wir uns von Ilse verabschiedet hatten, machten wir uns auf den Weg.

Der Wind hatte nachgelassen. Es schneite leicht. Abek erzählte mir von seiner Familie. Sie lebte in Sosnowitz, etwa fünfundvierzig Kilometer nördlich von Bielitz. Seine Eltern waren sehr alt. Abek hatte sechs Schwestern und drei Brüder, alle wesentlich älter als er. Seine religiöse Erziehung war streng orthodox gewesen. Er hatte sich vom orthodoxen Glauben abgewandt, ohne jedoch in seiner liberaleren Anschauung Erfüllung zu finden. Abek war nie zuvor so gesprächig gewesen. Plötzlich unterbrach er sich und zitierte in seiner spöttischen, ironischen Art die letzten Worte eines berühmten hebräischen Gedichts, das ein orthodox erzogener Jude geschrieben hatte, dem es – wie Abek – nie ganz gelungen war, sich in seine neuen Umgebung zu integrieren: «Und selbst wenn ich Seidenhemden trage und moderne Umgangsformen annehme, glücklich und voller Freude werde ich niemals sein!» Dies war ein Abbild von Abeks Seele. Die Ketten des Ghettos banden ihn, und die Bitterkeit und das ironische Grinsen waren die Maske, hinter der er seine Unsicherheit verbarg. Er tat mir leid, obwohl uns beide inzwischen die gleichen Ketten fesselten. Seine Kindheit war ganz anders verlaufen als meine. Mir war ein Glück und eine Freiheit vergönnt gewesen, die er nie kennengelernt hatte.

«Für dich ist Religion etwas Wunderbares», fuhr er fort, «ein Hafen in stürmischer See. Es ist ein reines, ungetrübtes Gefühl. Du glaubst und bist dennoch frei. Für mich jedoch ...»

Er brauchte es nicht auszusprechen. Ich wusste nun, wie er sich fühlte. Als wir unser Haus erreichten, wollte ich mich gleich verabschieden.

«Aber es gibt noch so viel, was ich dir erzählen möchte», protestierte er.

«Ich sage nur schnell meinen Eltern Bescheid, dass ich zurück bin», gab ich nach.

Er redete weiter, und als ich ihm schliesslich eine gute Nacht wünschte, zog er mich sanft an sich. Ich wollte mich aus der Umarmung lösen, doch seine Arme waren wie Stahl. Ich hatte Angst, dass er versuchen würde, mich zu küssen. Doch er unternahm keinen Versuch. Mit seinen Lippen dicht an meinen flüsterte er: «Es gibt noch etwas, das ich dir sagen möchte. Es geht mir seit Langem durch den Kopf. Ich würde viel lieber nichts sagen, aber morgen ist es vielleicht schon zu spät.»

«Was ist mit morgen?» rief ich.

Er griff meinen Gedanken auf. «Vielleicht werde ich von hier fortgeschickt. Vielleicht morgen, vielleicht übermorgen. Man kann nie wissen. Und deshalb muss ich dir jetzt sagen, wie sehr ich dich liebe. Das Leben ist nicht viel wert heutzutage, und meines schon gar nicht. Aber dich zu haben, bedeutet für mich, dass ich leben will. Antworte mir: Liebst du mich auch?»

Ich konnte nicht sprechen. Ich mochte Abek sehr. Ich respektierte seine Intelligenz und sein Urteil. Er war der beste Freund, den ich je hatte; und auf einmal wusste ich, dass es diesen Freund nicht mehr gab. Ich suchte nach einer Antwort, nach einer impulsiven, glücklichen, sprudelnden Antwort; doch es fiel mir keine ein.

Seine Stimme schien aus einer anderen Welt zu kommen. «Du kannst mich zum glücklichsten Mann der Welt machen.» Auf

den gelben Stern mit dem Wort JUDE auf seiner Brust zeigend, fuhr er fort: «Trotz dieses Zeichens hier, Liebe ist das einzige, was zählt. Meine Eltern haben mir heute geschrieben, dass sie von ganzem Herzen einverstanden sind. «

«Was?» platzte ich heraus. «Du hast deinen Eltern geschrieben?»

«Ich musste», erklärte er, «bevor ich dich frage. Bitte versteh mich nicht falsch. Ich will dich nicht sofort heiraten. Es wäre dumm und egoistisch. Das einzige, was ich will, ist dein Versprechen, mich nach dem Krieg zu heiraten. Es wird mir den Mut geben, den ich brauche, um durchzukommen.»

«Dein Antrag trifft mich ziemlich unerwartet», erwiderte ich mit belegter Stimme. «Und du verlangst viel zu viel von mir. Du weisst, dass ich dich mag. Aber ich weiss nicht, ob das Liebe ist. Ich kann nicht ja sagen, weil es eine Lüge wäre, und ausserdem denke ich, da du deine Eltern zuvor gefragt hast, bin ich berechtigt, das gleiche zu tun.»

Ich hatte nur noch den Wunsch zu fliehen. «Ich muss jetzt gehen und darüber nachdenken», stammelte ich.

«Bis morgen», verabschiedete er sich.

Verwirrt drehte ich mich um und eilte ins Haus. Instinktiv spürte ich, dass ich Abek niemals würde lieben können. Er besass nicht die Stärke, die mein Vater und mein Bruder hatten und die ich von dem Mann erwartete, den ich lieben würde. Hätte mich Abek im Arm gehalten und mir versichert, er würde mich beschützen und für mich sorgen, hätte er mich meisterhaft und selbstsicher geküsst, statt mich zu bitten, ihn zu küssen – vielleicht hätte ich ihm die erhoffte Antwort gegeben. Seine Schwäche zerstörte meine Illusionen.

Ich ging früh zu Bett und stellte mich schlafend, während ich

weiter über den Antrag nachdachte. Nein, so hatte ich mir die Situation, in der es passiert, nun wirklich nicht vorgestellt. Es gab kein fröhliches Gartenfest mit Musik und Tanz unterm Sternenhimmel. Was mir Abek anbot, war vielleicht tiefer und ehrlicher als alles, was ich je erwarten durfte; aber es war nicht das, wonach ich mich sehnte. Ich hatte nicht darum gebeten. Er will mich heiraten, ging es mir wieder und wieder durch den Kopf; er hat gesagt, ich könnte ihn glücklich machen. Auf einmal begriff ich die Ursache meiner Traurigkeit: Ich wollte niemanden glücklich machen; ich wollte, dass *mich* jemand glücklich macht. Ich sehnte mich nach Lachen, und ich suchte jemanden, der mit mir lachen konnte. Ich erinnerte mich an das Gedicht, das Abek zitiert hatte, und wusste im gleichen Augenblick, dass der Mann an meiner Seite niemals Abek sein konnte. Ich setzte mich im Bett auf, rief Papa und Mama und erzählte ihnen von dem Antrag.

«Und was hast du geantwortet?» fragte Papa.

«Noch nichts, Papa. Ich soll ihm die Antwort morgen geben, und ich bin ganz sicher, dass sie ‚Nein‘ lauten wird.»

Wut stieg in mir auf. Ich fand, dass Abek kein Recht hatte, mir einen solchen Antrag zu machen, dass er kein Recht hatte, meinen Frieden und den meiner Familie zu stören. Ich verwarf das Argument, dass es morgen schon zu spät sein könne, dass er vielleicht fortgeschickt werde. Ich dachte nur an meine eigenen Gefühle, nicht an seine, und ich tat mir selbst leid.

Ich muss ein theatralisches Bild abgegeben haben, wie ich da in dem schimmligen Keller unseres Hauses in einem Nachthemd, aus dem ich längst herausgewachsen war, im Schneidersitz auf dem Bett sass. Meine vor der Zeit gealterten Eltern betrachteten ihr Kind, dem gerade Liebe angeboten worden war.

Ein Stockwerk über uns befand sich das Zimmer, in dem Papa vor fünfundzwanzig Jahren Mama seine Liebe gestanden hatte. Papa konnte Abeks Gefühle wahrscheinlich am besten nachempfinden. Er hatte im Ersten Weltkrieg gerade seine Einberufung an die Front erhalten, als er Mama seinen Antrag machte. Er wollte sie nicht sofort heiraten, aus Angst, sie vielleicht als Witwe zurückzulassen. Doch auch er wollte ihr Versprechen, um etwas zu haben, für das es sich zurückzukommen lohnte. Während er Mama nun anschaute, dachte er da an jene Winter- nacht, als er sie bat, seine Frau zu werden und sie freudig zu- stimmte? Dachte auch Mama gerade an jenen Tag? erinnerte sie sich daran, wie glücklich sie war und wie wenig ihr der Krieg ausgemacht hatte, weil sie wusste, dass sie seine Frau werden würde?

Nach langem Grübeln schlief ich endlich ein. Als ich in der Morgendämmerung erwachte, unterhielten sich Mama und Pa- pa flüsternd. Mama schien Abeks Partei ergriffen zu haben, Papa äusserte Bedenken; ständig fielen die Worte «Krieg» und «unge- wöhnlich». Schliesslich sagte Papa: «Leider liebt sie ihn.»

«Nein, das tut sie nicht», widersprach Mama. «Wenn sie ihn lieben würde, wäre sie glücklich.»

Am Nachmittag kam Abek. Er sah blass und müde aus. Ich war sehr verlegen und konnte ihm nicht in die Augen schauen. Zum Glück tauchte Ilse ein paar Minuten später auf, um uns zu berichten, dass die Deutschen ihr Klavier abgeholt hatten. So sehr sie mir leid tat, war ich doch auch erleichtert, nicht die Last der Konversation tragen zu müssen. Nach einer peinlichen Stunde, in der sowohl Abek als auch ich uns niedergeschlagen und unbehaglich fühlten, spürte Ilse, dass ihr Besuch ungelegen kam. Als sie sich verabschieden, erhob ich mich, um sie zu be-

gleiten. Zu meiner Bestürzung bestand Abek darauf, uns Gesellschaft zu leisten.

Auf halbem Weg zu Iلسes Haus entschloss ich mich umzukehren. Es hatte keinen Zweck; früher oder später musste ich mich ihm ja doch stellen.

Sobald Ilse ausser Hörweite war, sagte Abek mit weicher Stimme: «Es tut mir leid.»

Ich zuckte zusammen; ich hatte gewusst, dass er sich entschuldigen würde.

«Ich hätte das gestern nicht sagen sollen.» Seine Stimme verriet seine Angst. «Hast du eine Antwort für mich?»

Ich brachte es nicht über mich, nein zu sagen. Ich hasste den Gedanken, ihn vollkommen zu verlieren. Wenn wir doch einfach Freunde bleiben könnten ...

«Man ändert seine Gefühle nicht über Nacht», hörte ich mich sagen. «Ich würde dich gerne weiterhin treffen, aber ich halte es für besser, wenn du das Wort ‚Liebe‘ bis nach dem Krieg nicht mehr erwähnst.»

Abek biss sich auf die Lippen; in seinen Augen stand ein Ausdruck von Leiden, als er schweigend nickte. Ich wusste, dass ich ihm nie wieder unbefangen begegnen könnte.

Es war schon fast dunkel, als wir uns unserem Haus näherten. Über den Zaun schaute ich wehmütig in meinen geliebten Garten, der schneebedeckt war. Die Bäume sahen gespenstisch aus im Zwielicht der Abenddämmerung. Nur die Kiefern wirkten fröhlich mit ihren wie Flügel ausgebreiteten Ästen.

«Wie schön», seufzte ich, bezaubert von dem Bild.

«Wie schön», wiederholte Abek und schloss mich in die Arme. Ich versuchte, mich zu befreien. Seine Lippen berührten meine Wange.

«Lass mich in Ruhe!» schrie ich ihn an.

Sofort gaben mich seine Arme frei. «Es tut mir leid», murmelte er und ging ohne ein weiteres Wort.

Das war wirkungsvoller als alles andere, was er hätte tun können. Ich bereute, ihn in dieser Weise abgewiesen zu haben; ich fürchtete, ihn nie wiederzusehen. Mit jener einen brüskten Geste hatte er mehr bei mir gewonnen als mit all seiner Ergebenheit. Plötzlich erschien er mir geheimnisvoll, begehrenswert.

Als ich gerade ins Haus gehen wollte, kehrte er zurück.

«Ich habe vergessen, dir etwas zu geben.» Seine Stimme war fest und ruhig. Er holte ein Päckchen aus seiner Brusttasche.

«Was denn?» fragte ich überrascht.

«Ein Buch, das ich gefunden habe. Ich dachte, du würdest es vielleicht mögen.»

«Danke», sagte ich eine Spur zu eifrig. «Gute Nacht.»

Ich streckte ihm meine Hand entgegen. Er ergriff sie.

«Gute Nacht», sagte er. «Es tut mir leid wegen vorhin.

Ich werde versuchen, es nicht wieder zu tun.»

Als ich alleine war, wünschte ich, er wäre nicht zurückgekommen. Ich wünschte, es täte ihm nicht leid. Warum hatte er mich nicht einfach in den Arm genommen und geküsst, ohne sich um meine Proteste zu kümmern?

Ich bückte mich, kratzte eine Handvoll Schnee zusammen und rieb mir damit das Gesicht ab. Es war angenehm erfrischend. Drinnen öffnete ich das Geschenk: ein dünnes Bändchen mit chinesischen Liebesgedichten. Als ich die wunderschönen Verse las, dachte ich wieder an Abek – mit Wut im Bauch.

Kapitel 9

Das Jahr 1941 näherte sich dem Ende. Ich sah Abek immer noch täglich, wenngleich unsere Treffen zeitweise hauptsächlich aus peinlichem Schweigen bestanden. Allmählich gelang es mir jedoch, wieder mit ihm zu lachen und zu scherzen, wobei ich mir allerdings ständig bewusst war, dass er mich heiraten wollte und jede nette Geste als ein Zeichen meines Einlenkens interpretierte.

Im Dezember erhielt ich einen Brief von meiner ehemaligen Klassenkameradin Erika. Erika war mit ihren Eltern und ihrem kleinen Bruder kurz vor dem Einmarsch der Deutschen aus Bielitz geflohen und lebte inzwischen in einer Kleinstadt nahe der früheren polnisch-russischen Grenze im Generalgouvernement. Erika und ich sahen uns so ähnlich, dass wir häufig miteinander verwechselt wurden. Wir waren niemals eng befreundet; in jenen tragischen, einsamen Zeiten, in denen ich sogar flüchtigen Bekannten schrieb, merkte ich jedoch, wie viele Gemeinsamkeiten es zwischen uns gab. Wenn ich an die Schulzeit zurückdachte, sah ich Erika vor mir, wie sie in der vorgeschriebenen marineblauen Uniform mit geradem Rücken hinter ihrem Pult stand, um eine Frage des Lehrers zu beantworten, sah ihr kurz geschnittenes, schwarzes Haar, die Grübchen in ihrem blassen Gesicht. Ich kannte sie als Erika, die sich ihre Bücher über die Schulter warf; Erika, die lieber heiße als kalte Milch trank; Erika, die den sehnlichen Wunsch hatte, einmal ein rotes Kleid in der Schule zu tragen statt des marineblauen. Dies war alles, was ich über sie wusste, da sie die Gedanken,

die den meinen so ähnlich waren, niemals ausgesprochen hatte. Erst jetzt, als mehrere hundert Kilometer zwischen uns lagen, setzte sich Erika in einem fremden Zimmer an einen fremden Tisch, um diese Gedanken niederzuschreiben, die ich so gut verstand.

Ihr Brief unterschied sich von den meisten anderen. Es stand nichts von Sehnsucht nach der Schulzeit oder verlorenen gemeinsamen Freunden darin. Erika schrieb:

Ich bin verliebt. Wir wollen heiraten. Henek ist alles, was ich mir je erträumt habe, und viel, viel mehr. Meine Eltern sind gegen die Heirat, verstehst du das? Meine eigenen Eltern, die immer behauptet haben, mich zu lieben und nur mein Glück zu wollen! Seine Eltern verstehen unsere Gefühle. Man kann nie wissen, wie viele Monate oder Wochen uns noch zusammen bleiben. Warum machen sie es uns so schwer? Ich wünschte, wir könnten weglaufen. Aber wie? Wohin? Man braucht Papiere. Doch ich bin zuversichtlich, dass uns meine Eltern am Ende ihre Einwilligung geben werden. Dann werde ich der glücklichste Mensch auf Erden sein.

Ich dachte lange über diesen Brief nach und betrachtete ihn im Licht meiner Gefühle für Abek. Erika war verliebt, schloss ich; ich nicht. Ich wartete auf weitere Nachrichten von ihr, hoffte, dass ihre Eltern schliesslich zustimmen würden, und war bestürzt bei dem Gedanken, dass ich dann mit meinen kaum siebzehn Jahren eine verheiratete Frau zur Freundin haben würde.

Abek schien mehr und mehr von mir abhängig zu sein. Richtig bewusst wurde mir dies kurz vor Weihnachten, als er mir erzählte, er könne über die Feiertage unter Umständen nach Hau-

se fahren. Die Wachen erhielten eine Woche Urlaub, und da sie – wie Abek und die meisten anderen Jungen im Lager – aus Sosnowitz stammten, dürften sie die Jungen vielleicht mitnehmen. Abek war ganz aufgeregt, als er von dieser Aussicht erzählte.

«Natürlich fährst du», sagte ich auf meine unbekümmerte Art.

Am nächsten Tag kam er später als üblich. Er erklärte, er habe für die Reise packen müssen. Ich versicherte ihm, wie sehr ich mich für ihn freue, und fragte, wann er erfahren habe, dass er nach Hause dürfe.

«Du hast es mir gestern gesagt», antwortete er in sachlichem Ton.

«Wie meinst du das?» fragte ich verwirrt.

«Ich glaube an deine Eingebung», lautete seine knappe Antwort.

Er schenkte mir ein Buch, bevor er ging. Zwischen den Seiten fand ich ein Foto von ihm und folgenden unterstrichenen Satz: «Was Herz und Verstand nicht tun wollen, regelt die Zeit, wenn man ihr die Chance lässt.»

Ich versuchte, die Aussage auf verschiedene Weise zu interpretieren, gelangte jedoch stets zu demselben Schluss.

Ich zeigte Papa den Satz.

«Nun», bemerkte er lächelnd, «ich bin froh, dass wenigstens du dir Zeit lässt.»

Abek wollte eigentlich eine Woche zu Hause bleiben; doch am vierten Abend nach seiner Abreise klopfte es an der Tür, und da stand er. Noch bevor er einen Fuss in die Wohnung gesetzt hatte, flüsterte er mir zu: «Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Ich musste zurückkommen.»

Keiner von uns hiess ihn herzlich willkommen.

«Was ist mit deinen Eltern?» fragte Mama unverblümt.

Wir alle wussten nur zu gut, dass jeder Urlaub mit der Familie der letzte sein konnte.

«Deine Eltern waren doch sicher nicht damit einverstanden», bemerkte Papa mit strengem Blick auf Abek.

«Ganz im Gegenteil. Sie verstehen mich. Sie lieben dich auch, Gerda.»

Ich schaute weg, nahm aber aus den Augenwinkeln noch wahr, wie Papa und Mama sich einen verwunderten Blick zuwarfen. Mir schoss das Blut in die Wangen. Abek hatte noch nie in Gegenwart meiner Eltern seine Gefühle offenbart.

Es entstand ein bedeutungsvolles Schweigen, das Mama schliesslich mit dem Satz unterbrach: «Ich fange mal besser mit Kochen an.»

Ich stand zitternd am Fenster. Abek legte seinen Mantel ab und kam anschliessend zu mir.

«Bist du zu einer Entscheidung gekommen?»

Ich antwortete nicht.

«Du liebst mich doch, oder? Als ich weg war, hast du es erkannt. «

Ich schwieg noch immer.

«Deshalb bin ich zurückgekommen.» In seiner Stimme lag Schmerz. Die Vorfreude war verschwunden.

«Abek, warum tust du das?» Warum musste er mir dies antun?

Nachdem Abek gegangen war, lastete die Stille schwer auf mir. Ich wusste, dass Papa verstimmt war. Wenn ich früher tagsüber ungezogen gewesen war, musste ich immer bis nach dem Abendessen warten, bis Papa mich zur Rede stellte. Die Strafen fielen niemals hart aus. Zu wissen, dass Papa verärgert war, war meist Strafe genug. An jenem Abend beschäftigte sich Mama nach dem Essen wie üblich mit Stricken. Papa stopfte seine Pfei-

fe und versuchte mehrmals vergeblich, sie anzustecken. Der Tabak war von schlechter Qualität und wollte einfach nicht brennen. Papa leerte den Pfeifenkopf gewissenhaft und begann, ihn erneut zu stopfen, diesmal weniger fest. Mama schaute von ihrem Strickzeug auf und warf einen fragenden Blick zu Papa hinüber. Er äusserte sich nicht, noch nicht. Inzwischen war die Pfeife gestopft. Papa riss von einem Stück Papier einen langen Streifen ab und hielt ihn über das Glas der Petroleumlampe. Das Papier fing Feuer, und der Tabak entzündete sich knisternd. Ich wartete. Papa wusste doch Bescheid, sagte ich mir, er wusste alles über Abek. Wieso war er jetzt böse auf mich?

Papa blies langsam den Pfeifenrauch aus.

«Es gefällt mir nicht», sagte er schliesslich.

Das brachte mich aus der Fassung. «Meinst du vielleicht, mir gefällt es», platzte ich heraus. «Was soll ich denn machen, Papa? Was denn?»

«Er ist ein netter Junge.» Es klang wie eine Rechtfertigung.

Ich fing an zu weinen. Papa zog mich an sich, strich mir mit der Hand übers Haar und wischte mir mit seinem durchgescheuerten Ärmel die Augen.

«Papa, was habe ich falsch gemacht? Ich möchte Abek treffen, das habe ich ihm gesagt; aber ich will nicht gebunden sein. Sag, Papa, ist das falsch?»

Ich glaube nicht, dass Papa mein Verhalten jemals missbilligte. Nach einer Weile sagte er: «Das heisst noch lange nicht, dass es für den Jungen richtig ist.»

Weihnachten ging vorüber, und 1942 begann – schrecklich kalt, mit Unmengen von Schnee. Ich konnte mich nicht an einen

ähnlich harten Winter erinnern. Anfang des neuen Jahres starb der Onkel meiner Mutter. Papa ging zur Beerdigung. Mama blieb bei der Witwe, während in aller Eile ein Grab geschaufelt, ein stilles Gebet gesprochen und eine Handvoll Erde auf die schmucklose Urne geworfen wurde.

Ich war allein zu Hause und wartete auf meine Eltern, als ein Brief eintraf. Es stand kein Absender darauf. Die Handschrift sah wie die von Erika aus. Ich hatte Angst, den Umschlag zu öffnen. Irgendwie ahnte ich, dass dieser Brief nicht die glückliche Nachricht von ihrer Hochzeit enthielt. Als ich den Umschlag schliesslich aufriss, bestätigten sich meine Befürchtungen. Ich fand ein paar zerfetzte Seiten aus einem Notizbuch; einige Buchstaben waren gross, wie von einem sechsjährigen Kind geschrieben, andere winzig klein. Obwohl ich keine Spuren von Tränen entdeckte, schien der Brief vor Schmerz zu beben. Hier ist, was ich las:

Draussen ist es dunkel. Es ist Nacht. Eine tödliche Stille hängt über dem Haus, in dem vor zwei Tagen noch so viel Leben war, so viel geliebtes Leben. Ich sitze auf dem Fussboden, um das bisschen Licht einzufangen, das von der Schenke gegenüber auf den Boden fällt. Es ist ein stumpfer Flecken bläuliches Licht, und darin liegt mein Papier. «Sie» sitzen in der Schenke – «Sie», die Mörder. Ich bin im Dunkeln, alleine im Dunkeln, wie mein Herz und meine Seele für immer im Dunkeln bleiben werden. Und das Licht jener Mörder, das Licht ihrer Verbrechen beleuchtet mein Papier, um mich über ihre Taten schreiben zu lassen.

Weisst du, was geschehen ist? Nein, du kannst es nicht wissen. Gestern, ja, es war erst gestern, hörten wir frühmorgens eine Menge Lärm – Schreie und Weinen und Flehen um Gnade. Es waren die Schreie von Juden unten auf der Strasse. Mein Vater und

ich rannten die Hintertreppe hinunter, um uns im Keller zu verstecken, während Mutter das Baby aus der Wiege holen ging. Der Kleine rieb sich schläfrig die Augen. Er war so klein, dass er noch nicht wusste, dass man Tag und Nacht wachsam sein musste, um sich Jederzeit schnell verstecken zu können. Vielleicht träumte er von Spielsachen, die er niemals besass. Vielleicht weckte ihn meine Mutter nicht schnell genug auf. Ich stelle mir bildlich vor, wie er sich die Äuglein rieb, als die Mörder in ihren grauen Uniformen auftauchten und sie beide mitnahmen, meine Mutter und auch das Baby. Mein kleiner Bruder war nicht angezogen, denn sein winziger Anzug liegt noch stets hier auf dem Stuhl. Auch seine Schlafanzughose liegt hier. Er muss sie ausgestrampelt haben und halb nackt weggeschleppt worden sein. Vom Keller aus hörten wir Schreie.

Warum geht das Leben einfach weiter, wenn solche Dinge geschehen? Stundenlang hörten wir entfernte Schreie. Erst als die Nacht anbrach, wurde es still. Wir hofften und beteten, dass Mama und das Baby irgendwo Zuflucht gefunden hatten.

Mitten in der Nacht krochen wir aus dem Keller. Das Haus war leer. Leer war unsere Wohnung, leer auch die Wohnungen aller unserer Freunde und die des Jungen, den ich geliebt habe. Wo sind sie? Wir gingen auf die Strasse. Wir suchten in jedem Haus. Wir trafen ein paar geisterhafte Gestalten, die sich bewegten, als kämen sie aus einer anderen Welt. In einem Haus entdeckten wir einen alten Mann, der das weisse Gewand trug, in dem man am Tag des Gerichts vor Gott steht. Er sprach das Totengebet. Wir baten ihn, uns zu erzählen, was passiert war. Er starrte uns mit wirrem Blick an, zeigte mit dem Finger zum Himmel und betete weiter. Wie

ein Geweihter auf der Schwelle zum Himmel stand er dort allein, um ihn herum eine Welt voller Sünde und unaussprechlicher Verbrechen. Schliesslich trafen wir einen jungen Mann, der uns die tragische Geschichte erzählte. Alte Leute, Jugendliche und Kinder waren alle auf den Marktplatz getrieben worden. Dort mussten sie sich ausziehen und sich nackt, mit dem Gesicht nach unten, auf die Steine legen. Gewehre schwingend trampelten die Mörder zu Pferd auf dem schreienden menschlichen Pflaster herum. Viele Juden wurden von den Pferdehufen getötet; Peitschen hinterliessen blutige Spuren. Nachdem der erste Durst der Sadisten gestillt war, mussten die Überlebenden nackt aus der Stadt marschieren. Sie mussten ihr eigenes Grab schaufeln und sich an dessen Rand stellen, bis sie im Kugelhagel starben. Fremde umarmten einander, als sie in den ewigen Schlaf fielen.

Wir gingen an den Ort des schrecklichen Geschehens. Was bedeuteten jetzt noch Gesetze, die es Juden verboten, die Stadtgrenzen zu verlassen? Niemand hielt uns an oder kümmerte sich um uns. Der Mond schien. Wir sahen ein grosses, quadratisches Grab, noch halb offen, mit einem Berg nackter Körper darin. Viele erkannten wir. Wir entdeckten meine Mutter; sie war blutüberströmt. Meinen kleinen Bruder fanden wir nicht. Ich fand Henek, den ich mehr geliebt habe als mein Leben, der mein Ehemann werden sollte. Ich küsste sein totes Gesicht. Nicht eine Träne vergoss ich an jenem Grab. Nur mein Herz starb. Weissst du was? Wenn sie morgen kämen und meinen Vater töten würden, würde es mir nichts ausmachen. Ich würde nicht weinen. Ich würde mich für ihn freuen. Ich wünschte, sie würden mich töten. Von nun an werde ich überall da herumlaufen, wo es verboten ist. Ich will, dass sie mich fassen. Ich

will, dass sie mich töten, weil mir alles egal ist. Es gibt nur noch eines, was mich bewegen könnte. Ich will ein Gewehr. Ich will ein Messer. Ich will töten. Es wäre kein Verbrechen. Vielleicht würde es mich nicht mal befriedigen, aber ich will töten.

Worauf warten wir? Das Haar meines Vaters ist schneeweiss. Er hat nicht gesprochen, nicht gegessen, nicht geschlafen, nicht geweint. Er beobachtet mich, während ich diesen Brief schreibe. Er ist wie ein Tier. Ich glaube nicht, dass er mich erkennt. Die Kleidungsstücke meines kleinen Bruders liegen hier. Ich kann sie nicht berühren. An meiner Bluse steckt eine Brosche, ein kleines Herz, das Henek mir geschenkt hat. Es gibt keine Herzen mehr. Alle Herzen sind tot. Wie begräbt man ein Herz? Ich schreibe dir. Es tut gut, alles zu erzählen, aber wer bist du? Lebst du noch? Haben sie dich noch nicht ermordet? Zu dumm, wenn auch du gestorben wärst – denn dann würdest du diesen Brief von einem Mädchen namens Erika, das ein totes Herz hat, nicht bekommen.

Ich habe nie wieder von Erika gehört.

Kapitel 10

Zwei bange Wochen verstrichen ohne eine Nachricht von Arthur. Verfolgt von den schrecklichsten Bildern, was ihm zugestossen sein könnte, musste ich hart mit mir kämpfen, um meinen Eltern nichts von Erikas Brief zu erzählen.

Als Abek eines Nachmittags kam, als ich allein zu Hause war, konnte ich mich nicht länger beherrschen. Ich erzählte ihm alles: von meiner Schlaflosigkeit, meinen Alpträumen, meiner verzweifelten Sorge um Arthur. Danach las ich ihm Erikas Brief vor. Es war so erleichternd, endlich offen zu reden. Abek verstand. Er bot mir keine leeren Worte des Trosts an, sondern hielt mich schweigend im Arm, während ich erzählte. Als ich geendet hatte und meinen Kopf an seine Schulter lehnte, streichelte er zärtlich mein Haar und küsste meine fiebrige Stirn und die tränenfeuchten Wangen. Ich war getröstet und beruhigt. Ich habe Abek nie stärker gemocht, habe mich ihm nie näher gefühlt als in jenem Augenblick.

«Es wird alles gut», flüsterte er.

Ohne aufzuschauen und ohne zu denken, sagte ich: «Ich weiss, dass alles gut wird, Arthur.» Ich spürte, wie Abek sich verkrampte. Ich schaute ihn an. Sein Gesicht war wie versteinert. «Abek», begann ich, konnte jedoch nicht weitersprechen. Natürlich nahm er mir meine Gleichgültigkeit ihm gegenüber übel.

Am nächsten Morgen traf der sehnlichst erwartete Brief von Arthur ein. Er enthielt keine wesentlichen Neuigkeiten, mit Ausnahme einer Adressänderung. Ich hatte den Eindruck, dass

seine Handschrift nicht so gleichmässig war wie sonst. Ich glaubte, eine gewisse Anstrengung zu entdecken. War es nur Einbildung? Ob Papa und Mama auch etwas auffiel? Sie liessen sich zumindest nichts anmerken.

Ich bewunderte den Mut und die Stärke meines Bruders, seine Fähigkeit, alles Schmerzhaftes zu verbergen. Ich stellte ihn mir vor, wie er mitten in der Nacht in einem unbekanntem, dunklen Raum sass und jene banalen Zeilen nach Hause schrieb, während er auf bedrohliche Schritte lauschte und sich vor dem Morgen fürchtete.

Arthurs regelmässige Briefe waren unser einziger Trost in jenem harten Winter. Jeder Tag brachte neue Meldungen vom siegreichen Vormarsch der Deutschen in Russland. Unsere Stricknadeln klapperten bis tief in die Nacht in einem verzweifelten Wettlauf gegen die sich zuspitzende Lebensmittel- und Brennstoffknappheit. Doch nichts entmutigte uns so sehr wie der erschreckende Gedanke, dass keine Armee der Welt in der Lage zu sein schien, die Deutschen aufzuhalten. Wir hofften sehnlichst auf ein frühes Winterende. Frühling würde bedeuten, dass wir uns keine Gedanken mehr darüber machen müssten, wie wir unseren Keller heizen sollten. Es würde mehr Gemüse geben, mehr zu essen; die Tage würden länger werden, die bangen Nächte kürzer. Wenn ich gewusst hätte, was der Frühling 1942 noch bringen würde, hätte ich gebetet, dass jener Winter endlos dauert.

Am Morgen des 19. April erhielten alle Juden den Befehl, sich auf den Umzug in das schäbige, abgelegene Stadtviertel hinter dem Güterbahnhof vorzubereiten. Dort, wo Vieh und Waren entladen wurden, gab es ein paar leerstehende, baufällige Häuser. In knapp zwei Tagen würden sie unser Ghetto werden.

Niemand sagte viel. Wir hatten es alle erwartet. Für Mama war es dennoch ein besonders schwerer Schlag. Der Keller machte ihr nichts aus, denn er gehörte zu dem Haus ihrer Kindheit – dem Haus, in dem sie geboren war, wie zuvor schon ihre Mutter und ihre Grossmutter; dem Haus, in dem sie geheiratet hatte, in dem ihre Eltern gestorben und ihre Kinder geboren waren. Nun mussten wir es verlassen. Fiel uns der Abschied so schwer, weil wir ahnten, dass wir nie zurückkehren würden?

Wir mussten frühmorgens aufbrechen. Noch vor Ende der nächtlichen Ausgangssperre rannte ich die Strasse hinunter, um mich von Niania zu verabschieden. Ich stieg die knarrenden Stufen hinauf und öffnete, ohne zu klopfen, leise die Tür; ich wusste, dass sie nicht verschlossen sein würde. Niania sass am Fenster. Ihr langes graues Haar fiel ihr auf die Schultern; der alte grosse Schal, in dem ich so häufig eingeschlafen war, war um ihren Körper gewickelt. Sie hielt ihr Gebetbuch in der einen Hand, das Kruzifix in der anderen. Sie fuhr mit Beten fort, ohne aufzublicken. In jener frühen Morgendämmerung kam sie mir wie eine Figur aus einem wunderschönen, lange vergessenen Traum vor. Unter ihren Füessen der kleine Schemel, auf dem ich als Kind gesessen hatte, wenn sie mir Geschichten erzählt und dabei Kleider für meine Puppen genäht hatte. Der Blumenkasten vor ihrem Fenster stand damals immer in voller Blütenpracht.

«Die Blumen sind für dich, wenn du erwachsen bist», hatte Niania oft gesagt. Heute sagte sie nichts zu mir. Während sie ihr Vaterunser sprach, liess ich meinen Blick durch das vertraute Zimmer wandern. Ich entdeckte den grünen Kissenüberzug, den ich als zehnjähriges Mädchen gehäkelt hatte. In der Glasvitrine

standen die polierten Tassen, aus denen ich so oft getrunken hatte; ich kannte sie alle – die mit den violetten Blumen, die bauchige mit dem Porträt von Kaiser Franz Joseph, die mit dem winzigen Sprung, in die Niania nichts Heisses goss.

In ihrem Holzschrank hingen ordentlich aufgereiht ihre Kleider – das braune mit den kleinen Glasknöpfen; das schwarze, etwas speckige, abgetragene, das sie noch stets zur Kirche trug; das elegante schwarze Seidenkleid, das mit einem Tuch abgedeckt war. Sie hatte es sich für die Hochzeit ihrer Enkelin nähen lassen und wollte es danach nur noch zweimal tragen: bei meiner Hochzeit und für ewig in ihrem Sarg. Auf Nianas Nachttisch stand eine grosse Madonnenfigur in Blau und Gold mit flammendem Herzen; sie hatte sie von einer Wallfahrt nach Tschenschostochau mitgebracht.

Nianas Zimmer war so aufgeräumt wie gewöhnlich; seit meiner Kindheit war nichts darin verändert worden. Ich konnte nicht umhin, ihr gemütliches Zuhause mit unserem Kellerraum zu vergleichen. Ich sah unsere wenigen, erbärmlichen Bündel auf dem Boden liegen, eine Handvoll geschwärtzer Töpfe und Pfannen, ein paar geflickte Kleidungsstücke, ein Korb mit Trockenerbsen, einem Laib Brot, etwas Salz, einem Glas hausgemachter Marmelade, etwas Kakao aus Vorkriegszeiten und dem Topf mit Schnittlauch, unter dem unsere letzten Schmuckstücke versteckt waren. Mama und Papa hatten die Bündel in einem Bettlaken verschnürt. Dies war alles, was von unserem prächtigen Zuhause übriggeblieben war.

In diesem Augenblick neidete ich Niania ihre Sicherheit. Sie durfte bleiben, wir mussten gehen.

In schroffem Ton sagte ich schliesslich: «Ich bin gekommen, um mich zu verabschieden. Du weisst, wir müssen gehen. Ich

hoffe, ich werde dich bald wiedersehen.» Ich wollte mich schnell davonstehlen. Nianias tiefe Stimme durchfuhr mich.

«Gertele, komm zurück.»

Sie nannte mich bei dem Kosenamen meiner Kindheit. Bei dem Klang des längst vergessenen Namens schnürte sich meine Kehle zusammen. Als ich mich umdrehte, streckte sie mir ihre abgearbeiteten Hände entgegen. Ich stürzte mich in ihre Umarmung. Sie drückte mich auf den Fusschemel und strich mir mit ihren harten, schwieligen Händen übers Haar.

«Mein armes Kind», sagte sie.

Ich legte den Kopf in ihren Schoss und spürte ihre warmen Tränen auf meinem Haar, spürte, wie meine eigenen Tränen zu fließen begannen.

Dann sah ich wieder das Bild unseres Kellerraums vor mir.

«Ich muss jetzt gehen, Niania», sagte ich, während ich mich erhob.

Sie drückte mich auf den Schemel zurück und bettelte: «Bitte, bleib noch etwas.»

«Nein, Niania. Mama und Papa warten auf mich. Sie lassen grüssen. Du weisst, sie können nicht selbst kommen. Es ist zu gefährlich. «

Ich umarmte sie ein letztes Mal, bevor ich nach draussen stürmte.

Zu Hause sassen wir schweigend beisammen. Dies war der letzte Morgen in unserem Heim. Ich hielt es im Keller nicht aus. Ich lief in den Hof und sprang über den Zaun in den Garten, den ich so geliebt hatte. Es war mir gleichgültig, ob mich jemand dabei erwischte; ich musste meinen geliebten Garten einfach noch mal sehen. Während der Nacht hatte es geregnet; das junge, fri-

sche Gras war nass. Ich betrachtete die fruchtbare, feuchte Erde unter meinen Füßen. Überall umgaben mich Erinnerungen. An einem dicken alten Ast hing ein verrottetes Stück Schnur. Ich kannte es: Ein paar Jahre zuvor hatte Arthur einen Drachen steigen lassen, der sich beim Absturz in einem Baum verfangen hatte; es war uns nie gelungen, ihn herunterzuholen. Wind, Schnee und Regen hatten das Papier weggeweht, doch das kleine Stück Schnur hing noch immer dort.

An dem alten Birnbaum entdeckte ich die tiefe Markierung, die von Arthurs Pfadfindermesser stammte. Ursprünglich hatte sich darunter ein Zettel mit der Aufschrift befunden: «Ich bin ein Gefangener des Cow-Cow-Stammes.» Wir hatten als Kinder Indianer gespielt, und Arthur war gefangengenommen worden; jenes heroische «Schwert» und die Botschaft sollten ihn retten. Der Zettel war lange, lange verschwunden, und Arthur war weit, weit weg.

Ich lief die schmalen, inzwischen überwucherten Pfade entlang, auf denen ich mit meinem Dreirad gefahren war oder meinen Puppenwagen geschoben hatte. Am Hang stand noch das Gartenhäuschen, das inzwischen dringend etwas Farbe benötigte; all die Jahre zuvor hatten wir es jedes Frühjahr gestrichen. Von der Dachkante hing ein Fetzen verblichenes gelbes Papier herunter, das einst zu einem japanischen Lampion in Form eines Vollmonds gehörte. Wir hatten ihn für das Gartenfest zu meinem fünfzehnten Geburtstag aufgehängt und später dort gelesen, weil er so lustig aussah.

War es wirklich erst drei Jahre her, seit Mama und Papa jung und fröhlich Arm in Arm zugeschaut hatten, wie wir Eis und Kuchen assen? Wie glücklich war ich an jenem Tag gewesen!

Ich lief hinunter zum Bachufer, wo um diese Jahreszeit die

Veilchen blühten; und da standen sie in ihrer violetten Pracht, frisch, unberührt und duftend. Ich pflückte einen Strauss, presste ihn an mich und liess mich auf den feuchten Grund sinken. Ich musste weinen, als ich an den samtweichen Blumenteppeich dachte, an den gelben Löwenzahn, der bald üppig blühen würde, an die Vögel, die nachts in den Bäumen zwitscherten, an die blühenden Kirschbäume und die roten Kirschen an den Ästen, an die warmen Herbstfarben der Blätter, an die vielen bunten Früchte, an den Sonnenschein und den Regen, die meinen Garten in allen Jahreszeiten besuchten. Und all dies sollten wir nie Wiedersehen!

Dort am Bachufer sagte ich leise weinend meiner Kindheit Lebewohl. Ich machte mich langsam auf den Rückweg, nicht zum Haupteingang, sondern zu der Seite, an der die Schlafzimmerfenster lagen. Es war mir gleich, ob mich jemand entdeckte oder nicht; ich musste mein geliebtes Zuhause einfach noch mal sehen.

Ein Schatten bewegte sich im Zimmer meiner Eltern, und ich erkannte die vertraute, cremefarbene Tapete. Bald würde Mamas Kopf erscheinen, und sie würde zu Papa sagen: «Nimm lieber deinen Schirm mit, Julius. Im April weiss man nie, wie das Wetter wird.» Danach würde sie in mein Zimmer kommen und sanft meine Stirn küssen; ich würde mich strecken, zur Seite rollen und seufzen. «Zieh heute deinen Regenmantel zur Schule an», würde Mama sagen.

Ich wandte mich ab und stapfte durch das junge Gras zur anderen Hausseite. An meinem Weg stand der Pflaumenbaum mit dem eigenartig verkrümmten Ast, den wir als Schaukel benutzt hatten; er fühlte sich feucht, kühl und vertraut an. Ich setzte mich darauf und schloss die Augen. Für einen Moment, einen winzigen Moment nur, wollte ich so tun, als sei nichts gesche-

hen. Ich lehnte mich zurück und begann, auf dem alten Ast zu schaukeln. Ich werde jetzt ins Haus gehen, dachte ich. Sie werden am Frühstückstisch sitzen; Mama wird Kaffee einschenken, Papa sein Brötchen schmieren, und Arthur wird seine Bücher zusammenraffen und zur Schule eilen. Die weissen Tassen werden auf dem Tisch glänzen, Krümel werden auf der karierten Tischdecke verstreut sein. «Schaut nur die herrlichen Veilchen! Sie sind einmalig!» wird Mama rufen. «Stell sie ins Esszimmer.» – «In welche Vase, Mama?» – «Nimm die flache Silberschale. Kurzstielige Blumen sehen darin am schönsten aus.» Mama hat recht; die Veilchen passen ideal zu der Schale. Ich muss mich beeilen; sonst komme ich noch zu spät zur Schule ...

Zu spät? Ja, zu spät. Schweren Herzens schleiche ich in die Realität zurück. Ich bin zu spät dran, weil wir heute von hier fort müssen. Warum fällt es mir so schwer? Der Krieg wird bald zu Ende sein, wir werden alle nach Hause zurückkehren. Doch der Gedanke tröstete mich nicht. Tief im Innern spürte ich, dass ich nie wiederkommen würde.

In den Zweigen über mir flatterte ein Vogel; irgendwo bellte ein Hund. Ich umarmte den verkrümmten Ast und küsste seine rauhe, nasse Rinde. «Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen», murmelte ich.

«Wo warst du?» fragte Mama, als ich in den Keller kam.

«Draussen im Garten», antwortete ich.

Dann sah ich Niania auf einem alten Küchenstuhl sitzen. Sie hatte der Gefahr getrotzt und war zu uns gekommen. Papa drängte sie zum Gehen. Sie weigerte sich.

Ein von einem schläfrigen alten Gaul gezogener Karren fuhr vor unserem Haus vor, und ein Bauer und sein Sohn luden unsere kümmerlichen Habseligkeiten auf. Niania umarmte Mama;

beide weinten. Danach ergriff Niania Papas Hand und küsste sie, bevor er protestieren konnte.

«Du hast mein Enkelkind grossgezogen, du hast mir dreizehn Jahre lang ein Heim gegeben; ich habe dich immer wie meinen eigenen Sohn geliebt.»

Papa umarmte sie und küsste sie auf die Wange. Sie weinte an seiner Schulter und sagte mit einem Blick auf mich: «Es war ein Morgen wie dieser, als sie geboren wurde. Du hast sie in deinen Armen ans Fenster getragen und gesagt, sie sei deine Prinzessin, unsere kleine Sonnenscheinprinzessin. Wohin bringst du sie jetzt?» Ihre Stimme hörte sich schrecklich an. «Wohin?» wiederholte sie. Danach sprach Niania ein Gebet. Papa und Mama senkten die Köpfe.

Der Schrank und die Betten von Mama und Papa wurden auf den Karren geladen. Die Möbel waren durch die Feuchtigkeit im Keller mit Schimmel überzogen. Sie sahen seltsam und fremd auf dem Wagen aus. Wir warfen einen letzten Blick in jede Ecke des Kellers. Wie gerne wären wir hier geblieben, wie begehrenswert erschien uns plötzlich der düstere Raum. Der Bauer riss an den Zügeln; das alte Pferd trabte los; langsam setzte sich der Karren in Bewegung. Papa, Mama und ich folgten dem Fuhrwerk mit gesenkten Köpfen, als liefen wir hinter einem Leichenwagen her. Hier und dort schauten Nachbarn durch die Gardinen, winkten uns stumm zum Abschied und wischten sich mit Taschentüchern die Augen. Papa und Mama sahen niemanden. Papa trug den Schnittlauchtopf, Mama ihre schwarze Einkaufstasche mit dem Brot, dem Salz, den Trockenerbsen, dem kostbaren Kakao und der Marmelade. Ich umklammerte immer noch die Veilchen, die ich gepflückt hatte.

Als wir die Strassenkrümmung erreichten, an der Arthur gezögert hatte, verlangsamten auch Papa und Mama instinktiv

ihren Schritt. Ich wusste, dass sie noch einmal zurückschauen wollten; doch im entscheidenden Augenblick nahm Papa Mamas Hand, und beide gingen unbeirrt weiter. Ich allerdings warf einen Blick zurück – als einzige. Niemand war in Sicht. Die Äste der Bäume pendelten in der milden Brise. Die Fenster unseres Hauses glänzten im Sonnenlicht.

Kapitel 11

Noch bevor ich die Augen öffnete, spürte ich die eigenartige Fremdheit, in einem unbekanntem Raum aufzuwachen. Am irritierendsten war die Helligkeit; ich war an die Düsternis unseres Kellers gewöhnt. Als ich die Augen aufschlug, standen dort im Sonnenlicht unsere Möbel, schäbiger als ich sie mir vorgestellt hatte, gleichzeitig aber auch sauber und hell. Sowohl Papa als auch Mama, mit denen ich unser Zimmer teilte, waren in weit besserer Stimmung, als ich sie seit Langem erlebt hatte. Was wir am meisten gefürchtet hatten, lag hinter uns. Der Umzug war überstanden.

Wir hatten noch nie woanders gewohnt. Es hatte immer unser Haus gegeben: den Garten, den Speicher, die Schuppen im Hof, das Gartenhäuschen. Insgeheim war ich davon überzeugt gewesen, dass uns die Mauern unseres Heims schützen würden. Nun begriff ich erst richtig, warum wir uns so vor dem Umzug ins Ghetto gefürchtet hatten.

Das Ghetto bestand aus einer Anzahl von Gebäuden, von denen nur drei der Strasse zugewandt waren. Unseres war eines davon. Das Nachbarhaus war von der Jüdischen Kultusgemeinde besetzt; das daran anschliessende beherbergte mehrere Familien. Die dahinter liegenden Häuser gruppieren sich um einen gepflasterten Hof. Auf beiden Stockwerken rund um den Hof laufende Holzgalerien verbanden alle Häuser miteinander. Für mich waren diese Holzgalerien ein Symbol für die Art und Weise, wie unsere Leben verknüpft waren, und ich fühlte mich sicherer mit dem Wissen, nicht allein zu sein.

Alle noch in Bielitz verbliebenen Juden lebten in jenen paar Häusern sowie in einem riesigen, fabrikähnlichen Gebäude mit primitiven Sanitäreinrichtungen, das zehn Minuten Fußweg von der Kultusgemeinde entfernt lag.

In Bielitz gab es noch etwa Zweihundertfünfzig Juden, in der Mehrheit Alte und Kranke. Niemand aus unserer einst zahlreichen Verwandtschaft befand sich darunter, und auch kaum alte Freunde. Nur eine Handvoll gutgläubiger, einsamer Menschen, die Bielitz nicht verlassen konnten oder wollten.

Während sich die Tage dahinzogen und wir uns an den eintönigen Alltag gewöhnten, verließen wir uns zunehmend auf die Nachrichten und Gerüchte, die wir in der Kultusgemeinde erfuhren. Immer häufiger schlich sich das gefürchtete Wort «Aus-siedlung» in Gespräche ein. Wir hörten, dass anderen Ortes junge Leute in Arbeitslager und die Alten nach Auschwitz deportiert wurden. Selbst zu jenem Zeitpunkt wussten wir bereits, was für eine Art Lager Auschwitz war. Und dennoch wollten wir einfach nicht wahrhaben, dass das, was mit Juden in anderen Städten geschah, auch uns zustossen könnte. Trotzdem rannte ich bei meiner Rückkehr von der Kultusgemeinde jedesmal zuerst die Stufen zu der Wohnung hoch, die wir uns mit den Kolländers teilten, um mich zu vergewissern, dass meine Eltern noch da waren.

Kolländers waren sehr religiös. Die fromme alte Mutter weinte und betete abwechselnd. Zur Familie gehörten noch zwei Töchter, beide Ende zwanzig, und ein etwa fünfundvierzigjähriger Sohn, dessen Beine gelähmt waren, seit kurz nach Kriegsausbruch ein Tunnel unter seinem Haus gesprengt worden war. Seine Frau und Tochter hielten sich irgendwo in dem noch russisch besetzten Teil Polens auf.

In der angrenzenden Wohnung lebte ein Paar namens Freudenreich. Frau Freudenreich war eine zerbrechliche, liebenswürdige Person. Ihre Augen waren ständig gerötet. Als ich ihr am ersten Tag einen guten Morgen wünschte, bat sie mich gleich herein. Ich war beeindruckt von der grossen Sammlung von Fotos und Gemälden in ihrem Zimmer; sie alle zeigten ein etwa neun, zehn Jahre altes Mädchen. Der Raum der Freudenreichs wirkte wie eine Gedenkstätte für ihre kleine Tochter, die einige Jahre zuvor in Wien bei einem Unfall ums Leben gekommen war. Frau Freudenreich erzählte mit monotoner Stimme von ihrer Tochter und deren tragischem Tod. Ich schwieg. Als ich aufstand, küsste sie mich. «Es ist so lange her, seit ich ein Kind geküsst habe», sagte sie. «Du musst mich unbedingt oft besuchen.» Und das tat ich auch.

Unter uns wohnte eine junge Frau mit reizenden Zwillingen. Die Mädchen waren vier Jahre alt, hatten goldblondes Haar und blaue Augen. Ich spielte gerne mit ihnen, während mir ihre Mutter von ihrem Mann erzählte, der mit demselben Transport wie Arthur weggebracht worden war. Sie zeigte mir einige seiner Briefe. Sie waren voller Liebe und Sehnsucht nach seinen Kindern. Seine Träume sollten niemals Wirklichkeit werden. In einem anderen Nachbarzimmer wohnten eine Frau mittleren Alters und deren greise Mutter. Die Mutter hatte Krebs und lag im Sterben, die Tochter schien den Verstand zu verlieren. Ihre Hauptsorge war, kein Olivenöl für ihren Teint bekommen zu können.

Wenn ich unsere Nachbarn betrachtete, hatte ich das Gefühl, dass wir die einzige normale Familie dort waren.

Wir gewöhnten uns an das Leben im Ghetto. Ilse, Rita und Ruth wohnten in meiner Nähe, und ich sah sie regelmässig. Abek besuchte mich so häufig wie immer.

Wir lebten seit etwa zwei Wochen im Ghetto, als es eines Tages so heftig klopfte, dass die Tür dabei fast zu Bruch ging. Papa und ich waren allein zu Hause. Wir wussten, dass dies nur die Gestapo sein konnte. Nachdem sich Papa im Schrank versteckt hatte, öffnete ich die Tür und sah mich einem klobigen, rotgesichtigen Uniformierten mit einer Pistole in der Hand gegenüber.

«Wo ist dein Vater?» brüllte er mich an.

«Ich weiss es nicht», flüsterte ich.

«Hast du etwa keinen?»

Ich schüttelte den Kopf.

«Was bist du? Ein Bastard?» schrie er. «Alle Juden sind Bastarde. Wo ist dein Vater?» brüllte er erneut.

«Ich weiss es nicht.» Ich brachte meine Lippen kaum auseinander.

«Du wirst es mir jetzt sofort sagen, oder ich werde dich wie einen Hund erschiessen.» Er richtete die Pistole auf mein Herz. Ich spürte ihren kalten Lauf auf meiner Brust. Als ich hörte, dass sich Papa im Schrank bewegte, war ich vor Entsetzen wie gelähmt. Ich fürchtete, Papa würde sich ausliefern, um mich zu retten.

In diesem Augenblick hörte man von draussen lautes Hupen und Rufen.

Der Eindringling senkte seine Pistole und eilte davon. Später erfuhren wir, dass die Gestapo das Ghetto auf der Suche nach einer bestimmten Person durchkämmt hatte; das Hupen war das Zeichen, dass das Opfer gefunden worden war.

Weiss wie eine Wand taumelte Papa aus dem Schrank. Er hatte die Drohungen gehört, jedoch nicht gewusst, dass die Pistole bereits auf meine Brust gerichtet war. Papas Augen waren glasig; erschöpft legte er sich aufs Bett. Ich brachte ihm Wasser. Als er sich vor Schmerzen krümmte und auf seiner Stirn

Schweiss ausbrach, gab ich ihm eine der Pillen, die der Arzt für Notfälle dagelassen hatte.

«Erzähl Mama nichts», flüsterte er. Ich nickte.

«Ich habe einen Wunsch», fuhr Papa fort, «einen einzigen Wunsch nur – du und Arthur. « Er fiel in einen sanften Schlaf. Ich wischte ihm den Schweiß von der Stirn. Allmählich kehrte etwas Farbe in sein Gesicht zurück.

Plötzlich packte mich die Angst, dass mein geliebter Vater sterben könnte. Ich schloss die Augen, um den Anblick seines grauen Haares, seines faltigen Gesichts und seiner durchgescheuerten Ärmel zu vermeiden – um mich einen Augenblick dem glücklichen, vitalen Vater meiner Kindheit nahe zu fühlen.

Als Papa nach einer Stunde Ruhe erwachte, wirkte er eine Spur blasser, eine Spur grauer und älter.

Kapitel 12

Ein paar Tage später, am 8. Mai, wurde ich von Mama und Papa mit einem Kuss geweckt. «Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!» sagte Mama und drückte mir etwas in die Hand. Eine Orange! Ich hatte seit fast drei Jahren keine mehr gesehen.

«Wo hast du sie bekommen, Mama?» Sie verriet es mir nicht, sondern lächelte nur mit dem alten, verschmitzten Funkeln in ihren traurigen Augen. Mama liebte Überraschungen.

Mama und Papa wollten, dass ich die ganze Orange allein verzehre, nahmen aber schliesslich doch jeder ein Stück an. Später erfuhr ich von den Kolländers, dass Mama einen wertvollen Ring für die eine Orange hergegeben hatte. Es war das letzte Geburtstagsgeschenk, das ich von meinen Eltern erhielt.

Abek kam und brachte mir ein Porträt von Arthur, das er nach einem Foto gemalt hatte. Ich war gerührt über den Einfall. Die Ähnlichkeit war verblüffend. Ich stellte das Bild auf den Tisch; es gab mir für eine Weile die Illusion, Arthur sei bei uns. Abek schenkte mir auch Rosen. Rosen im Ghetto – wie unwirklich sie aussahen! Irgendwie gehörten sie nicht zu mir, aber ich freute mich dennoch riesig darüber. Auch Ilse, Rita und Ruth kamen zu Besuch. Ilse schenkte mir eine kleine weisse Anstecknadel; Ruth und Rita brachten Schreibpapier mit. Mama hatte Haferflockenplätzchen gebacken, die wie echte Nussmakronen schmeckten.

«Die Ration, Mama?» fragte ich besorgt, doch sie schmunzelte

nur auf ihre alte, unbekümmerte Art. Ich habe jenen Geburtstag als einen sehr glücklichen Tag in Erinnerung; ich werde ihn niemals vergessen.

Nachdem sich meine Gäste verabschiedet hatten, stand ich allein in der Abenddämmerung auf dem hölzernen Balkon. Urpötzlich verspürte ich starke Sehnsucht nach meinem Garten. Ich schloss die Augen und konnte beinahe seine Düfte riechen – der kühle, vom Mairegen geküsste weisse Flieder ... Ich wollte laufen, nach Hause laufen. Wenn ich schnell rannte, konnte ich in einer halben Stunde dort sein. Doch mein Garten war so fern wie das Paradies. «Ich bin achtzehn Jahre alt», vertraute ich dem alten Holzpfosten an, «heute achtzehn.»

Kurz nach meinem Geburtstag wurde die Mitteilung verschickt, dass sich alle körperlich tauglichen Personen zum Arbeitseinsatz zu melden hätten, da ein bedenklicher Arbeitskräftemangel herrsche. Es folgte der Hinweis, dass diejenigen, die es versäumten, sich registrieren zu lassen, nach Auschwitz geschickt würden – in dem Schreiben geschildert als ein neu errichtetes Konzentrationslager in ungefähr dreissig Kilometer Entfernung.

Papa, Mama und ich meldeten uns. Papa wurde einer Arbeitskolonne in Sucha zugeteilt, wo die Deutschen den Fluss befestigten. Die Zugfahrt dorthin dauerte zwei Stunden. Mama und ich sollten in Wadowitz in einer Fabrik arbeiten, in der Uniformen für die Wehrmacht genäht wurden. Die Stadt lag ebenso weit entfernt wie Sucha, allerdings in entgegengesetzter Richtung. Es herrschte ein allgemeines Gefühl von neu gewonnener Sicherheit. Die Löhne würden natürlich lächerlich gering sein und kaum die Kosten der Zugfahrt decken. Aber die Arbeit schützte uns; vielleicht gelang es uns, im Ghetto Bielitz zu bleiben.

Papa stand jeden Morgen um vier Uhr auf. Er musste vor sieben an seiner Arbeitsstelle erscheinen. Ich zitterte bei dem Gedanken, dass er eine Schubkarre schieben und knietief im Wasser stehen musste. Ich rannte jeden Abend nach der Arbeit in unser Zimmer, dankbar dafür, dass er die allzu kurze Nacht über dort war. Wenn Mama und ich kurz nach acht von der Arbeit nach Hause kamen, ging Papa gewöhnlich gerade zu Bett.

Nach etwa einer Woche wurde Mama in der Näherei nicht mehr benötigt; vorübergehend waren genügend Helfer vorhanden. Es war gut, dass Mama nicht mehr arbeiten gehen musste. Auf diese Weise konnte sie Abendessen für uns kochen und das Zimmer in Ordnung halten. Ich ging gerne zu der Werkstatt, selbst wenn wir in Reihen antreten mussten, unter Bewachung aus dem Ghetto marschierten und bei Abfahrt und Ankunft wie Vieh gezählt wurden. Die Zugfahrt war eine angenehme Unterbrechung der Monotonie. Ich liebte die Wälder, an denen wir vorbeifuhren, die Berge im Hintergrund, die mit Blumen übersäten Wiesen. Doch am besten gefiel mir, das Zugfenster zu öffnen und aus voller Kehle zu schreien oder zu singen. Das Geräter der Räder verschluckte meine Stimme. Singen oder lautes Rufen war ein Luxus, den ich lange nicht genossen hatte. Ständig waren Leute in der Nähe, alte Leute, Kranke. Im Zug konnte ich nach Herzenslust falsch singen. Ich vermisste Abek, da ich ihn die ganze Woche über nicht sah; er besuchte jedoch regelmässig Mama und hinterliess Briefe für mich.

Überraschenderweise sah Papa besser aus als zuvor. Die Sonne gab ihm etwas Farbe. Ich bemerkte allerdings, dass er seinen Arm häufiger massierte. Er hatte Schmerzen, beklagte sich aber nie.

An einem herrlichen Sonntag Anfang Juni kam Abek vorbei

und schlug mir vor, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Es war eine wunderbare, gewagte Idee. Wenn man die Gleise hinter dem Ghetto überquerte, gelangte man durch Wiesen in den Wald.

Abek war in ungewohnter Stimmung. Ich hatte ihn noch nie so unbeschwert erlebt. Als wir auf den Wald zuliefen, versuchte er mehrmals, mich zu küssen. Ich wich ihm lachend aus. Dieses Mal war er mir nicht böse. Er nahm meine Hand, und wir rannten über Gänseblümchen und Butterblumen den grünen Hang hinunter.

Ich konnte das Gras und die Blumen berühren, statt sie nur aus der Ferne zu bewundern. Während wir gemeinsam den Hügel hinunterliefen, fiel mir etwas Seltsames auf: Abek lachte mit mir, allerdings mit der Heiterkeit eines Grossvaters, der mit seinem Enkelkind Verstecken spielt.

Die Stunden verstrichen wie im Flug. Es war ein Jammer, dass dieser herrliche Tag zu Ende gehen musste. Wieder rannten wir, dieses Mal bergauf. Ich erreichte als erste die Hügelspitze, setzte mich ins Gras und trieb Abek zur Eile an. Er kam ausser Atem an, warf sich neben mich und begann, mich zu küssen. Ich beobachtete ruhig eine merkwürdig geformte Wolke am Himmel. Als ich sie ihm zeigte, schrie Abek: «Hast du denn gar keine Gefühle?» Ich war überrascht und verstand nicht ganz, was er meinte. Er küsste mich und fragte mich wieder und wieder: «Du wirst mich doch heiraten, oder?» Ich pflückte weiter Blumen, ohne ihm zu antworten. Schliesslich gingen wir nach Hause.

Am folgenden Freitag mussten wir länger als üblich in der Werkstatt arbeiten. Es war schon dunkel, als der Zug durch die verschlafene Landschaft schnaufte. Samstags und sonntags mussten wir nicht arbeiten; die Aussicht auf zwei freie Tage war verführerisch. Ich war in fröhlicher Stimmung und ahmte zur Un-

terhaltung der anderen Mädchen Leute aus dem Betrieb nach. Es gelang mir offenbar ganz gut, denn die Mädchen krümmten sich vor Lachen. Der Zug hielt an einem entlegenen kleinen Bahnhof. Als Ilse und ich am offenen Fenster standen, hörten wir Schritte auf dem kurzen Bahnsteig. Danach drangen Stimmen zu uns, und wir sahen zwei junge Männer vorbeigehen.

«Heute ist Andrichau dran, am Montag Bielitz», hörten wir einen der Männer sagen. Ilse und ich schauten uns an. War es das wirklich? Ich spürte einen stechenden Schmerz unter meinem Herzen. Wir sprachen kein Wort während der restlichen Fahrt.

Zu Hause war Papa trotz der späten Stunde noch auf. Er und Mama hatten auf mich gewartet. Als ich mit dem Abendessen fertig war, winkte mich Papa zu sich ans Bett. Ich setzte mich auf die Bettkante.

«Was ist los, Papa?» fragte ich; ich hielt die Stille nicht mehr aus. Er strich mir übers Haar, ohne zu antworten. Angst ergriff mich. Hatten sie etwa auch etwas gehört? Als Papa weiter schwieg, gab ich ihm einen Gutenachtkuss. Er hielt mich länger, viel länger im Arm als üblich; Mama ebenfalls.

Ich lag still in meinem Bett, ohne Schlaf zu finden. Ich hatte furchtbare Angst. Als ich endlich einschlief, plagten mich schreckliche Alpträume. Als ich gegen Morgen aufwachte, sah ich, wie Mama und Papa einen alten Rucksack packten. Ich setzte mich im Bett auf und verlangte eine Erklärung. Einen Moment lang herrschte Schweigen; dann setzte sich Papa auf mein Bett und erzählte mir, dass er am Morgen – Samstag! – an seinen Arbeitsort Sucha umziehen müsse. Dort entstehe ein Lager. Mama und ich sollten am Montag nach Wadowitz umgesiedelt werden. Unsere Heimatstadt Bielitz würde dann «judenrein»

sein. Nun erinnerte ich mich wieder an die Worte, die ich zufällig auf dem Bahnsteig gehört hatte. Ich wollte brüllen, aufschreien, kämpfen, doch die Stärke meiner Eltern hielt mich davon ab. Wie beherrscht sie waren; sie packten einfach und redeten ganz ungezwungen!

Wir erhielten die Nachricht, dass die Abreise von Papa und den übrigen Männern auf Sonntag verschoben worden sei. Eine seltsame Stille senkte sich über das Ghetto. Ich ging nach unten, um mit den kleinen Zwillingen zu spielen. Ich konnte es nicht ertragen, Mama und Papa anzuschauen; dennoch rannte ich alle paar Minuten nach oben, um bei ihnen zu sein. Abek kam. Er und Papa umarmten sich.

Nach dem Abendessen stellte ich mich schlafend und belauschte die Unterhaltung von Mama und Papa. Sie sprachen über das schöne Leben, das sie zusammen gehabt hatten, und darüber, wie es weitergehen sollte – dass der Krieg bald enden würde, dass Arthur zurückkäme, wie sehr er gereift sein würde. «Es ist gut für einen Mann, wenn er eine Weile weg ist», bemerkte Papa. Anschliessend sprachen sie über mich: wie viel vom Leben mir entgangen sei durch den Krieg. «Wir werden es wiedergutmachen», sagte Mama. «Sie soll die hübschesten Kleider tragen, tanzen gehen und alles bekommen, was ein junges Mädchen haben sollte.»

Sie sprachen über ihre Eltern, über die ersten Jahre ihrer Ehe, über die Wartejahre während des Ersten Weltkriegs, das Wiedersehen, Arthurs Geburt ... Beim Zuhören hätte ich am liebsten laut aufgeschrien. Stattdessen biss ich meinen Schmerz in mein Kissen und blieb still.

Meine Eltern unterhielten sich die ganze Nacht lang, angeregt und glücklich. Sie sahen dem Morgen mit der einzigen Waffe, die sie besaßen, ins Auge – mit ihrer Liebe zu einander. Liebe

ist stark; sie überwindet Hindernisse und ist ein tiefer Brunnen der Wahrheit und Kraft. Nachdem ich dem Gespräch meiner Eltern in jener Nacht gelauscht hatte, begann ich die Grösse ihrer Liebe zu begreifen. Die Tapferkeit meiner Eltern entzündete in mir einen Funken, der durch all die Jahre des Elends und der Niederlage glühte. Die Erinnerung an ihre Liebe – mein einziges Erbe – gab mir Kraft in glücklichen wie in unglücklichen Zeiten in Polen, Deutschland, der Tschechoslowakei, Frankreich, der Schweiz und England. Sie ist noch stets ein Teil von mir hier in Amerika.

Am Morgen sprachen wir nicht über den Zug, der in ein paar Stunden abfahren würde. Wir sassen schweigend am Tisch, bis Papa schliesslich die Bibel aufschlug und zu lesen begann. Plötzlich schaute er auf und fragte Mama, wo meine Skistiefel seien.

«Wieso?» fragte ich verwirrt.

«Ich möchte, dass du sie morgen trägst, wenn ihr nach Wadowitz geht.»

«Aber Papa! Skischuhe im Juni?»

Er wiederholte unbeirrt: «Ich will, dass du sie trägst.»

Ich frage mich, wieso Papa darauf bestand; wie konnte er es ahnen? Jene Schuhe spielten eine ausschlaggebende Rolle bei der Rettung meines Lebens. Sie waren robust und stabil; und als man sie mir drei Jahre später von den erfrorenen Füessen zog, waren sie noch in gutem Zustand.

Als es Zeit zum Aufbruch wurde, umarmten sich Papa und Mama. Danach legte mir Papa segnend die Hände auf den Kopf, wie er es bei Arthur getan hatte. Seine Hände zitterten. Er verharrte eine Weile, bevor er mein Kinn hob und mir in die Augen schaute. Wir weinten beide.

«Mein Kind», brachte er nüchtern hervor. Es war eine Frage und ein Vermächtnis. Ich begriff. Ich stürzte mich in seine Arme und klammerte mich voller Verzweiflung ein letztes Mal an ihn. Ich gab ihm mein heiligstes Versprechen: «Ja, Papa.» Wir hatten uns immer verstanden, jedoch nie-

mals besser als in jener letzten Stunde. Gemeinsam brachen wir zum Bahnhof auf; wir wählten den weiteren Weg über die Wiese, um länger zusammen zu sein. Am Bahnhof hatte sich bereits eine Menschenmenge versammelt. Papa wurde nach seinem Ausweis gefragt. Wir begleiteten ihn auf den Bahnsteig. Der Zug würde in ein paar Minuten abfahren. Überall spielten sich herzerreissende Abschiedsszenen

Papa stieg in den letzten Waggon und ging auf die offene Plattform am Zugende, um uns so lange wie möglich sehen zu können. Dort stand er mit hängenden Schultern in seinem guten grauen Anzug, sein Haar stahlgrau in der Sonne, auf seiner Brust der gelbe Stern und das schwarze Wort.

Dort stand er, bereits ausserhalb meiner Reichweite, mein Vater, der Mittelpunkt meines Lebens – einfach als JUDE etikettiert.

Ein schriller Pfiff durchdrang den friedlichen Nachmittag. Wie eine Marionette hob ein Schaffner ein rotes Fähnchen. Puff-puff-puff – Rauchwolken stiegen auf. Der Zug \ setzte sich kriechend in Bewegung. Papas Augen waren auf Wä ' uns geheftet. Er rührte sich nicht. Er winkte nicht. Er rief keinen Abschiedsgruss. Unbekannte Hände zogen ihn weiter und weiter von uns fort.

Wir schauten ihm nach, bis der Zug ausser Sichtweite war.

Ich habe meinen Vater nie wiedergesehen.

Erst Minuten später wurde mir bewusst, dass Mama bei mir war. Sie nahm

meine Hand wie die eines Kleinkindes; Hand in Hand machten wir uns auf den Rückweg ins Ghetto. Ich schaute sie nicht ein einziges Mal an, bemerkte jedoch, dass sie ebenfalls weinte.

An jenem Abend stellte sie mir etwas zu essen hin, und ich ass, um ihr eine Freude zu machen. Sie bat mich, neben ihr in Papas Bett zu schlafen. Widerstrebend willigte ich ein. Ich befand mich schon im Halbschlaf, als sie ihre Arme um mich schlang und sich verzweifelt an mich klammerte. Es tut mir bis auf den heutigen Tag leid, dass ich in jener Nacht nicht zärtlicher war. Als Mama mich am nötigsten brauchte, wollte ich allein sein. Ich zog mich zurück wie ein verwundetes Tier, das seine Wunden in Frieden lecken will. Endlich schlief ich ein – auf einem von den Tränen meiner Mutter durchtränkten Kissen.

Wir standen früh auf. Während ich meine Skistiefel anzog, machte mir Mama eine Tasse Kakao – der kostbare Kakao, den sie fast drei Jahre lang für eine besondere Gelegenheit aufgehoben hatte.

«Isst du nichts, Mama?» fragte ich.

«Es ist Montag,» antwortete sie. Seit Arthurs Weggang hatte sie jeden Montag einen halben Tag lang gefastet.

«Heute solltest du aber etwas essen», wandte ich ein.

«Gerade heute nicht.» Sie stand am Fenster, in der Hand das in Elfenbein gebundene Gebetbuch, das sie als Braut getragen hatte. Sie betete und beobachtete mich – und ich beobachtete sie. Der Schnittlauch lag entwurzelt auf der Fensterbank. Gestern hatten wir die wenigen verbliebenen Schmuckstücke ausgegraben und sie in Papas Jackett, Mamas Korsett und meinen Mantel genäht.

Ein schriller Pfiff ertönte im Ghetto. Es war Zeit zum Aufbruch. Im Treppenhaus begegnete uns Fräulein Pilzer, die Frau mit dem zarten Teint;

sie schrie und bettelte, mit ihrer Mutter gehen zu dürfen. Die sterbende alte Frau wurde auf einen Lastwagen geworfen, der für die Alten und Kranken bestimmt war. Dort versetzte ihr ein SS-Mann einen Tritt; sie schrie auf. Er trat erneut zu.

Auf demselben Lastwagen befanden sich der gelähmte Herr Kolländer und die Mutter mit den beiden kleinen Mädchen. Die Zwillinge lachten und spielten ahnungslos Regentropfen fangen. Eine Epileptikerin wurde auf den Lastwagen geworfen; ihr Hund sprang ihr nach. Der SS-Mann beförderte ihn mit einem Tritt auf die Strasse; doch der Hund versuchte weiter, auf die Ladefläche zu gelangen. Zu unser aller Entsetzen zog der SS-Mann seine Pistole und erschoss den Hund. Ich schaute Mama an. Ich hatte das Bedürfnis, mich in ihre Arme zu werfen, mich von ihr festhalten zu lassen, getröstet zu werden. Jetzt war es zu spät dazu.

Die Schwachen zurücklassend, versammelten wir uns auf einem Feld in einem Vorort von Bielitz namens Lärchenfeld. Dort liess man uns im Regen warten. Nach etwa vier Stunden fuhren SS-Leute in einem glänzenden, schwarzen Auto vor; ihre hohen Stiefel waren makellos poliert. Ein Tisch wurde aufgestellt und mit einem Tuch bedeckt – eine Tischdecke im Regen! An dem Tisch wurden die Anwesenheitslisten überprüft.

Wir hatten uns alle versammelt.

Warum? Warum liefen wir wie sanfte Lämmer zur Schlachtbank? Wieso wehrten wir uns nicht? Was hatten wir zu verlieren? Nichts, ausser unser Leben. Wieso rannten wir nicht davon und versteckten uns? Wir hätten vielleicht eine Überlebenschance gehabt. Warum gingen wir ihnen freiwillig und gehorsam in die Fänge?

Ich weiss wieso: Weil wir auf die Menschlichkeit vertrauten;

weil wir nicht glauben wollten, dass menschliche Wesen solcher Verbrechen fähig wären.

Nachdem es vorübergehend aufgeklärt hatte, begann es wieder zu regnen. Ich war müde und hungrig; mir war abwechselnd kalt und warm; und während wir weiter strammstehen mussten, verlor ich allmählich jegliches Zeitgefühl.

Schliesslich wurde eine Anzahl Lastwagen beladen und, begleitet von Weinen und Schreien, weggefahren. Mama sah mir die ganze Zeit fest in die Augen; ihre Tapferkeit gab mir Kraft. Die Zurückbleibenden mussten sich in Viererreihen aufstellen und zum Bahnhof marschieren. Statt uns über die Felder direkt zum Bahnhof zu dirigieren, wurden wir durch die ganze Stadt geführt. Oh mein Gott, schoss es mir durch den Kopf, werden sie uns das antun, was sie Erikas Mutter angetan haben? Werden wir unser eigenes Grab schaufeln müssen? Oh Gott, nein, nein, NEIN! betete ich. Lass es nicht zu – bitte! Ich habe Angst. Ich will nicht sterben. Tu Mama nicht weh – bitte!

Ein letztes Mal sah ich Bielitz, die Stadt meiner Kindheit. Hier und da lugte ein bekanntes Gesicht hinter einer Gardine hervor. Wir marschierten weiter. Die Wachen schlugen Nachzügler mit Gummiknüppeln. Oh Gott, betete ich, lass es nicht zu! Die Leute gingen ihren Alltagsgeschäften nach. Jemand schob einen Kinderwagen. Arbeiter besserten eine Strasse aus. An einer Metzgerei wurde ein neues Schild gemalt. Wir marschierten. Ein Bekleidungsgeschäft dekorierte sein Schaufenster. Wir hatten den Stoff für mein geblühtes Kleid dort gekauft. Oh Gott, lass es nicht zu, betete ich, bitte nicht! Am Kino wurde gerade das Plakat für einen neuen Film aufgehängt – und wir marschierten. Ich merkte, wie Mama blass wurde. Sie hielt krampfhaft ihren Koffer fest. Ich riss ihn ihr aus der Hand.

«Du hast mir wehgetan», flüsterte sie.

Schliesslich näherten wir uns dem Bahnhof am entgegengesetzten Ende der Stadt. Dahinter lagen offene Wiesen, auf denen einmal pro Jahr der Zirkus seine Zelte aufschlug. Dort warteten wir wieder.

Von Mund zu Mund verbreitete sich die Nachricht: «Merin!» Merin war hier. Der König der Juden, wie er genannt wurde, war eingetroffen. Er hatte seinen Hauptsitz in Sosnowitz, wo es die stärkste jüdische Gemeinde sowie die grössten Betriebe gab, in denen Juden beschäftigt waren.

Üblicherweise setzten die Nazis Männer wie Merin als Vorsitzende jüdischer Gemeinden ein und übertrugen ihnen die Aufgabe, diese zu liquidieren. Es wurde behauptet, dass Merin in Luxus lebe, Goebbels besucht habe, dass er der einzige Jude sei, der ein Auto besitze, und dass er unvorstellbar reich sei. Ich vermute, dass vieles davon der Wahrheit entsprach. Zumindest war er Herr über Leben und Tod.

Ich betrachtete ihn. Er war dünn und auffallend klein, schätzungsweise knapp über einen Meter fünfzig; er hatte blasse Haut, wässrige Augen, stumpfes braunes Haar, und er trug einen braunen Regenmantel. Er sprach in heiserem Flüsterton. Er zog eine Flasche Schnaps aus der Manteltasche, nahm einen Schluck und reichte die Flasche an die SS-Leute um ihn herum weiter. Sie tranken ebenfalls. Ich beobachtete das alles mit Verwunderung. Ja, er war der Richtige für sie, er war ihresgleichen.

«Ich bin froh, dass du den Koffer genommen hast», sagte Mama ganz ruhig. Wir mussten nicht mehr strammstehen. «Ich wäre sonst ohnmächtig geworden.»

«Warum hast du ihn nicht einfach fallen lassen?»

Ihre Stimme war tonlos, als sie antwortete: «Arthurs Bild ist darin.»

Merin kam auf uns zu.

«Los, frag ihn, ob wir nach Wadowitz fahren», drängte mich Mama.

Ich fragte ihn auf polnisch – es war bekannt, dass sein Deutsch sehr beschränkt war.

Er schaute mich mit ausdruckslosen Augen an. «Bist du verrückt?» war seine heisere Antwort.

Mama fragte mich, was er gesagt habe, doch bevor ich ihr Auskunft geben konnte, ertönte das Kommando: «Alle hierher marschieren.»

In unseren geballten Fäusten hielten wir unsere Arbeitskarten aus der Fabrik, jene heiligen Papiere, von denen wir glaubten, dass sie Sicherheit bedeuteten. Während wir paarweise vorwärtsmarschierten, hörten wir vor uns Schluchzen und Schreie. Mama und ich hielten uns fest an den Händen. Ein Stock traf unsere Hände. Sie lösten sich voneinander. Der Stock zeigte auf mich, eine Stimme brüllte: «Wie alt?» Meine Antwort kam automatisch: «Achtzehn.» Der Stock schob mich beiseite. Wie eine Marionette folgte ich. Ich wusste, dass Mama weitermarschierte – in die entgegengesetzte Richtung. Ich wandte mich nicht um. Ich konnte es nicht. Ich wusste, dass sie mir nachschaute, wie Papa uns von der Zugplattform aus nachgeschaut hatte. Ich wusste, wenn ich mich umdrehte, gäbe es kein Halten mehr, und wir würden uns entgegenlaufen. Und sie würden uns schlagen oder erschiessen. Wir mussten getrennt unseres Weges gehen.

Ich wurde zu einer Gruppe getrieben, in der meine Freundinnen Ilse, Rita und Ruth standen. Unsere Eltern wurden zur anderen Seite geführt, wo die Deutschen ein Stück Land mit Stacheldraht eingezäunt hatten. Ich entdeckte Mama nicht; aber wir sahen, wie Ohrringe aus Ohren, Ringe von

Fingern gerissen und alle Schmuckstücke in einen Eimer geworfen wurden. Ich stellte mir bildlich vor, wie Mamas breiter Ehering mit Papas Widmung in dem Haufen verschwand und die SS-Männer gierig in dem Gold wühlten – in anderer Menschen Liebe und Versprechen herumwühlten.

Ich sah ein uns bekanntes junges Paar. Mit ihrem Baby auf den Armen gingen sie auf den SS-Mann zu, den Richter über Leben oder Tod. Er forderte sie auf, das Baby einem von denen zu geben, die nach rechts marschierten, und dirigierte sie selbst nach links. Ich beobachtete, wie sich der Mann und die Frau einen tiefen Blick zuwarfen. Ich wandte mich ab; das Feld begann sich um mich zu drehen. Als ich, elend und schwach, wieder hinüberblickte, sah ich das Paar mit dem Baby auf dem Arm langsam nach rechts gehen.

Wir hatten die ganze Zeit über angenommen, dass wir mit dem Zug fahren würden. Stattdessen kam uns ein Lastwagen abholen. Ich stieg als letzte ein. Dann schrie ich: «Ich will zu meiner Mutter», und sprang wieder herunter. In diesem Augenblick ging Merin vorbei. Er musterte mich, hob mich mit einer für einen so kleinen Mann erstaunlichen Kraft hoch und hievte mich auf den Wagen zurück.

«Du bist zu jung zum Sterben», bemerkte er tonlos.

Ich starrte ihn an. «Ich hasse Sie!» schrie ich. «Ich hasse Sie!»

Seine Augen blieben ausdruckslos; auf seinen blassen, schmalen Lippen erschien ein schwaches Lächeln. Es wäre ein Leichtes für ihn gewesen, mich herunterzuholen und mich zu meiner Mutter zu schicken. Warum tat er es nicht? Seltsam, dass der Mann, der meine Mutter in den Tod schickte, mich in die Arme des Lebens stiess!

Jemand spannte die Plane über die Ladefläche des Lastwagens; Merin entfernte sich. Plötzlich hörte ich über all den Schreien

hinter dem Stacheldraht die Stimme meiner Mutter. «Wohin?» rief sie. Ich breitete meine Arme aus und lehnte mich aus dem Lastwagen. Ich wusste die Antwort nicht.

«Mama! Mama!» rief ich, als ob dieses Wort alles ausdrücken könnte, was ich empfand. Zwischen all den verwirrten, gequälten Schreien hörte ich wieder Mamas Stimme: «Sei stark!» Und ich hörte sie wieder und wieder, wie ein Echo: «Sei stark!» Dies waren die letzten Worte meiner Mutter an mich.

Als der Lastwagen abfuhr, brach die Nachmittagssonne für einen Moment durch die graue Wolkendecke. Ihre Strahlen berührten das nass glitzernde Dach der Kirche. Die Kirchenglocken läuteten. Und dann verschwand die Sonne.

Bielitz war wieder grau und düster, und während der Lastwagen weiterrollte, verschwand die Stadt vor meinen verschleierten Augen.

Teil 2

Kapitel 1

Der Lastwagen fuhr schätzungsweise ein bis zwei Stunden lang; ich zerbrach mir nicht den Kopf darüber, wohin man uns brachte. Meine Gedanken waren bei Papa. Ich befürchtete das Schlimmste, falls er erfuhr, was mit Mama geschehen war. Sein Herz würde den Schock nicht verkraften.

Unser Lastwagen und eine Reihe weiterer hielten an einem kleinen Bahnhof an; wir wurden in einen Personenzug verfrachtet. Stundenlang stand der Zug auf einem Nebengleis. Meine Stirn gegen das kühle Glas gepresst, starrte ich aus dem Fenster und fragte mich, wo Mama nun wohl war. Ich betete gedankenverloren und klammerte mich an die schwache Hoffnung, dass man sie doch noch zur Fabrikarbeit nach Wadowitz geschickt hatte.

Als die Abendschatten über das Bahnhofsgelände krochen, spürte ich das Rücken, das dem Abfahren eines Zuges vorausgeht; wenig später rollten wir unserem unbekanntem Ziel entgegen. Ein greifbar lebendiges Bild entstand in vor meinen Augen: Mama auf dem überfüllten Boden eines rumpelnden, schmutzigen Güterwaggons sitzend. Ich sah ihre zusammengepressten Hände vor mir, ihr weisses Gesicht, ihre tränenverschleierten schönen Augen. Ich wusste, sie würde mit aller Macht beten; für Papa beten, für ihre Kinder beten

und um Kraft für uns bitten, denn sie hatte keine Angst mehr um sich selbst. Ich spürte die innere Ruhe, die sie ausstrahlte, die Stärke, die in unserer letzten gemeinsamen Stunde von ihr ausgegangen war. Plötzlich begann sich ein grausames, unbeschreibliches Bild in meinem Kopf zu drehen: von der Folter, die

sie vielleicht zu ertragen haben würde, von der Hitze, in der sie zu Asche verbrannte, die anschliessend in alle Winde verstreut würde. Meine geliebte Mutter. Ich empfand sowohl die Hitze als auch die Kälte des Schreckens. Schliesslich hielt ich das Leiden nicht mehr aus. Meine Augen blieben trocken. Ich spürte, wie meine Gesichtszüge versteinerten.

«Ich muss leben», sagte ich zu mir selbst, «ich bin allein, und nichts kann mich mehr verletzen.» Das Bild von Papas und Mamas stummem Abschied – jene beiden Gesichter, die litten, ohne zu klagen – war für immer tief in mein Herz geprägt.

Ilse sass neben mir am Fenster; ihre Lippen wiederholten ununterbrochen: «Mama, Mama, Kitty, Kitty...» Tränen liefen ihr übers Gesicht. Keines der Mädchen sprach. Jede von uns war allein mit ihrer Tragödie, litt auf ihre eigene Art und Weise, während der Zug durch die Nacht raste.

Ich fühlte mich einsam und verlassen. Ein Stück zerbrochener Flasche lag unter meinem Sitz. Ich hob es auf und stiess die scharfe Kante in meine Handfläche. Blut tropfte auf meinen Ärmel, doch die Wunde tat nicht weh. Ich spürte keinen Schmerz.

«Es spielt keine Rolle, ich werde leben. Papa und Mama werden überleben, und ich werde leben, um bei ihnen zu sein. Und falls ... falls ihnen etwas zustösst, werde ich leben, um zu rächen. Ich werde leben!» Die Räder des Zuges wiederholten im gleichmässig stampfenden Takt wieder und wieder: «Ich werde leben! Ich werde leben!» du?

Als wir Kattowitz passierten, wusste ich, dass wir sechsfünfzig Kilometer Richtung Norden zurückgelegt hatten. Wir fuhren nicht nach Auschwitz. Doch wohin ging die Reise?

Nach weiteren zwanzig Kilometern verlangsamte der Zug seine Geschwindigkeit; wir lasen das schwach erleuchtete Schild: Sosnowitz. Unsere Wachen trieben uns aus dem Zug und liessen uns durch finstere, menschenleere Strassen marschieren. Mir fiel ein, dass Abeks Familie in Sosnowitz lebte. Abek? Ich hatte überhaupt nicht an ihn gedacht: Er erschien mir so fern wie jemand, den ich vor langer Zeit gekannt hatte. Ich fragte mich flüchtig, ob ich wohl die Gelegenheit bekäme, seine Familie zu treffen.

Erschöpft blieben wir schliesslich vor einem hohen Gebäude stehen, das sich als Hauptquartier der Miliz entpuppte. Die Miliz – eine Art Hilfspolizei – war eine von den Deutschen eingesetzte jüdische Einheit, die von einem berüchtigten SS-Kommandanten sowie einem ihm untergeordneten Juden befehligt wurde. Junge Juden wurden in die Reihen der Miliz berufen. Wir wurden in das Gebäude dirigiert und durch düstere Flure in einen grossen Saal im ersten Stockwerk geführt. Überall liefen Milizleute herum; es folgte ein lebhafter Austausch von Fragen. Die jungen Männer wollten wissen, wo wir herkamen; wir wiederum waren begierig zu erfahren, wo man uns hinbringen würde. Ein Schulterzucken und «wahrscheinlich ins Lager» war die wenig erschöpfende Auskunft.

«Komm, leg dich hin», raunte Ilse. Sie hatte ihren Mantel in der Nähe eines Fensters auf dem Boden ausgebreitet. Ich legte mich hin, fand jedoch keinen Schlaf. Nach einer Weile stand ich auf und lief wieder ziellos umher. Auf einem Regal entdeckte ich einen Stapel Papier. Ich nahm ein Blatt. Ohne dass mir überhaupt bewusst gewesen wäre, dass ich einen Bleistift aus meiner Tasche geholt hatte, schrieb ich im schwachen Schein einer einzelnen Glühbirne folgende Worte: «Mein geliebter Bruder.» All-

mählich dämmerte mir, dass ich ihm von den Ereignissen berichten musste, und mein sehnlichster Herzenswunsch, den ich nicht bewusst auszudrücken vermochte, schrieb sich wie von selbst in den Brief nieder: Ich erzählte Arthur, dass Papa in Sucha und Mama in Wadowitz sei, dass ich mich auf dem Weg in ein Lager befände und kein Grund zur Sorge bestehe. Ich erinnerte ihn daran, dass unsere Eltern noch jung seien, dass sie die Härten überstehen und wir bald wieder zu Hause vereinigt sein würden. «Jung? – Ja, jung», redete ich mir selbst ein. Mama war kaum fünfundvierzig, Papa fünfundfünfzig. Sie waren junge Leute, viel zu jung zum Sterben – aber zu alt, um noch mehr Leiden zu ertragen. Sie hatten bereits viel zu viel gelitten. «Aber sie sind jung», beharrte ich trotzig, «sie müssen leben» – und setzte meinen Brief an Arthur fort.

Als ich fertig war, drückte ich ihn an meine Brust und fühlte mich getröstet. Es gab nun eine Verbindung zu Arthur, eine Verbindung zu Papa, Mama und zu Hause. Ich legte mich neben Ilse und schlief sofort ein.

Als ich die Augen aufschlug, lag der Raum in grauem Dämmerlicht; in der Ecke schimmerte matt die nackte Glühbirne. Ich hörte Flüstern um mich herum, gelegentlich ersticktes Schluchzen. Die Bilder der gestrigen Ereignisse kehrten in mein Bewusstsein zurück. Ich war in Sosnowitz. Und Mama?

Ich schaute aus dem Fenster auf die neblige Strasse unter mir. Im diffusen Zwielflicht der Morgendämmerung huschten schattenhafte Gestalten vorbei. Dann erkannte ich ihre gelben Davidsterne. Ich wunderte mich darüber, wie viele Juden ich sah. In Bielitz hatten nur noch so wenige gelebt. Sosnowitz habe die grösste jüdische Gemeinde in Deutschland, wurde mir gesagt. In der Stadt hatte es bereits vor dem Krieg eine starke jüdische Be-

völkerungsgruppe gegeben, doch inzwischen waren hier sämtliche Werkstätten und Fabriken beheimatet, in denen Juden arbeiteten. Da Sosnowitz gerade noch innerhalb der Grenzen des Generalgouvernements lag, waren zahlreiche Juden aus dem ins Deutsche Reich eingegliederten Teil Polens in die Stadt geflohen, in der Hoffnung, hier Arbeit und Sicherheit zu finden.

Ich beschloss, den Versuch zu unternehmen, Abeks Eltern zu besuchen, und fragte einen der Milizleute, auf welchem Weg man die Genehmigung bekommen könne, das Gebäude zu verlassen.

«Du musst zum Kommandanten gehen», lautete die Auskunft.

«Wo ist er?»

«Hier im Haus.»

«Wann kann ich ihn sehen?»

«Hör zu», erklärte der Milizmann, meiner Fragen und meiner Begriffsstutzigkeit offensichtlich überdrüssig, «man muss sich vorher einen Termin geben lassen. Meinst du etwa, du kannst einfach so in sein Büro spazieren?»

«Ich werde ihn heute morgen sehen», sagte ich leise, mehr zu mir selbst. Der Wächter zuckte die Schultern und grinste.

Ich ging auf den Flur hinaus. Innerhalb des Gebäudes waren wir in unserer Bewegungsfreiheit nicht eingeschränkt, die Aussehtür wurde allerdings von einem Milizionär und einem SS-Mann bewacht, wie ich durch eine Trennscheibe beobachtet hatte. Als ich den Flur entlanglief, empfand ich plötzlich ein neues Gefühl von Freiheit, geboren aus dem Bewusstsein, dass ich für mein Handeln ganz allein die Konsequenzen würde tragen müssen. Nichts, was ich jetzt vielleicht unternahm, konnte Papa und Mama schaden. Ich fühlte mich erleichtert.

Eine lange Schlange verängstigter Menschen mit gequältem Gesichtsausdruck stand vor einer Tür, die von einem Wachposten blockiert wurde. Die Leute flehten, boten Geld an, um einen Termin beim Kommandanten zu bekommen. Ich stand wie angewurzelt und traute meinen Augen kaum. Dennoch war ich nach wie vor fest entschlossen, den Kommandanten zu sprechen. Ich bemerkte eine zweite Tür, auf der PRIVAT stand; hier musste ich es versuchen. Ich ging in unseren Saal zurück und erzählte Ilse von meinem Plan.

«Bitte, tu es nicht», flehte sie.

«Ich hab keine Angst, Ilse», versuchte ich sie zu beruhigen. «Es wird schon gutgehen.»

Ich ging wieder auf den Flur. Die erregte Atmosphäre deutete daraufhin, dass der Kommandant eingetroffen war. Der Wachposten versuchte verzweifelt, die Leute von der Tür wegzutreiben. Mit dem flüchtigen Gedanken, dass Papa und Mama ihr schüchternes kleines Mädchen der Vergangenheit wohl kaum wiedererkennen würden, ging ich ruhig auf die Tür mit dem Schild PRIVAT zu, drückte die Klinke herunter und trat ein. Drinnen, hinter einem unaufgeräumten Schreibtisch, sass ein kahlköpfiger Mann mit glänzender Stirn und kleinen, stechenden Augen. Seine wulstigen Lippen kräuselten sich auf eine vulgäre, gierige Weise in Richtung der Tasse Tee, die er gerade anhub.

Überrascht, amüsiert und ein wenig ungehalten wandte er sich an mich: «Ja, bitte?»

Welch ein Bild muss ich abgegeben haben in meinen schweren Skistiefeln, dem schulmädchenhaften Tweedkostüm und den beiden langen schwarzen Zöpfen!

«Sind Sie der Kommandant?» fragte ich höflich auf deutsch.

«Gewiss bin ich das», antwortete er auf polnisch, riss sich so-

fort zusammen und wiederholte den Satz auf deutsch. Ich bemerkte sogleich, dass er es fehlerhaft sprach. Seine wenigen Worte verrieten die Tatsache, dass er keine der beiden Sprachen korrekt beherrschte. Ich spürte, dass dieser Mann seine eigene Unwissenheit hasste und mich meine perfekte Kenntnis sowohl des Polnischen als auch des Deutschen für seine Machtstellung entschädigte. Ich wählte meine Worte mit Bedacht und sprach in langsamem Deutsch.

«Ich hätte gerne eine Genehmigung, um meine Verwandten zu besuchen, die hier in der Stadt wohnen. Ihr Name ist Feigenblatt. Würden Sie sie mir bitte erteilen?» In meiner Stimme lag kein bettelnder Ton. Der Kommandant lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und musterte mich, wobei sich seine fleischigen Lippen zu einem Lächeln verzogen.

«Und ich sage Ihnen besser gleich, dass ich weder Geld noch Schmuck besitze, um dafür zu bezahlen.» Wer diktierte meine Worte? Ich kam mir wie eine Schauspielerin auf der Bühne vor.

Sein Lächeln verschwand. Er sass jetzt aufrecht. Ich vermutete, dass seit Langem niemand mehr in einem solchen Ton mit ihm geredet hatte. Offensichtlich hatte ich ihn unvorbereitet getroffen. Er öffnete den Mund und schloss ihn wieder.

«Kann ich deinen Ausweis sehen?»

«Ich habe keinen Ausweis», erwiderte ich. «Warum lassen Sie die Leute vor Ihrer Tür weinen? Mögen Sie es etwa? Sie können es nicht mögen.» Er starrte mich an. Ich fragte mich, ob ich vielleicht zu weit gegangen war. Nachdem ich eine Weile ebenso direkt zurückgestarrt hatte, senkte ich meinen Blick auf den gelben Davidstern auf seiner Brust.

«Könnte ich bitte die Genehmigung haben?» wiederholte ich mit sanfter, ruhiger Stimme.

Er starrte mich immer noch an, als seine Finger eine Klingel drückten. Ein junger Milizmann erschien. Der Kommandant schrieb etwas auf ein Stück Papier.

«Dein Name?» forderte er barsch und ergänzte einen Moment später: «Bitte.» Schweigend händigte er mir die Genehmigung aus.

«Danke.» Meine Stimme blieb fest, obwohl meine Knie weich waren und zitterten. Ich hatte mich noch nie so erlebt; es war ein himmelweiter Unterschied zu gestern. Das Bewusstsein darum, dass eine solche Kraft in mir steckte, ermutigte mich, weiterzumachen.

Kapitel 2

Es war ein klarer, warmer, sonniger Tag, als ich in Begleitung eines Milizmannes durch die Strassen von Sosnowitz lief. Fast jeder, der mir begegnete, trug den gelben Stern, was ich als beruhigend empfand.

Nach etwa einer halben Stunde kamen wir zu einem grossen Mietshaus, an dem das Schild BESKIDENSTRASSE hing; darunter stand die Nummer 6. Ich rieb mir die Augen. Dieses Haus sah ganz anders aus, als ich es mir vorgestellt hatte, als ich Abek an diese Adresse geschrieben hatte. Für mich bedeutete ein Zuhause ein Haus wie unseres, mit einem Garten und Blumen. Ein riesiges Mietshaus an einer kahlen Strasse konnte ich nicht mit «Zuhause» in Zusammenhang bringen.

Während wir die Treppe hochstiegen, studierte ich die Worte ein, mit denen ich mich vorstellen wollte, doch bevor ich klopfen konnte, wurde die Tür aufgerissen, und Abeks hübsche, dunkelhaarige Schwestern Paula und Lola eilten heraus, um mich zu umarmen. Sie schienen mich erwartet zu haben.

Eine grosse, hagere Frau in Schwarz erschien auf der Schwelle. Ihre Ähnlichkeit mit Abek war verblüffend, wenngleich ihre Gesichtszüge weicher waren. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen gerötet, als habe sie geweint. Sie umarmte mich schweigend und streichelte sanft mein Haar.

«Mein armes Kind», sagte sie schliesslich, «wir werden dich nirgendwohin gehen lassen. Du wirst bei uns bleiben.»

Sofort schaltete sich mein Bewacher mit dem Hinweis ein,

dass meine Ausgangserlaubnis in zwei Stunden ablaufe. Abeks Mutter reagierte nicht darauf, sondern streichelte einfach weiter mein Haar.

«Komm, Kind», forderte sie mich nach einer Weile auf, «du musst etwas essen und dich ein wenig ausruhen.»

«Ich bin für sie verantwortlich und muss sie die ganze Zeit im Auge behalten», beharrte der Milizmann.

«Lassen Sie sie sich waschen», forderte Paula bestimmt. «Ich stelle mich, wenn nötig, so lange als Geisel zur Verfügung.»

Abeks Mutter führte mich ins Schlafzimmer und wich nicht von meiner Seite, während ich meine Jacke ablegte und anschliessend mein Haar wusch und bürstete. Als Lola mit einer warmen Mahlzeit ins Schlafzimmer kam, wurde mir plötzlich bewusst, dass ich seit gestern morgen, als Mama den kostbaren Kakao für mich zubereitet hatte, nichts mehr gegessen hatte.

Gestern ... War ich gestern noch mit Mama zusammen gewesen? Es kam mir schon so weit weg vor. Alles, was seit gestern passiert war, war wie ein entsetzlicher Traum.

Während ich ass, erkundigte sich Abeks Mutter nach ihrem Sohn. Sie hatte ihn seit Monaten nicht gesehen und konnte es natürlich kaum erwarten, Neuigkeiten über ihn zu erfahren. Obwohl ich Abek erst vor zwei Tagen zuletzt gesehen hatte, fiel mir nicht viel ein, was ich ihr hätte erzählen können. Sie schien es zu spüren, denn schon bald entschuldigte sie sich und liess mich allein. Ich war plötzlich sehr müde. Das einzige, wonach ich mich sehnte, war lange, lange zu schlafen.

Ich legte meinen Kopf auf meine Arme und schloss die Augen. Nach einer Weile hörte ich leise Schritte. Als ich die Augen aufschlug, stand ein Foto von Abek vor mir auf dem Tisch. Es war

eine herzliche Geste, um mir ein Gefühl von Vertrautheit und Zuhause zu geben. Ich betrachtete das Bild. Abek wirkte fremd und unnahbar auf mich; wieder hatte ich das Gefühl, als sei er jemand, den ich vor langer Zeit gekannt und fast vergessen hätte. Abeks Mutter beobachtete mich. Beschämt senkte ich die Augen.

Es stellte sich heraus, dass Abek die Kultusgemeinde in Sosnowitz angerufen und seine Eltern benachrichtigt hatte. Vermutlich hatte ihn dieser Anruf ein Vermögen an Bestechungsgeld gekostet, denn Juden durften normalerweise kein Telefon benutzen. Mich überkam das beklemmende Gefühl, dass Abek seine Familie nicht nur gebeten hatte, mir zu helfen, sondern es von ihr gefordert hatte. Dieser Gedanke ging mir ununterbrochen durch den Kopf, als mir Abeks Mutter von ihrem Plan erzählte, mich aus dem Transport herauszuholen. Das Wichtigste sei, erklärte sie, mir eine Arbeitskarte zu besorgen, wofür man allerdings einen Beschäftigungsnachweis brauche. Paula und Lola glaubten, eine Lösung des Problems gefunden zu haben. Sie nähten beide in Heimarbeit Unterwäsche für einen deutschen Betrieb; sie mussten eine bestimmte Quote erfüllen und lieferten zweimal pro Woche die geforderte Stückzahl in der Fabrik ab; sie hofften, im Tausch gegen eine ihrer zwei Nähmaschinen eine Arbeitskarte für mich zu ergattern. An der verbliebenen Nähmaschine würden sie sich abwechseln und Tag und Nacht arbeiten, um ihre Quote zu erfüllen.

Ich war verblüfft über ihre Grosszügigkeit und wies das vorgeschlagene Opfer stammelnd zurück.

«Abeks Glück steht auf dem Spiel», sagte seine Mutter schlicht, wobei ihr Tränen über die Wangen liefen. Ich ergriff ihre Hand und küsste sie. Sie beugte sich vor, umarmte mich und berührte meine Stirn mit ihren Lippen.

Es klopfte an die Tür, und mein Bewacher trat ein. Meine Frist war abgelaufen. Trotz aller Bitten der Schwestern blieb er eisern; ich musste gehen, bevor Abeks Vater von der Arbeit zurückgekehrt war.

«Bis heute Abend», rief mir Abeks Mutter hinterher, als mich der Milizmann die Treppe hinuntertrieb. «Vielleicht haben wir bis dahin schon gute Nachrichten für dich.»

Als wir uns dem Hauptquartier der Miliz näherten, sah ich, dass alle Mädchen aus Bielitz draussen versammelt waren. In der letzten Reihe erspähte ich Ilse, verängstigt und am Rande eines Tränenausbruchs. Nachdem ich mir meinen Weg zu ihr gebahnt hatte, flüsterte sie: «Ich dachte, du würdest nicht wiederkommen.» Ich bemerkte, dass sie als einzige allein dastand. Schweigend fassten wir uns an den Händen.

Wir wurden durch die Strassen von Sosnowitz geführt. Die Sonne brannte gnadenlos auf uns nieder; der Asphalt fühlte sich weich an unter den Füßen. Nach einer Stunde Fussmarsch erreichten wir ein grosses, unvollendetes rotes Backsteingebäude, das ursprünglich wohl als Schule vorgesehen war. Die Bauarbeiten waren anscheinend nach dem Einmarsch der Deutschen in Polen eingestellt worden. Wir wurden zur Rückseite des Gebäudes geführt, auf einen grossen Hof, der mit Stacheldraht eingezäunt war. Überall waren noch Zeichen des Bauens sichtbar: Haufen von Sand, Schotter und Zement lagen über den Hof verstreut, wie sie von den Bauarbeitern zurückgelassen worden waren. Zwei SS-Leute bewachten das Tor und zählten uns beim Eintreten. Wir mussten auf dem Hof strammstehen. Meine Schläfen pochten nach dem anstrengenden Marsch.

Wir befanden uns in einem sogenannten *Dulag* (abgekürzt von Durchgangslager), das in diesem Fall als eine Art Sklaven-

markt diene. Wir sollten für den Einsatz in der deutschen Kriegsindustrie ausgewählt und von den Leuten geschult werden, die uns bei der SS angefordert hatten. Später erfuhren wir, dass die Industriellen der SS dreieinhalb Reichsmark pro Arbeiter zahlten, plus einen von der Leistung ihrer Sklaven abhängigen Bruchteil des üblichen Lohns.

Schliesslich wurden wir in das Gebäude getrieben und einem grossen Raum im oberen Stockwerk zugeteilt. Dort standen in akkuraten Reihen primitive vierstöckige Etagenbetten, von denen einige bereits belegt waren. Ilse und ich fanden zwei benachbarte Betten auf der vierten Etage, direkt unter der Decke. Die Luft war unglaublich stickig, obwohl wir uns in der Nähe eines vergitterten Fensters befanden. Über die Pritschen war etwas Stroh gestreut; bald entdeckten wir, dass Ungeziefer darin nistete. Direkt unter der Decke war es unerträglich heiss; selbst das Holz fühlte sich warm an. Dennoch behielt ich das Wollkostüm und die Skistiefel an, auf denen Papa bestanden hatte. Da mir von dem Ungeziefer und der Hitze übel wurde, kletterten wir wieder von unseren Pritschen herunter.

Ich erzählte Ilse gerade von meinem Besuch bei Abeks Familie, als wir den Befehl erhielten, uns erneut unten auf dem Hof zu versammeln, zusammen mit einer Gruppe von Mädchen aus dem tschechischen Cieszyn. Auf dem Hof hatten sich bereits mehrere andere Gruppen aufgestellt, insgesamt rund einhundert Mädchen. Nach schätzungsweise halbstündigem Appell fuhr eine gepflegte Limousine durch das Tor. Zwei hünenhafte SS-Leute und ein elegant gekleideter Zivilist stiegen aus.

«Achtung!» donnerte der eine SS-Mann. Wir nahmen stramme Haltung an.

Die drei Männer standen in unserer Nähe und unterhielten

sich. Ich konnte Bruchstücke ihres Gesprächs mithören. Ein SS-Mann sagte «Bielitz», wobei er auf unsere Gruppe deutete; dann hörte ich das Wort «Weberei». Nach einer Weile schritt der Zivilist die Reihen ab und zeigte mit einem Stock auf die Mädchen, die vortreten und zur gegenüberliegenden Hofseite gehen sollten. Er wies auf mich. Nachdem ich den Hof überquert hatte, schaute ich sehnsüchtig zu Ilse hinüber. Zu meiner grossen Erleichterung gesellte sie sich bald zu mir, ebenso wie alle anderen Mädchen aus Bielitz. Insgesamt wurden fünfzig von uns demselben Lager zugeteilt: die Mädchen aus Bielitz, die aus Cieszyn und Umgebung sowie einige andere, die wir auf dem Hof zum ersten Mal sahen. Wir wurden in unseren Schlafsaal zurückgeschickt.

Als wir durch die Eingangshalle liefen, hörten wir schwaches Rufen, das von einer geschlossenen Tür kam. Nachdem sich herausgestellt hatte, dass sich die Tür öffnen liess, traten ein paar von uns ein. Was wir sahen, war grauerregend. Mehrere in verlauste Lumpen gehüllte, lebende Skelette streckten ihre bettelnden Hände aus. Manche hatten nur noch ein Bein oder waren sonstwie verstümmelt. Ihre Gesichter waren gezeichnet, die Augenhöhlen glühten fiebrig. Wir erfuhren, dass sie aus verschiedenen Lagern kamen, wo sie erkrankt oder verunglückt waren. Die meisten Verstümmelten hatten ihre Glieder bei der Arbeit im Steinbruch verloren. Sie wussten, dass sie nun nach Auschwitz geschickt würden, um vergast und verbrannt zu werden. Sie waren dem glorreichen Dritten Reich nicht mehr von Nutzen. Sie hatten ihre Kraft, ihre Jugend, ihre Gesundheit gegeben; jetzt mussten sie ihr Leben geben. Sie hätten Hunger, klagten sie. Spontan liefen wir nach oben in unseren Schlafsaal und brachten ihnen sämtliches Brot, das wir noch besaßen.

Am späten Nachmittag mussten wir erneut zum Appell antreten. Wir stellten uns gruppenweise auf, entsprechend der am Morgen getroffenen Auswahl. Einige der Kranken kauerten in der Nähe des Zauns.

Ein dampfender Kessel mit Essen wurde gebracht. Der Reihe nach marschierten wir daran vorbei. Wir erhielten eine verrostete, zerbeulte Schüssel mit übelriechenden Kartoffelschalen und ungewaschenem, grünlichem Gemüse. Ilse blieb mit ihrem Essen bei einer Bekannten aus Bielitz stehen. Ich nahm meine Ration mit zum Zaun, wo eine der Kranken auf dem Boden hockte und ihre leere Schüssel mit einem schmutzigen Löffel auskratzte.

«Möchtest du meine?» fragte ich, ihr mein Essen anbietend.

Sie starrte mich aus brennenden Augen ungläubig an. Langsam setzte sie ihre Schüssel auf den Boden, erhob sich, ergriff mit beiden Händen meine freie Hand und führte sie in Richtung ihrer Lippen. Als sie meine Bestürzung bemerkte, liess sie meine Hand los. Ihr Kopf war kahlgeschoren. Auf ihren Wangenknochen sah ich zwei rote Flecken. Ihr Körper war erbärmlich abgemagert, ihr Hals überlang. Wir musterten uns gegenseitig. Einen flüchtigen Moment lang dachte ich: Sie muss in meinem Alter sein. Ich wusste weder, wie sie hiess, noch, wo sie herkam. Ich wusste nur, dass sie auf der Schwelle des Todes stand. Sie lehnte sich an den Stacheldrahtzaun; auf ihrem Gesicht lag das Licht der untergehenden Sonne. Sie schaute mich an und dachte dabei vielleicht an die Vergangenheit; ich schaute sie an und machte mir Gedanken über die Zukunft – zwischen uns die Schüssel mit dem widerwärtigen Frass. Ich schloss die Augen.

«Gott segne dich, mögest du niemals kennenlernen, was Hunger ist», sagte sie zu mir. Als ich die Augen öffnete, drückte sie

mir ihre leere Schüssel in die Hand. Ich starrte sie verständnislos an.

«Liefere sie ab», erklärte sie. «Wenn sie mich mit zwei Schüsseln entdecken, werde ich geschlagen, weil sie glauben, ich hätte eine gestohlen.»

Ich denke noch stets an sie, die Namenlose, wie sie an den Stacheldraht gelehnt stand, an ihren Segensspruch und ihren Wunsch für mich.

Dem Abend folgte eine unruhige Nacht. Ilse und ich konnten nicht schlafen. Wir redeten und redeten. Wir hatten Gerüchte über das Lager gehört, in das wir geschickt werden sollten. Es handelte sich angeblich um eine Weberei, einen guten Arbeitsplatz, und wir würden dort die ersten jüdischen Mädchen sein. Wir wurden in aller Frühe geweckt und mussten auf dem Hof zum Appell antreten. Wir hatten keine Ahnung, wann wir abreisen würden. Es war mir nicht möglich, herauszufinden, was Abeks Familie in der Zwischenzeit erreicht hatte.

Gegen Mittag wurden die meisten der Kranken auf einen Lastwagen geladen und abtransportiert – einige weinend, andere in apathischer Resignation. Ich rannte nach oben zu meiner Pritsche und wünschte verzweifelt, weinen zu können.

Am Nachmittag wurde ich zum Leiter des Dulag bestellt, einem Juden, der unter Aufsicht der SS stand. In seinem Büro übergab mir ein Milizmann einen Koffer, den Abeks Familie geschickt hatte. Ich eilte zu Ilse, um ihn mit ihr zusammen zu öffnen. Wir fanden Kleidungsstücke von Lola und Paula und auf dem Kofferboden Brot. Beim Anblick des Brotes merkte ich erst, wie hungrig ich war; ich hatte seit dem Besuch bei Abeks Familie vor mehr als vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen.

Ich brach zwei Stück Brot ab und gab eines davon Ilse. Sie begann, ihr Stück gierig zu verschlingen, hielt plötzlich jedoch abrupt inne. Sie holte den letzten Bissen Brot mit den Fingern aus dem Mund und entfaltete hastig ein darin verstecktes Stück Pappe. Darauf war die Mitteilung gekritzelt, dass ich bald freigelassen würde. Mein Herzschlag stockte. Ilse umarmte mich.

«Ich freue mich so für dich», sagte sie; ich wusste, dass sie es ehrlich meinte. Sie besass die seltene Charaktereigenschaft, niemals neidisch zu sein. Am späten Nachmittag wurde ich erneut in das Büro des Lagerleiters bestellt. Er winkte mich an seinen Schreibtisch. Seine Hände waren ausgesprochen gepflegt, sein dunkles Haar ordentlich gekämmt. Er muss ungefähr in Papas Alter gewesen sein, wirkte jedoch wesentlich jünger.

«Du hast Glück», verkündete er. «Du kannst gehen. Für dich ist eine Arbeitskarte genehmigt worden.»

«Aber ich bin doch fürs Lager ausgesucht worden», war alles, was mir als Kommentar einfiel.

«Du gehörst nur zahlenmässig dazu. Die Dienstpläne sind noch nicht fertig. Wir können dich problemlos durch jemand anderen ersetzen. Es handelt sich in diesem Fall um ein neues Lager. Die neuen sind in der Regel besser als die alten. Ein anderes Mädchen wird froh sein, deinen Platz einnehmen zu dürfen. In etwa einer Stunde geht ein Wachmann in die Stadt. Du kannst ihn begleiten.»

«Ich weiss nicht, ich weiss es einfach nicht», murmelte ich halb zu mir selbst.

«Was meinst du damit?» fragte der Leiter ungläubig. «Du meinst, du willst hier nicht raus?» Er musterte mich eindringlich. «Also gut, du hast eine Stunde, um es dir zu überlegen.»

Ich weiss nicht, warum ich zögerte. Vielleicht war es Einge-

bung. Ganz plötzlich wollte ich keine besonderen Privilegien haben. Ich wollte bei den anderen sein. Aber ich wusste auch, dass es noch einen weiteren Grund gab. Langsam stieg ich die Treppe hoch, kehrte in den Schlafsaal zurück und setzte mich neben Ilse. Sie hatte bereits die Sachen zusammengepackt, die ich von Abeks Familie bekommen hatte, und war auf Abschiednehmen eingestellt.

«Ilse, ich glaube, ich gehe nicht», verkündete ich.

Sie starrte mich erstaunt an.

«Hast du den Verstand verloren? Du musst gehen! Du schuldest es Abek!»

In meinen verwirrten Gedanken spukte das Wort «schulden» herum.

«Geh, bevor es zu spät ist», drängte Ilse.

«Lass mich in Ruhe!» herrschte ich sie an. «Ich habe eine Stunde Zeit, um mich zu entscheiden. Lass mich einfach in Ruhe.»

Die Betten in unserer Nachbarschaft waren leer. Ilse verzog sich zum Fenster; ich sah sie dort sitzen, die Arme verschränkt, die Stirn gegen das Gitter gepresst, über ihr das quadratische Fenster und der siedend heisse graublau Himmel. Mein Bündel an mich drückend, sass ich gedankenversunken auf meiner Pritsche. Ilses Worte gingen mir nicht aus dem Kopf. «Schulden» waren es, was mich abschreckte. Ich wusste so sicher wie nie zuvor, dass ich Abek nicht liebte. Ich würde vielleicht seine Familie mögen können; aber welchen Platz würde ich in ihrem Haushalt einnehmen? Seine Mutter hatte mich bereits ihr Kind genannt und erbrachte ein gewaltiges Opfer, indem sie vermutlich ihr gesamtes Geld für mich ausgab. Die ganze Familie ging davon aus, dass ich Abek liebte und unser gemeinsames Glück ihr Opfer wert sei.

Ein beängstigender Gedanke schoss mir durch den Kopf. Falls ich ihr Angebot annahm, stand fest, dass ich Abek heiraten musste. Ich sah bildlich vor mir, wie alles ablaufen würde. Ich würde eine Zeitlang bei Abeks Familie in Sosnowitz bleiben und in einer Werkstatt arbeiten, während Abek Tag und Nacht malen würde, um Urlaub zu bekommen. Dann würde er nach Hause fahren und für mich die Genehmigung beschaffen, ihn nach Bielitz zu begleiten und dort in der Lagerküche zu arbeiten. Es würde vielleicht Wochen oder Monate dauern, doch am Ende würde Abek diese Genehmigung erhalten. Ich malte mir eine überstürzte Heirat vor einem Rabbi in Sosnowitz aus, schnell hinter sich gebracht vor dem gefürchteten Klopfen der Gestapo, und alle in Tränen, weil meine Eltern nicht dabei sein können. Ich stellte mir vor, wie mich andere Mädchen darum beneideten, dass ich nach Bielitz gehen durfte, in das Lager, in dem es keine schwere Arbeit und keinen Hunger gab. Ich malte mir die Rückfahrt mit Abek aus. Ein Bewacher würde uns auf unserer Hochzeitsreise begleiten. Vielleicht würde er uns wohlgesonnen sein und wegschauen, damit wir uns küssen konnten. Wir würden auf dem Bahnhof von Bielitz aussteigen, direkt gegenüber der Stelle, wo man mir Mama weggenommen hatte.

In meinem Kopf spukten Bilder herum, wie ich in der heißen Lagerküche stehe, Essen koche und dabei durchs Fenster über blühende Wiesen in Richtung meines Elternhauses starre. Ich sah mich über dampfende Bottiche gebeugt beim Waschen durchgeschwitzter, teilweise blutgetränkter Wäsche.

Jene Bilder waren so lebendig, dass mir übel wurde. Ich dachte an Papa in Sucha, an das Wunder, das Mama doch nach Wadowitz gebracht hatte, und an meine Chance, eines Tages wieder

mit ihnen zusammenzusein. Ich erinnerte mich an das Mädchen, dem ich tags zuvor mein Essen gegeben hatte – jenes Mädchen, das vielleicht schon nicht mehr lebte. Ich dachte an die atmenden Skelette, die man nach Auschwitz in den Tod geschickt hatte.

Es kam mir in den Sinn, dass Abek niemals darauf bestehen würde, mich zu heiraten, falls ich mich weigerte. Aber ich konnte nicht das Opfer seiner Familie annehmen und ihn gleichzeitig abweisen. Die Gewissheit blieb, dass ich Abek heiraten musste, wenn ich mich jetzt für die Freiheit entschied.

Ich war jung, was meine Gefühle und Träume betraf noch ein Kind. Falls ich überlebte, wollte ich eine perfekte Ehe. Ich wünschte mir die Art Liebe, die ich mir vorstellen konnte, begleitet von Blumen und Lachen. Mit dem deutlichen Bild vor Augen, wie der Beginn meines Ehelebens mit Abek aussehen würde, rannte ich zum Büro des Lagerleiters und teilte ihm mit, dass ich bei meiner Gruppe bleiben wolle. Ich schaute zu, wie er einen anderen Namen in die Arbeitserlaubnis der Werkstatt eintrug.

«Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten», sagte ich kaum hörbar. «Lassen Sie die Familie bitte nicht wissen, dass es meine eigene Entscheidung war.»

«In Ordnung», erwiderte er, mich immer noch mustern, während er die frische Tinte ablöschte.

Wie benommen schlich ich nach oben. Ilse sass immer noch am Fenster. Ich legte ihr von hinten meine Hand auf die Schulter und sagte: «Ilse, ich bleibe bei dir.» Ich hörte meine Stimme die Geschichte meiner Entscheidung erzählen. Doch als ich mich selbst «ich gehe ins Lager» sagen hörte, wurden die Worte plötzlich Realität und ich geriet in Panik. Ich raste zu dem Leiter zurück und flehte ihn an,

mich zu entlassen; alle Träume und Argumente waren vergessen. Doch ich kam zu spät. Das Mädchen, das meine Arbeitskarte erhalten hatte, war schon weg.

Als die Nacht einbrach, bekam ich starke Unterleibsschmerzen. Ich hatte immer unter Menstruationsschmerzen gelitten. Wie ich mich nach etwas heissem Wasser sehnte! Ich schaute zu Ilse hinüber. Sie schlief fest – der erste Schlaf seit Tagen. Die Nacht war heiss und stickig. Das Stroh im Bett machte alles noch schlimmer. Die Halme stachen in mein Fleisch, und das Ungeziefer liess mir keine Ruhe. Ich wälzte mich unruhig hin und her und wimmerte verzweifelt «Papa! Mama!» Doch es gab keinen Trost – nur Schmerz und Einsamkeit.

Plötzlich wehte eine leichte Brise ins Zimmer. Bald blies der Wind stärker, und dicke Regentropfen fielen auf die ausgedörrte Erde. Schliesslich ging ein heftiger Regenschauer nieder. In dem schwülen Raum wurde es allmählich kühler. Ich spürte, wie ich mich langsam entspannte und leichter atmete. Der Schmerz verschwand und mit ihm ein Teil meiner Anspannung. Inzwischen ruhiger geworden, weinte ich zur Begleitung des fallenden Regens.

Kapitel 3

Am 2. Juli 1942 wurden wir in aller Frühe aus dem Schlaf gerissen. Nach dem Appell marschierten wir zum Bahnhof, um einen Zug zu besteigen, der uns zu dem neuen Lager bringen sollte. Die Strassen waren nass vom nächtlichen Regen. Die ersten Sonnenstrahlen brachen gerade durch; der Tag verhies, heiter und warm zu werden. Unsere Schritte hallten auf dem Kopfsteinpflaster wider, als unsere Kolonne von fünfzig Mädchen auf den Bahnhof zumarschierte.

Während wir auf dem überdachten Bahnsteig warteten, gelang es mir, eine Nachricht an Abeks Familie zu schreiben, in der ich ihnen mitteilte, dass ihr Plan leider nicht funktioniert habe, ich ihnen für ihre Bemühungen aber dennoch ewig dankbar sei. Ich schrieb auf das einzige Stück Papier, das ich besass, ein zerknittertes Blatt aus meiner Tasche, und bat einen unserer Bewacher, es für mich zur Post zu bringen.

An Abek schrieb ich nicht. Die Geste seiner Familie verdiente einen anderen Brief, als ich ihn hätte schreiben können. Obwohl ich Abek in jener Stunde näher war als je zuvor, tat ich alles, um mich von ihm zu lösen.

Wir waren bereits beim Einsteigen in den Zug, als ich den Milizmann, der mich zu Abeks Familie begleitet hatte, auf den Bahnsteig eilen sah. Er steuerte direkt auf mich zu.

«Der Kommandant ist an deinem Bleiben in Sosnowitz interessiert. Er hat nicht damit gerechnet, dass du so bald aus dem Dulag weggeschickt würdest», keuchte er ausser Atem. «Hier ist eine Nachricht von ihm.» Er übergab mir einen geschlossenen

Briefumschlag. Die Mädchen vor mir stiegen in den Zug. Im Gedränge eingeklemmt, erklimmte ich die Stufen, Ilse dicht hinter mir. Als wir beide an einem offenen Fenster standen, rief der Milizmann vom Bahnsteig aus zu mir hoch: «Der Kommandant ist ein äusserst einflussreicher Mann, musst du wissen.»

Mit einer spontanen Geste riss ich den ungeöffneten Umschlag des Kommandanten in Stücke und liess die Schnipsel aus dem Fenster flattern. Es machte mir Spass, das verdutzte Gesicht des Milizmannes zu sehen. Ich lächelte triumphierend. Es war herrlich, sich so wichtig zu fühlen.

Als der Zug abfuhr, sassen Ilse und ich nebeneinander – beide froh, Sosnowitz zu verlassen, selbst wenn wir einer ungewissen Zukunft entgegenblickten.

Draussen war es offensichtlich schnell heiss geworden, denn die Leute auf den Strassen bewegten sich langsam und mühsam. Das Vieh lag faul auf der Weide. Wir spürten die Hitze nicht, da uns durch das offene Fenster der frische Fahrtwind ins Gesicht blies. Mir gefiel die Reise beinahe. Die beiden alten SS-Leute, die uns begleiteten, schauten anfangs in regelmässigen Abständen in unser Abteil, liessen sich jedoch nach ein paar Stunden nicht mehr blicken; vielleicht waren sie in einem Nachbarabteil eingeschlafen. Für unsere Gruppe war ein eigener Waggon reserviert. Wenn der Zug an einem Bahnhof hielt, wurden unsere Türen verschlossen. Die Leute starrten uns neugierig durchs Fenster an.

Ilse klagte die ganze Zeit über Kopfschmerzen. Mir fiel ein hübsches Mädchen in unserer Nähe auf, das seine Taschen durchwühlte. Sie fand schliesslich, was sie gesucht hatte, und bot Ilse eine Kopfschmerztablette an. Nachdem sich Ilse bedankt hatte, stellte sie sich vor und nannte anschliessend meinen Namen.

«Ich bin Suse Kunz», erwiderte das Mädchen mit einem Akzent, den ich als wienerisch einstufte. Sie sei in Wien geboren und aufgewachsen, habe jedoch die letzten Jahre bei ihrer Grossmutter in der Tschechoslowakei gelebt. Suse besass eine wunderbar natürliche Heiterkeit.

«Ich mache mir überhaupt keine Sorgen», sagte sie. «Es wird schon alles gut werden – bestimmt viel besser, als im Ghetto zu leben. Wir sind jung und stark und können eine Menge aushalten. Was haben wir schon zu verlieren ausser unser Leben?»

Suse war jung und wirkte sehr kräftig. Sie hatte eine gesunde, sonnengebräunte Gesichtsfarbe, flammend kastanienrotes Haar und leuchtende Augen. Während ich sie schüchtern betrachtete, wünschte ich mir, sie würde meine Freundin werden.

Von der Bewegung des Zuges eingelullt, schlief Ilse ein. Suse rückte ans Fenster und legte ihre Ellbogen auf das Fensterbrett neben mir.

«Weisst du, dass ich mich trotz allem ziemlich gut fühle», vertraute sie mir an.

Ich wusste genau, was sie meinte. Das, was wir am meisten gefürchtet hatten, lag hinter uns. Wir brauchten uns beide nur noch um uns selbst zu sorgen. Es würden keine Entscheidungen mehr getroffen werden müssen.

Wir kamen leicht ins Gespräch und verstanden uns. Sie fragte nach meinen Eltern und erzählte mir anschliessend, dass sie in Cieszyn von ihrem Vater getrennt worden sei. Sie war ein Einzelkind; ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben.

Der Zug schnaufte durch die Mittagshitze. Als wir uns den Bergen näherten, wurde es kühler. Suse und ich unterhielten uns wie alte Freundinnen.

«Wird das ein Spass sein, wenn wir die Reise in umgekehrter Richtung machen!» schwärmte Suse träumerisch. «Wir werden frei sein. Kannst du dir vorstellen, wie herrlich das sein wird?»

«Ja», stimmte ich eifrig zu.

«Es dauert vielleicht länger, als wir glauben», wandte sie plötzlich mit ernster Miene ein.

«Nein, nein. Ganz sicher nicht!» widersprach ich heftig.

«Lass uns darauf wetten», forderte mich Suse heraus. «Es wird mehr als ein Jahr dauern.»

«Weniger als sechs Monate.» Ich war zuversichtlich. «Lass uns um eine Portion Erdbeeren mit Schlagsahne wetten, fällig nach dem Krieg. «

«Ich hoffe, du gewinnst», rief Suse über das Geratter der Räder hinweg.

Irgendwo in den schlesischen Bergen schlossen wir eine Wette um Erdbeeren mit Schlagsahne ab und besiegelten sie mit einem feierlichen Handschlag. Ich verlor die Wette, aber ich löste sie nie ein, denn die fröhliche, lachende Suse starb am Morgen des Tages, an dem wir befreit wurden.

Meine neue Freundin blieb bei mir am Fenster sitzen; schweigend schauten wir hinaus und träumten von Befreiung. In dieser Atmosphäre, weit weg vom Dulag, konnte ich daran glauben, dass es meinen Eltern gut ging, dass es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis wir wieder vereint wären. Ich wünschte, die Reise würde nie zu Ende gehen. Bewegung verlieh ein Gefühl von Sicherheit.

Wir schienen in südwestlicher Richtung durch Ostdeutschland zu fahren. Nachdem wir schätzungsweise zweihundert Kilometer zurückgelegt hatten, hielt der Zug am Spätnachmittag auf einem winzigen, makellos sauberen Bahnhof. Auf dem Schild stand «Bolkenhain».

Die SS-Wachen stiegen aus und liessen uns auf dem Bahnsteig antreten. Eine etwa vierzigjährige Frau schritt forsch auf die SS-Leute zu und stellte sich mit schnarrender Stimme als Lagerführerin vor. Ihr erstes Kommando an uns dröhnte über den Bahnsteig: «Achtung!» Wir nahmen stramme Haltung an und musterten die Frau, die für uns verantwortlich sein würde. Mit dem Gesicht und dem Kiefer einer Bulldogge wirkte sie streng und unnachgiebig. Ihr Haar war in enganliegende Wellen frisiert, und sie trug Trauerkleidung.

Beim Anblick ihres verschlossenen Gesichts stieg Angst in mir hoch. Es stellte sich aber heraus, dass sich hinter ihrer rauhen Schale eine gutes Herz verbarg; doch das sollten wir erst viel später erfahren.

Wir wurden gezählt und vom Bahnhof aus durch die kleine Stadt geführt. Sie war hügelig und erinnerte mich an Bielitz. Dies war also das Heimatland des Nationalsozialismus. Die Leute starrten uns an, als könnten sie kaum glauben, dass wir menschliche Wesen waren. Kinder wurden von der Strasse geholt. Eine junge blonde Frau stand an einem offenen Fenster und goss Blumen, als wir vorbeigingen. Sie unterbrach ihre Arbeit und starrte uns mit weit aufgerissenen Augen an. Mir fiel ein, dass sie wahrscheinlich noch nie einen Juden gesehen hatte. Unter der Herrschaft der Nazis aufgewachsen, hatte sie uns für Ungeheuer gehalten. Welch ein Schock musste es für sie sein, festzustellen, dass wir genau wie sie aussahen und einige von uns sogar sehr hübsch waren.

Eine Frau stand mit einem Besen in der Hand vor ihrem Haus und stierte uns hasserfüllt an. Vielleicht, dachte ich, hatte sie einen Sohn im Krieg verloren. Die Nazipropaganda machte uns Juden für den Krieg verantwortlich – also hasste sie uns. Ich sah

einen Pfeife rauchenden alten Mann auf einer Veranda, an der wir dicht vorbeigingen. Aus seinen Augen schien Mitleid zu sprechen, und ich bemerkte ein leichtes, kaum wahrnehmbares Kopfschütteln.

Als wir uns der Fabrik näherten, verliessen wir die Strasse und marschierten auf einen gepflasterten Hof, hinter dem sich lange, moderne Neubauten erstreckten. Über dem Eingang stand in grossen goldenen Buchstaben der Firmenname: «Kramsta-Meschner & Frahne AG», und darunter: «Weberei». Nachdem wir uns in Reihen aufgestellt hatten, verschwand einer der SS-Männer in der Fabrik. Bald kehrte er mit dem Mann zurück, der uns im Dulag in Sosnowitz ausgesucht hatte. Ich hörte, wie ihn die Lagerführerin mit «Herr Direktor» ansprach.

Der Direktor händigte der Lagerführerin eine Liste aus und forderte sie auf, unsere Namen aufzurufen. Wir sollten uns in alphabetischer Reihenfolge aufstellen, erläuterte er. Als er ihr die Liste übergab, nannte er sie «Frau Kügler». Frau Kügler las die Namen vor. Wir waren alle anwesend. Anschliessend unterzeichnete der Direktor ein Papier, das ihm von einem SS-Mann vorgelegt wurde. Der Handel war besiegelt. Die SS-Leute knallten die Hacken zusammen und hoben den rechten Arm. «Heil Hitler», brüllten sie im Chor. «Heil Hitler», echoten der Direktor und Frau Kügler.

Ohne Zeit zu verlieren, führte uns Frau Kügler an der Fabrik entlang. Am Ende des langen Hauptgebäudes machten wir halt. Ein hohes, von Stacheldraht gekröntes Tor wurde vor uns geöffnet, und wir marschierten auf einen weiteren Hof, der am Ende des Fabrikgeländes lag. Ich war eine der letzten in der Kolonne; hinter mir fiel unser Gefängnistor ins Schloss. Frau Kügler verriegelte es.

Eingesperrt... Ich fühlte mich abgesondert und hilflos.

Jenseits des hohen Stacheldrahtzauns erstreckten sich herrliche Gärten, die bis zu den bewaldeten Hügeln reichten. Dort am Hang stand die stattliche weisse Villa des Direktors.

Kurz nach unserem Eintreffen erschien der Direktor in unserem Pferch. Ich musterte ihn, als er in meiner Nähe stand: ein grosser, gutaussehender Mann Anfang vierzig mit gepflegtem schwarzen Haar und einem kleinen, sorgfältig gestutzten Schnurrbart. Er lächelte leicht ironisch, als er seine Augen über unsere Gruppe wandern liess.

«Lassen Sie uns das Personal aussuchen», sagte er zu Frau Kügler. Sie vertieften sich in die Namensliste und durchforsteten sie nach Vorschlägen, die bereits im Dulag gemacht worden sein mussten.

«Malvine Berger», brüllte Frau Kügler, worauf eine grosse, rot-haarige Frau vortrat, die wesentlich älter als der Rest von uns war. «Judenälteste!»

Es war üblich, dass eine Jüdin zur Gruppenältesten bestimmt wurde; sie war der Lagerführerin direkt unterstellt und musste sich ihr gegenüber für die Gruppe verantworten. Eine schwächliche Frau um die Dreissig mit hellblondem, zu einem Knoten zusammengesteckten Haar wurde zur Köchin ernannt. Zwei Brillenträgerinnen wurden als Küchenhilfen eingeteilt. Anschliessend wurde die Sanitäterin bestimmt. In unserer Gruppe gab es zwei ausgebildete Krankenschwestern. Beide wurden aufgefordert, vorzutreten, doch nur auf eine von ihnen fiel die Wahl. Ihr Vorname war Litzi. Sie war mir sympathisch; sie hatte blauschwarzes Haar, strahlende Augen und Grübchen. Ich war froh über ihre Ernennung: Augenscheinlich lag ihnen an unserer Gesundheit.

Der Direktor verkündete, dass man uns die Technik des We-

bens beibringen werde. Wenn wir uns ordentlich benähmen und hart arbeiteten, würde es keine Probleme geben; falls nicht, würden wir ins Dulag zurückgeschickt werden.

«Und ich kann mehr als genug Ersatz aus dem Dulag bekommen», bemerkte er mit einem Grinsen. «Ihr habt eurer Lagerführerin und eurer Judenältesten zu gehorchen!»

Damit winkte er Frau Berger zu sich. Er redete kurz auf sie ein; Frau Berger nickte zustimmend.

Danach trat sie vor uns und sagte: «Mädchen, ich hoffe ihr wisst, was unsere Stellung hier ist. Wie wir uns fühlen, steht nicht zur Debatte. Wir müssen die Leute hier zufriedenstellen. Wer die Regeln verletzt, wird von mir persönlich bestraft – zusätzlich zu allen anderen Strafen; denn eine einzige kann durch ihr Verhalten der ganzen Gruppe schaden. Ich werde unnachgiebig sein.» Ihre Ansprache war knapp und deutlich, ihr Deutsch ausgezeichnet. Sie machte uns unmissverständlich unsere Position klar. Sie wagte zu sagen: «Wie wir uns fühlen, steht nicht zur Debatte.» Ich sah, wie der Direktor bei dieser Bemerkung die Stirn runzelte. Sie liess unsere Eroberer also wissen, dass wir keine Dummköpfe waren. In ihrem Verhalten war keinerlei Anzeichen von Unterwürfigkeit zu entdecken. Was für ein Mensch sie auch sein mochte – dass sie Intelligenz, Integrität und Mut besass, war unbestreitbar; und deshalb war sie mir sehr sympathisch. Als ich sie im Lauf der folgenden Monate durch die täglichen Konflikte im Lager näher kennenlernte, ärgerte ich mich zwar häufig über ihre Kleinlichkeit und ihr Geltungsbedürfnis, schätzte jedoch unvermindert die Eigenschaften, die mir bei ihr am Anfang aufgefallen waren. Sie war wagemutig und überrumpelte die Leute häufig auf eine Weise, dass diese ihr keine Bitte abschlagen konnten. Ich bin davon überzeugt, dass

wir es zumindest zum Teil Frau Berger zu verdanken hatten, dass es uns bei Kramsta relativ gut ging. Bolkenhain erwarb sich bald den Ruf, eines der besten Arbeitslager für Frauen in ganz Deutschland zu sein.

Nach Frau Bergers Ansprache wurden wir zu unserer Unterkunft geführt, die durch den eingezäunten Hof mit der Fabrik verbunden war. Ich betrat das flache Gebäude mit einem Gebet im Herzen. Da ich etwas Ähnliches wie im Dulag erwartet hatte, war ich angenehm überrascht, hier alles neu und sauber vorzufinden. Offensichtlich waren wir die ersten Bewohnerinnen. Unser Raum war etwa zwölf mal fünfzehn Meter gross. In der Nähe des Eingangs standen mehrere lange Tische und Bänke. Der überwiegende Teil des Hauptraumes wurde von dreistöckigen Etagenbetten eingenommen, auf denen saubere graue Decken und mit Stroh gefüllte Kissen sowie je ein rauhes Handtuch lagen. Am Ende des Raums befanden sich hinter einer Trennwand die Küche und ganz rechts ein Waschraum mit mehreren Wasserhähnen über einem langen Trog, drei Duschen sowie drei Toiletten. An die Küche grenzte ein kleiner, separater Raum für Frau Kügler. In der äussersten linken Ecke gab es eine winzige, abgeteilte Schlafkammer, die Frau Bergers Bereich werden sollte, daneben ein grösserer Raum mit vier Betten, der für Litzl und die Kranken reserviert war.

Wir nannten unsere Unterkunft «das Lager», und ich gab unseren Schlafkojen spontan den Namen «Katakomben». Irgendwie blieb der Name haften. Ilse und ich fanden zwei nebeneinanderliegende Betten auf der zweiten Etage. Unter uns richteten sich zwei Mädchen aus Bielitz ein; und ich stellte mit Freude fest, dass Suse Kunz dem Bett über mir zugeteilt war.

Wir bekamen heisse Suppe in neuen Schüsseln und grosse

Brocken frisch gebackenen Brotes. Wenn wir nur hätten sicher sein können, dass unsere Eltern in einem Lager wie dem unseren waren ...

Nach dem Abendessen durften wir uns waschen. Das Wasser war kalt; wir erfuhren, dass es nur einmal pro Woche heiss gemacht wurde. Anschliessend erhielten wir die Erlaubnis, schlafen zu gehen, wofür wir dankbar waren. Dennoch schlief kaum jemand. Nachdem das Licht gelöscht war, hörte ich, wie sich Mädchen hin und her wälzten; manche weinten leise. Es war eine herrlich sternenklare Nacht. Von meiner Koje aus konnte ich durch ein Fenster die Hügel sehen. Langsam ging der volle Mond auf. Verträumt hielt ich Zwiesprache mit ihm. Ich fragte ihn, ob er Mama und Papa gesehen habe; es schien mir, als sage er ja. In den folgenden Jahren wurde der Mond mein treuer Freund, der einzige Freund, der frei war. Jeden Monat zählte ich die Tage bis zu seiner Wiederkehr; und wenn er sich hinter den Wolken versteckte, dachte ich oft, er wolle den Anblick des Schreckens auf der Erde vermeiden.

In jener ersten Nacht in Bolkenhain flüsterte ich ihm zu: «Sag meinen Lieben gute Nacht», und schlief unter seinem wachsamen Blick ein.

Kapitel 4

Um 5 Uhr 30 in der Früh riss mich ein schriller Pfeifton aus dem Schlaf. Ich setzte mich im Bett auf, rieb mir die Augen und musste erst mal überlegen, wo ich überhaupt war.

Wir gingen in den Waschraum. Auf dem Weg zurück zu meiner Koje sah ich, wie Frau Berger ein Mädchen ins Gesicht schlug. Ich wandte mich ab; plötzlich hasste ich sie. Es gibt nichts, was ich mehr verabscheue als körperliche Gewalt. Später erklärte mir Frau Berger, sie habe so handeln müssen, um sich Respekt zu verschaffen. Das Mädchen war trotz Aufforderung nicht aus dem Bett aufgestanden; deshalb musste es sofort bestraft werden. Ich war anderer Meinung, muss jedoch gestehen, dass Frau Berger in den kommenden drei Jahren nur äusserst selten Gewalt anwendete. An jenem ersten Morgen erwarb sie sich Respekt, oder eher Furcht, allerdings auch eine Menge Hass.

Wir gingen im Gänsemarsch an der Küche vorbei, um unser Frühstück in Empfang zu nehmen: ein Stück Brot mit Rübenmarmelade und einen Becher «Kaffee» – ein aus Weizen hergestelltes bitteres Gebräu. Nach dem Frühstück händigte Frau Berger jedem Mädchen drei gelbe Sterne mit der Inschrift JUDE aus. Einer musste auf Brusthöhe befestigt werden, der zweite auf dem Rücken und der dritte oben auf unserem Kopftuch, so dass man uns von jedem Blickwinkel aus identifizieren konnte.

Kurz vor sieben marschierten wir mit Frau Kügler zur Fabrik und betraten eine Halle mit etwa fünfundzwanzig Webstühlen. Wir stellten uns an der Wand auf und warteten. Nach ein paar

Minuten erschien Meister Zimmer, ein Mann in einem sauberen blauen Arbeitskittel. Wie er da in der Mitte der Halle stand und die Hände auf einen Webstuhl stützte, wirkte er irgendwie grotesk; er erinnerte mich an eines der Plakate, die an jeder Ecke an die Mauern geklebt waren: «Die Männer, die die Räder für den Sieg drehen» – «Die Säulen des Reiches».

Sein Ton war barsch, seine Ansprache präzise und gut einstudiert. Er erklärte uns, wir seien hier, um für Deutschland und die glorreiche Nationalsozialistische Partei zu arbeiten. Wenn wir unseren Beitrag leisteten, könnten wir für den Rest unseres Lebens bleiben. Sollten wir jedoch versagen oder etwas tun, das nicht systemkonform sei, würde man uns als Verräter betrachten.

«Und was mit Verrätern passiert, wisst ihr!» donnerte er. «Diejenigen, die nicht für unseren Sieg arbeiten können, werden nicht einfach durchgefüttert. Die vernichten wir.»

Unsere Eltern – nutzlos, nicht mal mehr dreieinhalb Reichsmark wert. Wut stieg in mir hoch; ich ballte die Fäuste.

Er redete weiter, wiederholte, dass wir für immer bleiben dürften. Er wirkte so überzeugend, dass ich fast seinen rhetorischen Künsten erlag. Er werde uns nicht nur das Weben lehren, sondern uns auch Anstand beibringen und wie man Teil des Programms zur Ehre von Führer und Vaterland werde.

Anstand war ein Lebensprinzip meiner Eltern gewesen; von diesem Mann benutzt, klang das Wort hässlich. Ich versuchte mich auf das zu konzentrieren, was er sagte. Er redet davon, dass wir für den Rest des Lebens hierbleiben können, dachte ich; er ist mindestens dreissig Jahre älter als ich – er wird lange vor mir sterben.

Mit Vergnügen stellte ich ihn mir als Leiche vor, die Ohren von Würmern zerfressen. Was für absurde, wirre Gedanken mir durch den Kopf gingen! Ich muss gegrinst haben, denn Ilse stieß mich in die Seite.

«Bist du verrückt?» flüsterte sie. «Du hast gelächelt! Zum Glück hat er es nicht gesehen.»

Die ersten Tage in Bolkenhain waren schwierig. Wir arbeiteten von morgens um sieben bis abends um sechs in der Lehrwerkstatt der Fabrik. Die Hitze plagte uns, unsere Knöchel waren vom stundenlangen Stehen geschwollen, unsere Augen trübten vom Beobachten Tausender von Fäden. Ich hatte Angst, etwas falsch zu machen und dafür bestraft zu werden.

Meister Zimmer war allgegenwärtig und tauchte plötzlich aus dem Nichts hinter einem Webstuhl auf, um uns zu kontrollieren. Und obwohl er sich als gerechter erwies, als ich ursprünglich angenommen hatte, hasste ich ihn von ganzem Herzen.

Der erste Sonntag in Bolkenhain kam. Sonntags gab es Eintopf mit Fleisch, und wir durften einen Brief von einer Seitenlänge schreiben.

Ich schrieb an Papa in Sucha, zu Händen des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde. Ich schilderte unser Lager in den schillerndsten Farben. Ich verlieh der Überzeugung Ausdruck, dass Mama bei ihm und oder in einem ähnlichen Lager wie ich sei. Irgendwie glaubte ich daran. Ich bat Papa, an Abek zu schreiben und ihm meine Adresse mitzuteilen; ich erwähnte auch, wie wunderbar sich Abeks Familie mir gegenüber verhalten hatte. Ich bat ihn, mir gleich zu schreiben, wie es ihm gehe, und ermahnte ihn, auf seine Gesundheit zu achten. Ich glaube, ich schloss den Brief mit einer aufheiternden Bemerkung.

Ilse und ich wuschen unsere Kleidung, befestigten anschliessend die gelben Sterne wieder und machten rund um unsere Schlafstellen sauber. Dies war eine Arbeit, die ich überhaupt nicht mochte; zum Glück drängte mich Ilse, sie ihr zu überlassen.

«Unterhalte dich lieber mit den Mädchen», forderte sie mich auf, «und erzähl mir anschliessend von ihnen. Du kannst sowieso nicht richtig saubermachen.»

Da ich es liebte, mit den anderen Mädchen zu reden und ihre Geschichten zu hören, liess ich mich nur allzu gerne von Ilse verwöhnen.

Nach einer Woche Ausbildung in der Lehrwerkstatt begannen wir, an den regulären Webstühlen der Fabrik zu arbeiten. Wir waren extrem angespannt und ängstlich, da uns Meister Zimmer darauf hingewiesen hatte, dass jeder Fehler als Sabotageakt eingestuft werden würde oder könnte. Ich musste zwar zugeben, dass Meister Zimmer ein ausgezeichneter Lehrer war, ging allerdings davon aus, dass er seinen Posten als Werkstattdirektor nicht nur seinen fachlichen Qualitäten zu verdanken hatte, sondern vor allem der fanatischen Art und Weise, mit der er die Nazidoktrin zu verbreiten liebte.

Wir arbeiteten hart. Zunächst bediente jede von uns einen Webstuhl, bald kam ein zweiter hinzu, dann ein dritter und schliesslich ein vierter. Selbst Spezialisten, die ihr ganzes Leben mit Weben verbrachten, bedienten nie mehr als drei Webstühle gleichzeitig. Es war eine mörderische Arbeit, die ständiges Rennen von einer Maschine zur anderen erfordert und eine permanente Überanstrengung der Augen mit sich brachte. Vom Lärm der Webstühle waren wir noch Stunden nach der Arbeit wie taub. Das Material, das wir erhielten, war von schlechter Quali-

tät. Manchmal mussten wir mit Papier weben. Es riss und brach ständig; bei Hitze wurde es trocken und spröde, bei regnerischem Wetter wurde es feucht und zerfiel.

Wie ich jene ersten Wochen überstand, ist mir bis heute ein Rätsel. Meine Finger bewegten sich ohne bewusste Steuerung; ich arbeitete mechanisch und beobachtete dabei die Zeiger der Uhr. Ich wartete auf den Abend, wenn die Post verteilt wurde.

Die meisten Mädchen erhielten pünktlich Post von Verwandten aus Städten, die noch nicht das Schicksal von Bielitz ereilt hatte. Ilse korrespondierte mit einer Tante, die noch in Bielitz wohnte. Da diese mit einem Christen verheiratet war, hatte sie in der Stadt bleiben dürfen. Jeden Abend, wenn Frau Berger die Post brachte, wartete ich gespannt; doch ich wartete vergeblich.

An meinem zweiten Sonntag in Bolkenhain schrieb ich an Abek. Ich dankte ihm und seiner Familie für alles, was sie für mich getan hatten. Ich fragte ihn nach meinen Eltern und bat ihn, an Arthur zu schreiben. Es dauerte drei bis vier Tage, bis unsere Post aus Bolkenhain abgeschickt wurde, da Frau Kügler jeden Brief zensierte.

Die ganze folgende Woche wartete ich auf Post von Papa, doch Abend für Abend verging, ohne dass ein Brief eintraf.

Der Samstag kam.

«Oh Gott», betete ich, als Frau Berger mit einem Stapel Post erschien.

Frau Berger begann mit der Verteilung. Als ich den Namen «Gerda» hörte, sprang ich auf; doch der Brief war für eine andere Gerda bestimmt: Gerda Feldmann.

Der Stapel Post wurde kleiner und kleiner. Frau Berger schaute auf den letzten Brief, gespannt beobachtet von zahlreichen Augenpaaren. Sie liess ihren Blick über die Mädchen

schweifen, bis sie mich entdeckte, und sagte das erlösende «Gerda Weissmann».

Ich riss ihr den Brief aus der Hand. Meine feuchten Augen entzifferten Papas Namen. Ich rannte nach draussen zum Zaun, um den Brief ungestört zu lesen. Als ich ihn aufreissen wollte, wurde mir plötzlich bewusst, dass der geliebte Name auf dem Umschlag in meiner Handschrift geschrieben war. Darüber stand mit schwarzer Tinte: «Zurück an Absender. Empfänger unbekannt verzogen.»

Ich wollte schreien, brachte jedoch keinen Ton heraus. Ich wollte weinen, aber keine Träne floss. Ich krallte mich an dem Stacheldrahtzaun fest und schüttelte wie von Sinnen daran. Ich wollte hinaus – weglaufen, um meinen Vater zu suchen.

Ilse gesellte sich zu mir. Sie stellte keine Fragen, sondern schaute stattdessen auf den ungeöffneten Umschlag. Sie versuchte, mit mir zu reden, doch ich wollte nicht zuhören, und ich konnte nicht sprechen. Schliesslich ging sie zu Frau Berger und erzählte ihr von dem zurückgeschickten Brief.

Frau Berger bestellte mich in ihre Kammer. Ich stand reglos vor ihr, während sie mir Fragen stellte; ich konnte nicht antworten. Schliesslich forderte sie mich auf, mich auf ihr Bett zu setzen. Kaum sass ich, schlug sie mir ins Gesicht. Instinktiv ging meine Hand zu meiner Wange hoch; ich schüttelte den Kopf.

«Es tut mir leid», sagte Frau Berger. «Ich wollte dich aus deiner Erstarrung aufrütteln.»

Ich erhob mich, um zu gehen. Frau Berger packte mich an den Schultern und drehte mich zu sich um. Sie hielt mich fest und schaute mit ihren kalten Augen in meine.

«Rede, Gerda», forderte sie eindringlich. «Sprich mit mir.» Ich schüttelte stumm den Kopf.

Sie lockerte ihren Griff und drückte mich auf einen Stuhl. Sie zeigte mir ein Foto von einem Mann und einem Jungen.

«Das sind mein Mann und mein Sohn», erklärte sie. «Ich weiss nicht, wo sie sind – von beiden nicht. Wir sitzen alle im selben Boot. Hast du Fotos?»

Ich holte ein paar Schnappschüsse, die ich in der Manteltasche aufbewahrte.

«Zeig mir deinen Vater», forderte sie mich auf.

Ich besass ein Foto von Papa, das vor ein paar Jahren aufgenommen worden war, als er zur Hochzeit meines Onkels in der Türkei war. Das Foto war während eines Schiffsausflugs auf dem Bosphorus gemacht worden. Es zeigte Papa von seiner besten Seite: jung, gutaussehend, schwungvoll; nicht mein armer kranker Papa. Voller Stolz hielt ich Frau Berger das Foto hin, während meine andere Hand den Brief umklammerte, den er nicht bekommen hatte. Frau Berger betrachtete das Foto eine Weile und gab es mir dann zurück.

«Schau dir das Foto an, Gerda», befahl sie, «denn dein Vater ist tot. «

Ich starrte auf das Foto, starrte sie an.

«Er ist tot», wiederholte sie erbarmungslos. «Du wirst weder ihn noch deine Mutter jemals wiedersehen.»

«Tot» grub sich in mein Gehirn ein. Meine Lippen formten das Wort, ohne dass ein Ton herauskam.

«Weine, Gerda», beharrte Frau Berger. «Weine um deinen toten Vater.»

Plötzlich brach etwas in mir los, etwas Unbändiges, Entsetzliches. Ich stiess einen schrecklichen Laut aus, wie ein sterbendes Tier – einen Laut, wie er Papa am Tag von Arthurs Abreise entfahren war. Der Schrei löste meine Erstarrung. Tränenlos weinte

ich um meinen Vater. Mein Schluchzen zerriss mein Innerstes, fuhr mir tief ins Herz; doch meine Augen blieben trocken.

Als ich mich etwas beruhigt hatte, schickte mich Frau Berger zu Bett. Ilse war äusserst verständnisvoll: sie schwieg. Schliesslich wurde das Licht gelöscht. Einige Mädchen flüsterten. Endlich trat Stille ein, und in dieser Stille begann ich, an zu Hause zurückzudenken. Nicht an das Ghetto oder den Keller, sondern an das Zuhause, das ich aus der Zeit vor dem Krieg kannte. Ich dachte an Papa und Mama, an Arthur und all die glücklichen Tage, die wir zusammen verbracht hatten. Diese Gedanken an die schönen Zeiten waren tröstlich. Erinnerung nach Erinnerung wurde wieder lebendig, Dinge, die ich längst vergessen hatte. Wann immer ich in Zukunft an meine Eltern dachte, dachte ich an die Eltern aus den glücklichen Zeiten vor dem Krieg, ihre Gesichter perfekt, nicht durch Leid und Schmerz entstellt – zu perfekt für die Wirklichkeit, zu perfekt für das Auge und den Verstand eines Erwachsenen, aber genau richtig für mich.

Allmählich fiel ich nach jenem schrecklichen Tag in einen erschöpften Schlaf. Meine Eltern waren in meinem Bewusstsein so lebendig, dass ich sie in mein Zimmer kommen, sich über mich beugen und mich küssen sah. Ich lächelte und streckte ihnen meine Arme entgegen. Meine Lippen formten das erste Wort, das ich je gesprochen hatte: «Papa.»

Kapitel 5

Es war im August, als ich Abek zum ersten Mal schrieb und ihn bat, sich nach Papa zu erkundigen.

Kurz darauf erhielt ich Post von Abek; danach kam fast täglich ein Brief von ihm. Er hatte gleich nach unserer Trennung von Papa gehört. Abek berichtete, er habe vergeblich versucht, meinen Vater in das Lager in Bielitz verlegen zu lassen, in dem er selbst interniert war. Papa hatte einen Brief an mich geschrieben und diesen an Abeks Adresse geschickt. Ich bat Abek, ihn an mich weiterzuleiten, wartete jedoch vergeblich darauf. In seinem nächsten Brief teilte er mir mit, wie bekümmert seine Eltern darüber seien, dass sie mir nicht helfen können. Pappas Brief erwähnte er nicht. Als er ihn endlich doch schickte, verstand ich, warum er ihn mir am liebsten vorenthalten hätte. Das nervöse Gekritzel erinnerte nur noch entfernt an Pappas feste, schwungvolle Handschrift. Papa fragte mich, warum ich Mama verlassen hätte. Jene mit zittriger Hand geschriebene Frage brannte jahrelang in mir, weil Papa niemals die Antwort darauf erfuhr.

Abeks Briefe waren meistens romantisch und weit entfernt vom Alltagsleben. Manchmal schrieb er nur ein paar Zeilen, wie: «Es ist jetzt 528 Stunden her, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe. Wie soll ich es noch länger aushalten?» Ich erinnere mich an den Tag, als er schrieb, er sei zum Reinigen des Bielitzer Ghettos eingeteilt gewesen. In einer Schrankschublade unserer ehemaligen Wohnung hatte er ein paar Familienfotos gefunden; er versprach, sie im nächsten Brief mitzuschicken.

Es war ein drückendheisser Spätsommertag, und ich litt unter rasenden Kopfschmerzen. Die Webstühle funktionierten nicht richtig, das brüchige Garn riss ständig, und ich war nicht in der Lage, die geforderte Produktionsquote einzuhalten. Je verbissener ich es versuchte, desto mehr fiel ich zurück. Meine Füsse und Knöchel waren geschwollen. Ich fühlte mich vollkommen entmutigt.

Dann passierte auch noch das Schlimmste, was passieren konnte. Ich hörte ein krachendes Geräusch, und das Weberschiffchen sprang wie ein Silberfisch von dem Gewebenetz. Als es herunterfiel, zerriss es Tausende von Kettenfäden. Ich stand sprachlos vor dem Chaos und konnte mir nicht vorstellen, wie es passiert war. Ich untersuchte das Schiffchen und sah, dass auf dem Spulenhalter kein Deckel mehr sass. Entweder war er abgebrochen, oder ich hatte ihn in meiner Hektik beim Nachfüllen nicht richtig geschlossen.

Mit zitternden Fingern versuchte ich verzweifelt, den Schaden zu beheben, bevor er entdeckt wurde. Ich wusste, dass die Reparatur Stunden dauern würde. Als der Pfiff zum Feierabend ertönte, war mein Webstuhl immer noch nicht in Ordnung.

Da ich an jenem Abend keinerlei Appetit verspürte, ging ich gleich zu meiner Koje, um mich hinzulegen. Frau Berger brachte mir zwei Briefe von Abek. Als ich den ersten öffnete, fielen ein paar Fotos heraus. Eines zeigte Papas Vater in hohem Alter mit Stirnglatze und langem weissen Bart. Ich hatte Grossvater Weismann nie kennengelernt, da er gestorben war, als ich noch nicht einmal ein Jahr alt war. Papa hatte uns viele Geschichten über seinen Vater erzählt. Diejenige, an die ich mich beim Betrachten des Fotos erinnerte, erfüllte mich mit neuer, wundersamer Zu-

versicht. Meine Grosseltern hatten zehn Kinder, von denen fünf in sehr jungem Alter starben. Mein Vater war das älteste der übriggebliebenen Kinder. Während des Ersten Weltkriegs lebten meine Grosseltern mit ihrer Tochter Anna an der österreichisch-russischen Grenze. Ihre vier Söhne dienten in der österreichischen Armee. Das Grenzgebiet wechselte häufig den Besitzer; 1915 wurde es wieder russisch. Eines Tages machte Grossvater, der damals in den Siebzigern war, einen Spaziergang im Wald. Er traf auf eine Gruppe betrunkenen russischer Soldaten, die ihn bezichtigten, Telefonleitungen durch den Wald zu legen. Ich bin mir sicher, dass Grossvater nie in seinem Leben ein Telefon gesehen oder gehört hatte. Dennoch wurde er schuldig gesprochen und zu lebenslanger Haft in Sibirien verurteilt.

Ich erinnere mich, wie meine Grossmutter von dem Tag erzählte, als sie und meine Tante Anna dem freundlichen alten Mann mit dem langen weissen Bart für immer Lebewohl sagten.

Jahre vergingen, der Krieg endete, die drei Brüder meines Vaters kehrten nach Hause zurück. Papa hatte inzwischen geheiratet und war nach Bielitz gezogen. Eines kalten, stürmischen Abends hörte meine Grossmutter plötzlich ein Klopfen an der Haustür. Als sie öffnete, taumelte ein alter Mann herein. Er ging zuerst zu seinen kostbaren Bibeln und küsste sie, danach umarmte er seine Frau, seine Tochter und seine Söhne. Mein Grossvater war zurückgekehrt! Nach der Revolution hatten die Bolschewisten zahlreiche Gefangene des Zarenregimes amnestiert; und Grossvater war es nach monatelanger Reise durch ganz Russland gelungen, sich nach Hause durchzuschlagen. Und was er kaum zu hoffen gewagt hatte, war Wirklichkeit geworden: Alle seine Söhne hatten den Krieg überlebt.

Papas Stimme bebte jedesmal, wenn er uns erzählte, wie er, Mama und der damals ein Jahr alte Arthur vier Tage lang mit dem Zug durch das vom Krieg verwüstete Land fuhren, um Grossvater zu besuchen. Der alte Mann begrüsst Papa mit den Worten, die Jakob gesprochen hatte, als Joseph seine Kinder zum Segnen brachte: «Ich hatte nicht geglaubt, dein Antlitz noch einmal zu schauen, und nun hat mir Gott auch noch deine Saat gezeigt.»

Als ich im Dämmerlicht meiner Koje das Foto betrachtete, schien mein gütiger alter Grossvater zu sagen: «Hab Vertrauen, mein Kind, hab Vertrauen in Gott.»

Am nächsten Morgen erschien Meister Zimmer an meinem Webstuhl. Bevor er etwas sagte, musterte er mich mit prüfendem Blick und begutachtete anschliessend den Schaden. Er muss gemerkt haben, wie hart ich gearbeitet hatte, um die gerissenen Fäden zu reparieren, denn er schnauzte mich nur in seinem barschen Ton an: «Sieh zu, dass das nie wieder vorkommt.»

Anfang September erhielt ich meinen ersten Brief von Arthur. «Endlich», seufzte ich, als ich den Umschlag aufriss. Der Brief jedoch, auf den ich so lange gewartet hatte, bekümmerte mich sehr. Arthur schrieb, er arbeite, es gehe ihm gut und seine einzige Sorge gelte meinem Wohlbefinden. Aber es war etwas in dem Brief, das nicht Arthur war; Stärke, Hoffnung und Vitalität schienen aufgezehrt zu sein; ich hatte das Gefühl, dass selbst das Schreiben der Nachricht ungeheuer anstrengend für ihn gewesen war. Als ich ihm am folgenden Sonntag antwortete, bemühte ich mich um einen heiteren Ton, um die Wand zu durchbrechen, die sich zwischen uns aufgebaut hatte. Ich fragte, ob er krank sei, ob es etwas gebe, was er mir verheimliche. Sein nächs-

ter Brief war mit dem ersten identisch, beinahe Wort für Wort. Ich war völlig deprimiert.

Ilses liebevolle Freundschaft und die langen Gespräche, die ich mit ihr und Suse führte, trugen wesentlich dazu bei, meine Ängste um Arthur zu überwinden. Mit anderen Mädchen zu reden und von ihren Problemen zu hören half ebenfalls.

Ein Mädchen aus Bielitz namens Greta mochte ich besonders gern. Sie war immer gutgelaunt.

«Weisst du», vertraute sie mir eines Tages an, «ich war wirklich nie glücklicher als jetzt.»

Ich schnappte ungläubig nach Luft. Sie erzählte mir ihre Geschichte. Sie war unehelich geboren; ihre Mutter hatte immer gearbeitet. Greta hatte nie ein richtiges Zuhause gehabt. Sie war von Familie zu Familie geschoben worden. Manche Kinder durften nicht mit ihr spielen.

«Ich habe alle diese Kinder gesehen», erzählte sie, «und du warst wahrscheinlich auch darunter – mit ihren Rüschenkleidern, den weichen Lederschuhern, den besorgten Kindernädchen und den vernarrten Eltern. Ich war immer eine Aussenseiterin. Hier sind wir endlich alle gleich. Ja, es stimmt, ich bin nie im Leben glücklicher gewesen.»

Wir waren drei Monate im Lager, als Jom Kippur – der Versöhnungstag – kam. Wir beschlossen alle, den ganzen Tag zu fasten. Meister Zimmer bekam irgendwie Wind davon. Er warnte uns eindringlich, dass alle, die Krankheit vortäuschten oder nicht die vorgeschriebene Menge produzierten, schwer bestraft würden.

Dennoch fasteten wir alle. Wir arbeiteten härter als je, rührten jedoch keine Nahrung an, bis drei Sterne am Abendhimmel

erschienen waren. Jede von uns strahlte eine Art stolzer Gelassenheit aus, das Gefühl, etwas geleistet zu haben.

In jener Nacht war die Hitze unerträglich. Ich konnte nicht schlafen. Nachdem ich mich endlos im Bett hin und her gewälzt hatte, stand ich auf und ging auf den Hof. Die Luft war drückend. In der Ferne hoben sich die Hügel dunkel gegen den aufgehenden Vollmond ab. Die Stille war furchteinflössend. Die Welt schien den Tag des Gerichts zu erwarten.

Ich presste meine Stirn gegen den Drahtzaun und betete. Plötzlich nahm ich in meiner Nähe zwei Mädchen wahr, die sich an den Zaun drängten. Eine von ihnen hiess Tusia; sie war gross, dünn und hässlich. Ich glaube, ich habe sie nie ganz verstanden, aber wenn sie redete, konnte ich nicht umhin, ihr zuzuhören. Sie erinnerte mich an eine Giraffe: Ihr kleiner Kopf sass auf einem langen Hals, ihre runden Augen standen weit auseinander, ihr Mund war breit. Sie kam auf mich zu und schaute auf ihre eigentümliche Art nach unten.

«Ich war mal wie du», sagte sie. «Ich hoffe, dass du niemals desillusioniert wirst. Für dich bedeutet das Leben immer noch Schönheit; und so sollte es auch sein. Geh weiter durch den Dreck, ohne dir die Füsse schmutzig zu machen.» Sie sprach ohne Erklärung oder Einleitung und ohne Schluss; dann liess sie mich einfach stehen und stolzierte in Richtung unseres Quartiers davon.

Ich hörte unterdrücktes Weinen und drehte mich wieder zum Zaun um. Dort stand noch das zweite Mädchen. Es war Lotte, die in der Küche arbeitete. Ich ging zu ihr hinüber und wartete schweigend. Ihr Schluchzen ebte ab, und sie wischte sich mit der Hand die Tränen hinter den dicken Brillengläsern weg.

«Es wäre alles so anders gewesen, so anders», flüsterte sie. Dann erzählte sie mir ihre Geschichte:

«Meine Mutter verliess meinen Vater, als ich ein paar Wochen alt war. Wir zogen zu meiner Grossmutter. Mutter war wohlhabend, aber Vater war ein Spieler. In der Nacht, in der ich geboren wurde, verlor er unser Haus beim Kartenspiel. Kurz danach trennte sich Mutter von ihm. Sie sprach nie wieder von ihm, bis sie mich eines Tages, als ich sieben war, in ihr Zimmer rief und mich fragte, ob ich meinen Vater treffen wolle. Ich hatte oft über ihn nachgedacht, mich jedoch niemals zu fragen getraut, ob das, was die Diener über ihn tuschelten, wahr war. Mein Herz klopfte heftig – ich hatte niemals zu hoffen gewagt, dass ich ihn treffen würde. Ich hatte gehört, dass er viel auf Reisen war, aber niemals in unsere Stadt kam. ‚Er ist nicht hier‘, erklärte Mutter, ‚du wirst in eine andere Stadt fahren, um ihn zu treffens Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Würde ich wirklich meinen Papa sehen? Was für ein Gefühl war das, seinen richtigen Vater zu treffen? Wie würde er aussehen? Was würde er sagen? Was würde er mir schenken? Ich machte die Reise mit meinem Kindermädchen. Als sie an die Hotelzimmertür meines Vaters klopfte, blieb ich dicht bei ihr. Plötzlich flog die Tür auf, und bevor ich ein Wort sagen konnte, hob mich ein Mann hoch und küsste mich wieder und wieder. Ich spürte ein seltsames Kitzeln im Gesicht; das war Papas Bart. Ich hatte noch nie das Gesicht eines Mannes berührt. Es war der schönste Tag meines Lebens. Ich bekam mehr Puppen und Spielsachen an diesem Tag als je zuvor in meinem ganzen Leben. Er kaufte mir Süßigkeiten und liess mich soviel davon essen, wie ich wollte – etwas, das Mutter niemals erlaubte. Es war wie Geburtstag und Zirkus in der Stadt zusammen. Ich hatte meinen Papa gefunden. Als ich

beim Abschied weinte, sagte er zärtlich zu mir: 'Ich werde dich bald wiedersehen, mein Schatz.' Mutter fragte neugierig nach allen Einzelheiten meines Besuchs. Bald trafen regelmässig Briefe, Postkarten und Geschenke ein. Von weit entfernten Orten schickte Papa all die Dinge, von denen ein kleines Mädchen nur träumen konnte. Er war von Beruf Ingenieur. Er baute Brücken und reiste von England aus in viele Länder Europas. Ein Jahr nach unserer ersten Begegnung schrieb er, dass er nach Hause käme, und fragte, ob Mama und ich ihn treffen wollten. Mutter war ganz aufgeregt. Sie kaufte sich einen neuen grünen Hut, mit dem sie sehr hübsch aussah. Wir trafen uns mit Papa und assen gemeinsam zu Abend. Wie glücklich ich war!»

Lotte hörte auf zu reden. Ihre Finger umklammerten den Zaun, während sie in die sternenklare Nacht starrte, als wolle sie jenes Abendessen wieder lebendig werden lassen, bei dem sie im Alter von acht Jahren zum ersten Mal in ihrem Leben mit beiden Elternteilen an einem Tisch gesessen hatte.

«Wie glücklich ich war», wiederholte sie mit Tränen in den Augen. «Bevor Vater abreiste, führte er mit Mutter ein Gespräch unter vier Augen; später rief er mich zu sich und sagte: ‚Ich fahre zurück nach England und warte dort auf einen Brief von deiner Mutter. Wenn er eintrifft, werden wir für immer zusammen sein.‘ Ein paar Tage später schrieb Mama den Brief. Kurz darauf traf ein begeistertes Telegramm ein. Vater hatte noch ein paar geschäftliche Dinge zu erledigen; danach wollte er uns abholen kommen. Wir begannen, fieberhaft zu packen. Wir würden zu Papa nach England ziehen. Ein paar Tage später kam ein zweites Telegramm. Mama riss es hastig auf. Sie wurde bleich. Papa war

auf dem Weg zu uns bei einem Zugunglück ums Leben gekommen. Man hatte Mutters Brief mit unserer Adresse bei ihm gefunden.»

Dies war die Geschichte von Lottes Kindheit. Den Rest ihrer Lebensgeschichte kann ich vollständig erzählen. Wir gingen von Lager zu Lager. Im Februar 1945, auf dem berüchtigten Todesmarsch in die Tschechoslowakei, sah ich, wie Lottes Leiche in ein eilig geschaukeltes Massengrab geworfen wurde: ihre Brille verschwunden, die Augen halb offen, ein trauriges Lächeln auf ihren Lippen. Ich sah, wie die gefrorene Erde auf sie geworfen wurde. Das war Lotte. Ich wollte ihre Geschichte unbedingt erzählen, weil ich vielleicht der einzige Mensch auf der Welt bin, der sie noch kennt.

Die Tage wurden kälter; der Herbst kam. Im November schickte mir Abek ein Paket mit Winterkleidung: einen Mantel, einen Pullover, einen Schal. Er dachte einfach an alles. Ich besaß noch immer die Skistiefel, auf denen Papa bestanden hatte, und war auf diese Weise bestens für die kalte Jahreszeit gerüstet. Als wir eines Abends von der Fabrik zu unserer Unterkunft marschierten, begann es zu schneien. Nachdem das Licht im Schlafsaal gelöscht worden war, stand ich auf und schlich geräuschlos zum Fenster. Ich schaute zu, wie der erste Schnee leise auf die Erde rieselte.

Bilder aus der Vergangenheit tauchten vor meinem geistigen Auge auf: ein prasselndes Feuer; Papa beim Pfeiferauchen; Mama beim Sticken, die aufregend glänzenden Seidenfäden um ihre weissen, flink arbeitenden Finger gewickelt; Arthur in ein Buch vertieft; und ich beim Spielen mit meinen Katzen – meine

Lieblingskatze Schmutzi sanft schnurrend. Herrliche Tage und Abende. Ich wunderte mich, dass wir das Leben als etwas so Selbstverständliches betrachtet hatten.

Weihnachten rückte näher; wir konnten das geschäftige Treiben in der Fabrik spüren. Goebbels fütterte sein Volk mit neuen Siegesmeldungen, um das Fest angenehmer zu gestalten.

Einen Tag vor Weihnachten erhielten wir den Auftrag, die Webstühle gründlich zu reinigen. Es war bitterkalt, und die weiträumige Fabrikhalle war nicht geheizt. Meine Finger froren an den Eisenstangen der Webstühle fest. Meine Kehle füllte sich mit dem ein Jahr lang angesammelten Staub, den wir wegbürsten mussten. Ich war völlig durchgefroren und sehnte mich in-nigst nach einer Dusche und etwas Heissem zu trinken.

Als wir spät am Heiligabend in unsere Unterkunft zurückkehrten, war das heisse Wasser abgestellt. Man teilte uns mit, dass wir am nächsten Tag früh aufstehen müssten, um die Reinigungsarbeiten am Weihnachtsmorgen zu beenden. Danach sollten wir zwei Tage frei bekommen. Durchgefroren und zitternd machten wir uns in aller Frühe wieder an die Arbeit und waren bis Mittag fertig. Danach durften wir endlich eine heisse Dusche nehmen. Wie herrlich sich das Wasser auf meinem Körper anfühlte! Es wärmte mich durch und liess meine Haut glühen; ich wusch Schmutz und Erschöpfung ab. Vor mir lagen zwei volle freie Tage! Als ich mein Haar am Fenster kämmte, sah ich strahlenden Sonnenschein auf dem Schnee glitzern. Rasch zog ich meinen Mantel an, um nach draussen zu gehen. Unterwegs begegnete mir Frau Berger.

«Einen Moment, Gerda», rief sie, «da ist noch Post für dich von gestern.»

Es war ein Brief von Arthur. Ich lief an mehreren Mädchen vorbei, die sich mit Schneebällen bewarfen, und zog mich zum Zaun zurück, bevor ich den Umschlag aufriss. Er enthielt ein ausgefranstes, schmutziges Stück Papier, auf das ein paar ungleichmässige Zeilen gekritzelt waren. Arthur war in einem Lager, ich solle mir keine Sorgen machen, er würde versuchen, wieder zu schreiben.

Ein seltsames Gefühl überfiel mich. Jener Papierfetzen schien zu leben. Wie Erikas Brief von vor langer Zeit bebte auch dieser vor Leiden. Ich wusste, dass Arthur nicht in einem Lager wie Bolkenhain war.

«Arthur», flüsterte ich, «warum bist du nicht verschont worden?»

Und dort in Bolkenhain an Weihnachten 1942, als die Sonne hoch stand und der Schnee unter meinen Füßen glitzerte, hörte ich Leute draussen vor den Toren lachen, als sie von der Kirche kamen, hörte die Glöckchen der Schlitten klingeln. Und dort im strahlenden Sonnenschein wusste ich plötzlich, dass ich Arthur nie wiedersehen würde.

Jedes Klingeln, jedes Lachen rief mir ein Bild meines Bruders ins Gedächtnis zurück: Arthur beim Malen, mit grüner Farbe auf dem Daumen; Arthur beim Skifahren im frischen Pulverschnee, der marineblaue Pullover seine starken Muskeln betonend; Arthur inmitten einer Gruppe von Freunden, lachend, stirnrunzelnd, dann ein aufblitzendes Lächeln; Arthur beim Schwimmen, mit nassem Haar und Sonnenlicht in den vergnügten Augen; Arthur, wie er Mama zum Abschied die Hand küsste; Arthur, wie er an jenem Morgen wegging, ohne sich umzudrehen. Arthur, mein Fels in der Brandung! Ich tastete nach dem kleinen Beutel, den ich unter meiner Bluse um den Hals trug. Ich öffnete ihn und holte die Glasscherbe heraus, die wir in den

Trümmern der Synagoge aufgelesen hatten. Arthur, Arthur ...

Deprimiert und verbittert schrieb ich an Abek und schüttete ihm mein Herz aus.

Kurz nach Neujahr erhielt ich seine Antwort. Er konnte meine Gemütsverfassung nicht nachempfinden. Ich wusste, dass er mich liebte und bereitwillig Entbehnungen für mich auf sich genommen hätte; da er und seine engsten Angehörigen jedoch nach wie vor in Sicherheit waren, konnte er mich nicht begreifen. Er erzählte, dass er über Weihnachten zu Hause gewesen war, und beschrieb, wie glücklich seine Familie die gemeinsamen Tage verbracht hatte. Er war nicht herzlos, sondern teilte nur seine Erfahrungen mit mir. Aber ich war eifersüchtig auf sein Familienglück. Ich war verbittert, dass ich Arthur nicht sehen konnte, den einzigen Menschen, von dem ich glaubte, dass er mich verstehen würde. Ich war verletzt durch Arthurs Brief, bedauerte, dass ich nicht in Sosnowitz geblieben war, bedauerte mich selbst.

Ein oder zwei Wochen später fühlte ich mich auf einmal krank. Ich ging zu Krankenschwester Litzki. Sie klärte mich auf, dass ich erhöhte Temperatur habe, alles andere jedoch in Ordnung zu sein scheint. Mein Zustand blieb über eine Woche unverändert, bis sich plötzlich meine Finger- und Fußnägel entzündeten und sich Eiter darunter bildete. Meine Temperatur stieg wieder, und Litzki riet mir, nicht in die Fabrik zu gehen, sondern im Krankenrevier zu bleiben. Ich verspürte keinen Schmerz, nur schreckliche Müdigkeit. Dennoch konnte ich nicht schlafen. Ich wollte weinen, aber es kamen keine Tränen.

Ich lag zwei Tage lang im Krankenrevier, als am Morgen kurz nach dem Aufbruch der anderen Mädchen Frau Kügler aufge-

regt und mit rotem Kopf hereinstürzte. Mit mir befanden sich noch zwei Kranke in dem Raum.

«Zieht euch an», forderte sie uns auf. «Schnell, schnell!»

«Gerda kann nicht», wandte Litzi ein. «Sie hat zu hohes Fieber.»

Frau Kügler ignorierte Litzi und zog mich aus dem Bett.

«Los, Beeilung!» drängte sie. Alle halfen, mich anzuziehen; Frau Kügler band mir die Schuhe zu.

Meine Knie zitterten. Die paar Schritte zur Tür kamen mir wie Kilometer vor. Kalter Schweiss rann mir die Stirn hinunter, als ich einen Fuss vor den anderen setzte. Ich froh am ganzen Körper.

Frau Kügler führte uns drei zur Fabrik. Wir hielten uns dicht an der Wand. Frau Kügler begleitete mich zu meinem Webstuhl und setzte ihn in Betrieb.

«Halte durch, Gerda», raunte sie mir zu, bevor sie sich zum Gehen wandte.

Ich fühlte mich wie nach einer Karussellfahrt. Ich erkannte die Webstühle kaum. Das Licht fiel in sonderbaren, hässlich gelben Streifen darauf. Die Maschinen schienen schief zu stehen. Manchmal kamen sie mir ganz weit weg vor, als betrachtete ich sie durch die falsche Seite eines Fernglases; dann wieder rasten die Fäden auf mich zu, als wollten sie sich um mich wickeln. Ich schwankte.

Jemand fing mich mit starken Armen auf und schrie mir ins Ohr: «Reiss dich zusammen, Gerda, es geht um Leben oder Tod!»

Als die Worte zu mir durchdrangen, erschauerte ich. Ich hielt mich an dem hämmernden Webstuhl fest und blickte in die Augen von Frau Kügler.

«Reiss dich zusammen», wiederholte sie, bevor sie verschwand.

Ein paar Minuten später sah ich den Fabrikdirektor mit einem grossen, streng wirkenden SS-Obersturmführer in der Nähe vorbeigehen. Ich vermutete, dass es sich dabei um Lindner handelte. Ich hatte im Dulag gehört, dass er der übelste Sadist von allen sei. Kranke schickte er direkt nach Auschwitz. Nun wusste ich, warum uns Frau Kügler so eilig in die Fabrik getrieben hatte. Meine Hände wurden ruhig. Als Lindner vorbeiging, hielt ich mich aufrecht; meine Webstühle waren alle in Bewegung. Irgendwie überstand ich diesen Tag.

Das Letzte, woran ich mich erinnere, war die Kühle eines Lakens an meinem glühenden Körper. Als ich aufwachte, umgab mich eine Stille, wie ich sie seit Monaten nicht mehr erlebt hatte. Ich nahm an, dass es spät war und ich wieder in Litzis Raum lag. Frau Kügler kam herein; ich schaute sie an und erinnerte mich.

«Danke», flüsterte ich.

«Keine Ursache.» Sie tätschelte mir die Hand. «Wer weiss ...?» Sie brach den Satz ab. Als sie hinausging, schaute ich ihr verwundert nach. Die deutsche Frau, die für die SS arbeitete, hatte mir das Leben gerettet.

Ich erholte mich schnell und nahm die alte Routine wieder auf. Allmählich begann ich, meine Arbeit zu mögen. Ich fand einen neuen Halt darin; der komplizierte Prozess des Webens gab mir ein Gefühl von Befriedigung und Erfüllung.

Ende Januar erhielt ich noch einmal Nachricht von Arthur. Ich war schockiert, war ich mir doch so sicher gewesen, dass der Brief, den ich an Weihnachten gelesen hatte, sein Abschiedsgruss an mich gewesen war. Diesmal konnte ich seine Handschrift kaum noch entziffern. Die Buchstaben sahen aus, als seien seine Hände steif oder erfroren,

oder als habe er bei Dunkelheit geschrieben. Er sagte einfach, ich solle mir keine Sorgen machen und stark sein. Er schrieb weder, was er machte, noch, wo er war. In gewisser Weise beruhigte mich jene hingekritzelte, knappe Botschaft; sie enthielt etwas von der Klasse des Arthur, den ich kannte, und ich fühlte mich ruhiger, nachdem ich sie gelesen hatte. Es erwies sich, dass dies die letzte Nachricht war, die ich je von meinem Bruder erhielt. Vielleicht wusste oder spürte er es, vielleicht bezahlte er sogar für das Schreiben mit dem Leben. Seine aufmunternden Worte gaben mir die Kraft und Zuversicht, um durchzuhalten und dem, was da noch kommen sollte, ins Auge zu sehen.

Kapitel 6

Ein paar Tage später schrieb Abek. Das, was er am meisten gefürchtet hatte, war passiert. Seine Eltern und seine Schwestern waren verschwunden. Die Juden von Sosnowitz hatte das gleiche Schicksal ereilt wie die von Bielitz und anderswo. Abek war es gelungen, nach Sosnowitz zu fahren, doch als er eintraf, war niemand mehr dort. Selbst die jungen Leute hatte man nach Auschwitz geschickt statt in Arbeitslager. Abek beschrieb bis ins kleinste, grausamste Detail, was seiner Meinung nach geschehen war. Er erzählte, dass er das Feld gesehen habe, auf dem seine Familie und Tausende anderer vor ihrer letzten Reise gestanden hätten. Er stellte sich vor, wie der Ort nur einen Tag zuvor von den Schreien der Opfer widergehallt haben müsse. Er beschrieb die immer noch auf dem Feld liegenden Toten – gestorben an Kälte, Hunger oder durch Selbstmord. Er hatte darunter zahlreiche Leichen von Kindern entdeckt, die von ihren Eltern mit Gift oder Schlaftabletten umgebracht worden waren, damit ihnen Auschwitz erspart bliebe. Ich sah durch Abeks Augen alles bildlich vor mir, bis ich es fast nicht mehr ertragen konnte. Doch ich zwang mich, den Brief zu Ende zu lesen.

«Mein Leben ist nun eine Wüste», schrieb er. «Ich mache nur weiter, weil ich dich habe. Nur du kannst für mich eine Zukunft möglich machen. Wenn ich dich wieder in meinen Armen halte, werden wir beide unsere Bitterkeit herausweinen. Du wirst meine Tränen wegwischen und mich glücklich machen. Du wirst mich lehren, wieder zu lächeln.

Durch dich darf ich vielleicht doch noch ein wenig Glück erfahren.»

Als ich den Brief weglegte, spürte ich von neuem all den Schmerz, den ich bei der Trennung von meinen Eltern empfunden hatte. Auch Abeks Eltern waren verschwunden; ich fühlte mich ihnen näher als ihrem Sohn. Sie waren nicht mehr. Ich konnte es kaum fassen. Mit Entsetzen erinnerte ich mich daran, wie ich im Dulag mit mir gekämpft hatte. Wäre ich in Sosnowitz geblieben und hätte es nicht geschafft, nach Bielitz zurückzukehren, wäre auch ich nach Auschwitz geschickt worden.

Ich setzte mich gleich hin und schrieb an Abek. Ich erzählte ihm, was er hören wollte: dass ich bei ihm sein, ihn niemals verlassen und ihn glücklich machen wolle. Ich schrieb langsam und bedächtig, nicht auf meine übliche spontane und unbekümmerte Weise. Ich war noch nicht fertig, als die Lichter im Schlafsaal gelöscht wurden; im schwachen Licht des Waschraums beendete ich den Brief. Ich schrieb, ohne ihn noch mal zu überlesen oder zu korrigieren. Ich musste es ohne Unterbrechung hinter mich bringen.

Schüchtern klopfte ich an Frau Küglers Tür und fragte sie, ob mein wöchentlicher Brief ausnahmsweise früher abgeschickt werden könne. Zu meiner Überraschung war sie nicht verärgert, sondern versprach, meinen Brief am nächsten Morgen aufzugeben.

Ich ging zu meiner Koje zurück, zog mich langsam aus und legte meine Sachen ordentlich zusammen – etwas, das ich noch nie zuvor getan hatte. Nachdem ich ins Bett geklettert war, spürte ich, wie Ilse ihre Hand nach mir ausstreckte. Die Geste ärgerte mich. Ich drehte ihr den Rücken zu und starrte in die Dunkelheit. Erst da begann ich darüber nachzudenken, was ich

Abek geschrieben hatte, und mir bewusst zu machen, dass es nicht der Wahrheit entsprach. In dem Augenblick, als ich mich ihm am nächsten hätte fühlen sollen, war er mir so fern. Als meine Gefühle für ihn am stärksten hätten sein sollen, empfand ich nichts. Er suchte Stärke bei mir, doch ich hatte keine zu geben. Ich wünschte, ich hätte mich Ilse anvertrauen können; aber Ilse hätte mich nicht verstanden. Ich war mir sicher, dass sie mich für kalt und herzlos gehalten hätte.

Als ich mich unter der Decke streckte, kam mir mein Körper jung und schlank vor. Ich fühlte mich merkwürdigerweise vollendet, ja sogar schön. Ich war froh, achtzehn zu sein, froh, am Leben zu sein, froh über meine Jugend und dankbar, dass ich nicht in Sosnowitz geblieben war. Mir wurde zum ersten Mal im Leben klar, dass ich intensiv leben konnte, und ich schämte mich für meine Genügsamkeit. Ich dachte wieder an Abek und wusste, dass ich ihn nicht so lieben konnte, wie er es wollte. Aber ich werde ihn heiraten müssen, ging es mir durch den Kopf; was wird aus ihm, wenn ich ihn im Stich lasse? Und auf einmal hatte ich die liebliche Vision, dass mich unbekannte, sanfte Augen anschauten. Ein glücklicher, grosszügiger, voller Mund, dem Bitterkeit oder Schmerz unbekannt waren, lächelte mich an. Ich lächelte zurück. Wie einfach es war! Ich spürte mein Blut in Wallung geraten. Ich umarmte mein hartes, strohgefülltes Kissen. Mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen schloss ich die Augen und flüsterte: «Wer immer du bist, wo immer du bist, ich liebe dich!»

Am 8. Februar, seinem Geburtstag, schrieb mir Abek einen Brief, dem er ein Foto von sich beilegte. Auf der Rückseite stand folgende Widmung: «An meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag lege ich mein Leben, das so einsam ist, in deine Hände. Du wirst es für mich gestalten.»

Ich mochte die Widmung nicht. Ich war desillusionierter als je zuvor. Warum, warum liebte er mich bloss so sehr?

Der Winter ging vorüber, und der Frühling kam – und mit ihm auch wieder die Hoffnung auf ein Ende des Krieges. Die Tage wurden länger, und ich fühlte mich immer rastloser. Besonders hasste ich die Sonntage, wenn wir durch den Zaun Familien aus der Stadt mit lachenden, spielenden Kindern beim Spaziergang sehen konnten.

Wenn ich nur frei wäre! Ich umklammerte den Draht. Frei sein – oh Gott, wie wunderbar wäre das!

Im Prinzip konnten wir nicht klagen. Nachdem wir uns daran gewöhnt hatten, erwies sich die Arbeit als längst nicht so schwierig, wie wir am Anfang geglaubt hatten. Frau Kügler behandelte uns gut und wandte niemals körperliche Gewalt an. Wir hatten Essen; im Gegensatz zu dem, was wir von anderen Lagern gehört hatten, wurde bei uns in der Küche kein Schwarzhandel betrieben. Natürlich hätten die Rationen reichhaltiger sein können, aber wir mussten nicht hungern, und wir brauchten nicht zu frieren.

Eines Morgens kam ein Vorarbeiter zu mir und forderte mich auf, meine Webstühle abzuschalten und ins Büro des Direktors zu gehen. Mir blieb fast das Herz stehen. «Wieso?» fragte ich. Der Vorarbeiter zuckte die Achseln. Ich fragte mich erschreckt, worum es sich wohl handeln könne. Ich hatte die geforderte Menge abgeliefert. Ausserdem befasste sich Meister Zimmer mit den Fällen, wenn jemand seine Quote nicht erfüllte.

Ich lief durch das Labyrinth der Korridore. Pfeile wiesen den Weg zum Büro. Ich zitterte, als ich vor der Tür stand, nestelte an meiner Bluse herum, band mein Kopftuch fester und kontrollierte, ob meine Sterne am richtigen Platz waren.

Im Vorzimmer sassen vier Sekretärinnen an ihren Schreibmaschinen. Sie unterbrachen die Arbeit, als ich eintrat, und starrten mich verwundert an.

«Was willst du?» fragte eine.

«Ich bin zum Direktor bestellt.»

Sie schauten mich ungläubig an; eine von ihnen kicherte. Ich spürte ihre Neugier.

Eines der Mädchen erhob sich, öffnete eine Tür und rief: «Hilde!»

Die Sekretärin des Direktors erschien, nickte mir zu und wies auf eine blassgrüne Tür.

Ich klopfte zitternd und trat ein.

Es war ein geräumiges Büro. Das Licht fiel nicht wie in der Fabrikhalle durch Oberlichter, sondern durch grosse, offene Fenster ein, die den Blick auf Tulpenbeete freigaben. Auf einem dicken Teppich stand ein einzelner schwarzer Schreibtisch, der dem von Papa ähnelte. Ich wagte mich bis zur Teppichkante vor und blieb dort stehen.

Direktor Keller sah gerade ein paar Papiere durch und hob nicht sofort den Kopf. Auf seinem Schreibtisch entdeckte ich einen Miniaturwebstuhl und einen viereckigen Bilderrahmen mit einem Familienfoto. Überall an den Wänden hingen Glasvitrinen, in denen Materialmuster ausgestellt waren. Was mich jedoch am stärksten beeindruckte, war, dass der Direktor allein in diesem riesigen, luxuriösen Raum sass. Wir mussten uns mit fünfzig Mädchen einen Raum teilen, der nicht grösser als dieses Büro war.

Der Direktor hob den Kopf. «Oh, du bist das», sagte er. «Wie heisst du?»

Ich nannte meinen Namen.

«Hmm.» Mit einem neugierigen Lächeln musterte er mich von den Skistiefeln bis zum Kopftuch. «Komm näher.»

Ich trat auf den dicken Teppich; mein Herz klopfte rasend. Zwei Schritte vor dem Schreibtisch blieb ich stehen.

«Aha, du bist das also», wiederholte er.

Ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen schoss. Was will er bloss von mir, dachte ich in Panik.

Er hielt einen Brief hoch. Der Poststempel kam mir bekannt vor: drei Löwen mit einer Krone. Ich hätte vor Freude und Erleichterung beinahe laut aufgeschrien; der Brief musste von meinem Onkel in der Türkei sein!

«Ich möchte dir ein paar Fragen stellen.» Die Stimme des Direktors klang weniger streng als bei seinen offiziellen Ansprachen.

«Ja, bitte.» Ich wartete, wobei ich versuchte, meine Erregung zu verbergen.

«Ich habe hier einen Brief von jemandem, der behauptet, dein Onkel zu sein. Hast du einen Onkel in der Türkei?»

«Ja.»

«Wie ist sein Name?»

Ich nannte ihn.

«Kennst du seine Adresse?»

«Posta Kutusu 530, Istanbul.»

«Du hast ihm also geschrieben», sagte er streng. «Du hast einen Brief aus dem Lager geschmuggelt!»

«Nein, das habe ich nicht», antwortete ich ruhig.

«Woher könnte er sonst erfahren haben, wo du bist?»

«Vielleicht hat ihm mein Bruder, der im Generalgouvernement ist, geschrieben; oder Freunde aus Bielitz.»

Meine Erklärung schien ihn zufriedenzustellen.

«Du darfst ihm schreiben; aber gib den Brief Frau Kügler. «

«Danke.» Es war mir klar, welche grosse Vergünstigung er mir gewährte, denn wir durften normalerweise nicht ins Ausland schreiben.

Der Direktor legte den Brief in eine Schublade; er liess ihn mich also nicht lesen. Da ich annahm, entlassen zu sein, wandte ich mich zum Gehen.

«Warte einen Augenblick», rief er.

Ich drehte mich zu ihm um.

Er zögerte. «Nein, es ist nichts. Du kannst jetzt gehen.»

Ich hätte zu gerne gewusst, was in dem Brief stand! Ich fragte mich, ob mein Onkel den Direktor vielleicht zufällig kannte. Möglich war es: Mein Onkel besass eine Textilfabrik und besuchte jedes Jahr die Fachmessen in Europa.

«Oh Gott, was habe ich ein Glück!» jubelte ich.

Ich schrieb meinem Onkel einen Brief. Noch bevor er ihn erhalten haben konnte, rief mich Frau Kügler zu sich. Sie hatte ein Paket aus der Türkei für mich. Es war zu mehr als zwei Dritteln leer.

«Es war offen, als es ankam», erklärte Frau Kügler. «Vermutlich war es nicht richtig verpackt, so dass Dinge verloren gegangen sind.»

Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die stabile Holzkiste mit Gewalt geöffnet worden war. Die paar übriggebliebenen Dinge waren wunderbar – gebrannte Mandeln, mit Zuckerguss überzogene Nüsse und Halva. Ich lud Ilse, Suse und ein paar andere Mädchen ein, die Köstlichkeiten mit mir zu teilen. Sie waren in Windeseile verzehrt, doch ich war so glücklich darüber, ein Paket aus der Türkei bekommen zu haben, dass es mir nichts ausgemacht hätte, wenn ich überhaupt nichts davon gekostet hätte.

Frau Kügler drängte mich, den Empfang des Paketes zu bestätigen. Ihre Ungeduld verstärkte meinen Verdacht, dass sie und der Direktor es aufgebrochen hatten. Als Reaktion auf meine Briefe trafen neue Pakete aus der Türkei ein, allerdings waren sie jedesmal geöffnet und halb leer.

Der Mai kam, mein Lieblingsmonat.

Als ich am Morgen meines neunzehnten Geburtstages erwachte, umarmte mich Ilse und wünschte mir «Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag». Sie führte mich zu unserem Tisch, wo auf einem Zierdeckchen, das aus Packpapier aus der Fabrik gemacht war, eine weiße Porzellantasse stand, die Ilse von einem der Mädchen geborgt hatte. Und meine Scheibe Brot war mit Margarine bestrichen! Dies war in der Tat ein besonderes Vergnügen, denn Margarine gab es sonst nur an Sonntagen. Ilse hatte sie von ihrem Brot heruntergekratzt und für mich aufgehoben.

Ich erhielt an jenem Geburtstag wundervolle Geschenke, kostbarer und schwerer zu beschaffen als alle, die ich jemals bekommen werde: Schnürsenkel, die aus Fabrikgarn gefertigt waren; drei Haarspangen, die aus dem Draht gemacht waren, mit dem die Spulen über dem Webstuhl aufgehängt wurden; ein Paar Strümpfe, das noch nicht so häufig gestopft war; ein neues Kopftuch, oder besser ein aus einem Viereck geschnittenes Dreieck – das Mädchen, das es mir schenkte, trug die zweite, ausgeblichenere Hälfte auf dem Kopf; und ein Blumensträusschen, das die Mädchen durch den Stacheldraht hindurch aus dem Garten des Direktors gepflückt hatten. Alle waren einfach phantastisch zu mir!

Am Nachmittag trafen zwei Pakete von Abek ein: eines mit Kleidung und Lebensmitteln, das andere mit Büchern. Über letzteres freute ich mich besonders. Auf dem Boden der Schachtel lagen getrocknete Blumen.

Ich zerbrach mir den Kopf, auf welche Weise ich mich den Mädchen erkenntlich zeigen könnte. Plötzlich kam mir eine Idee. Als ich Frau Kügler fragte, ob ich ein Theaterstück inszenieren dürfe, war sie von dem Vorschlag begeistert. Sie war

selbst gelangweilt und hiess eine Abwechslung willkommen. Also schrieb ich nachts im Waschraum eine kleine Satire.

Als ich den Mädchen mein Vorhaben ankündigte, lebte das ganze Lager vor gespannter Erwartung auf. Freiwillige übernahmen Rollen. Ein Mädchen besass eine wunderschöne Stimme; sie sang klassische Stücke. Zwei Mädchen boten an, einen Seemannsketch aufzuführen; eines von ihnen hatte Ballett studiert.

Mein Stück zeigte Ilse und mich als alte, strickende Grossmütter, die sich an die alten Zeiten in Bolkenhain erinnern und über die Mädchen klatschen; dabei liessen wir keine Schwäche oder Eigenart aus und prophezeiten natürlich allen eine glänzende Zukunft. Frau Kügler machte das Stück solchen Spass, dass sie Tränen lachte. Hier und da streute ich ein vielsagendes Wort auf polnisch ein, das nicht für deutsche Ohren bestimmt war. Die Mädchen quietschten vor Vergnügen.

Als unsere beiden Enkelinnen auftraten – eine davon Suse – und wir ihnen etwas aus unserem Leben erzählen wollten, zwinkerten sie sich verschwörerisch zu.

«Komm, lass uns lieber über unsere Verehrer reden», flüsternten sie, unsere Schwerhörigkeit ausnutzend. «Die Alten übertreiben gern ein bisschen.»

Ilse und ich strengten uns an, um ihre Bemerkung aufzuschnappen, und lächelten uns wissend zu, als die Enkelinnen von der Bühne abgingen. Das Stück war zu Ende. Einen Moment lang herrschte Totenstille, bevor orkanartiger Applaus ausbrach.

Wir wussten, dass unsere Botschaft verstanden worden war. Nach dem Spass und der Heiterkeit hatten wir mit unserem hoffnungsvollen Ausblick genau den richtigen Ton getroffen. Ein

normales Leben mit Kindern und Enkelkindern, die in einer Welt leben konnten, in der unsere Erfahrungen zu absurd klangen, um glaubwürdig zu erscheinen – das war unser sehnlichster Wunsch.

Man drängte mich, für die Sonntage weitere Aufführungen zu arrangieren. Ich verbrachte viele Nächte schreibend im Waschraum. Ich ging ganz in meiner neuen Beschäftigung auf. Ich liebte den Applaus in meinen Ohren. Ich liebte die einzelne brennende Glühbirne auf der improvisierten Bühne, während der übrige Raum im Dunkeln lag. Ich liebte es, im Scheinwerferlicht zu stehen. Ich liebte es, meine Stimme in der gespannten Stille zu hören. Doch am meisten liebte ich die emporgerichteten Gesichter zwischen den Betten, das Lächeln und das spontane Gelächter, das Wissen, dass es in meiner Macht lag, den Mädchen eine Stunde Freude zu bereiten und ihnen vergessen zu helfen.

Wenn ich auf jene Zeit zurückblicke und an die glücklichen Gesichter denke, dann erinnere ich mich auch daran, wie erbärmlich wenigen es vergönnt war, die Freuden der Freiheit zu erleben. Wenn ich an die Wälder der Tschechoslowakei denke, wo die meisten von ihnen in anonymen Gräbern liegen, danke ich Gott, dass ich die Gabe besass, sie vergessen zu lassen. Wenn ich mich mit den wenigen Überlebenden treffe und sie mich an jene Vorstellungen erinnern, empfinde ich auch heute noch demütige Dankbarkeit. Ich weiss, dass dies die grösste Leistung war, die ich in meinem Leben vollbracht habe.

Anfang Juni begannen Arbeiter, am äussersten Ende unseres Hofes eine Baracke zu errichten. Frau Kügler informierte uns, dass in Kürze weitere fünfzig Mädchen eintreffen würden. In den folgenden Tagen lebten wir in fieberhafter Erregung. Würden wir unter den Neuen Bekannte treffen? Endlich kam der

mit Spannung erwartete Tag. Gleich nach der Arbeit eilten wir alle zu der Baracke, um die neuen Mädchen zu begrüßen. Die meisten stammten aus der Umgebung von Sosnowitz. Wir wollten unbedingt erfahren, was draussen in der Welt passierte, und die Neuen konnten es natürlich kaum erwarten, etwas über das Lagerleben in Bolkenhain zu hören. Sie berichteten, dass mehr und mehr Leute nach Auschwitz transportiert würden, dass sich die politische Lage zu Ungunsten der Deutschen gewandelt hätte, dass die Engländer in zunehmendem Masse deutsche Städte bombardierten. Letzteres stimmte uns hoffnungsvoll; wir beteten, dass es der Wahrheit entsprach.

Die neuen Mädchen wurden, wie wir zuvor, von Meister Zimmer angelernt; nach einer Woche kamen sie zu uns in die Fabrik.

Gegen Ende Juni wurde uns ganz plötzlich und ohne Vorwarnung unsere Post nicht mehr ausgehändigt, und wir durften nicht mehr schreiben. Wir fanden bald den wahrscheinlichen Grund dafür heraus: An der Ostfront stand es schlecht für die Deutschen. Wir mussten unsere Webstühle häufig wegen Garnmangel mitten in der Produktion abschalten. Die Maschinen standen tagelang still. Schliesslich wies man uns an, die unfertigen Stoffballen zu entfernen und die Webstühle zu reinigen. Es gab nicht genug Rohstoffe, also auch keine Arbeit. Man behauptete, wir hätten nicht genug produziert und dürften zur Strafe keine Post empfangen. Eintreffende Post gelangte nicht zu Frau Kügler, sondern wurde vor der Fabrik verbrannt. Wir mussten seltsame Arbeiten wie Fensterputzen oder Maschinenölen verrichten. Meister Zimmer lief herum wie ein wilder Tiger und schlug jede, die ihm in die Quere kam. Er hatte dies nie zuvor getan.

Ende Juli erhielten wir ohne erkennbaren Grund plötzlich wieder Post. Ich bekam einen Brief von Abek; offensichtlich hatte er häufig geschrieben, ohne je Post von mir zu empfangen.

Abeks nächster Brief traf etwa eine Woche später ein. Er schrieb, dass er Bielitz in Kürze verlassen müsse und in ein anderes Lager verlegt werde. Für den Fall, dass er danach nicht mehr schreiben könne, wolle er mich wissen lassen, dass er mich ewig lieben würde; und falls er sterben sollte, würde mein Name das letzte Wort auf seinen Lippen sein. Wie merkwürdig, deprimierend und pessimistisch sein Brief klang!

Ich fühlte mich elend. Plötzlich bedeuteten mir seine Briefe mehr, als ich mir je eingestanden hatte, und als keine mehr kamen, holte ich die alten hervor und las sie wieder und wieder. Ich liess diejenigen aus, in denen er schwach und entmutigt klang. Die besten seiner alten Briefe erschienen mir nun kostbar und wundervoll. Ich vermisste ihn und dachte die ganze Zeit an ihn. Abek, wie er mir, ungeachtet meiner Launen, monatelang schrieb, ohne überhaupt zu wissen, ob ich seine Post bekam; Abek, wie er mir Pakete schickte, die für ihn grosse Entbehrungen bedeuteten. Wie viele Nächte hatte er malen müssen, um die Sachen zu kaufen, die er mir geschickt hatte? Dafür musste ich ihn einfach lieben, redete ich mir unablässig ein.

Eines heissen Tages im August 1943 sahen wir Uniformierte durch die Fabrik marschieren. Der Direktor wirkte erregt. Wir wurden auf den Hof zitiert, in drei Gruppen geteilt und darüber aufgeklärt, dass wir Bolkenhain verlassen würden.

Kapitel 7

Wie anders hatte ich mir meine Abreise vorgestellt – mit weit geöffneten Toren in die Freiheit –, und wie gerne wäre ich bis Kriegsende in Bolkenhain geblieben!

Als wir uns auf dem Hof versammelten, hörten wir aus einem Gespräch zwischen dem Direktor und Frau Kügler die Worte «Landeshut» und «Märzdorf». Die Namen liessen uns erleichtert aufatmen, wussten wir doch, dass sich in beiden Städten Tochtergesellschaften von Kramsta-Meschner & Frahne befanden, der Firma, für die wir arbeiteten. Während unseres Aufenthalts in Bolkenhain waren kistenweise Stoffballen angeliefert worden, aus deren Etiketten hervorging, dass sie aus einer der beiden Städte stammten. Für uns klangen die Namen so vertraut, als würden wir die Orte zeit unseres Lebens kennen. «Gott sei Dank», flüsterten wir uns zu, «müssen wir nicht ins Dulag zurück. Sie lassen uns arbeiten. Das bedeutet, dass wir leben werden.»

Ilse und ich fassten uns an den Händen und wurden gemeinsam der Märzdorfer Gruppe zugeteilt. Suse und Lotte gehörten ebenso wie Frau Berger und Litzi zu denjenigen, die nach Landeshut geschickt wurden. Wir hatten keine Ahnung, ob Frau Kügler eine der beiden Gruppen begleiten würde.

Nachdem wir uns zum Abschied alle umarmt hatten, stiegen wir eine nach der anderen auf die uns zugewiesenen Lastwagen. Während sich das Tor öffnete, herrschte Stille; dann sprangen dröhnend die Motoren an. Mit dem unvermeidlichen Krachen der Gangschaltung und einem Ruck machten wir uns auf den

Weg. Ich schaute zu dem Zaun zurück, an den ich mich so viele Male in verzweifelter Gebet geklammert hatte. Aus der Entfernung wirkte er gar nicht mehr so einengend. Unser Lastwagen bog in die Hauptstrasse des Städtchens ein, das wir nur ein einziges Mal gesehen hatten – am Abend unserer Ankunft vor über einem Jahr.

Nach mehrstündiger Fahrt befanden wir uns am späten Nachmittag auf einem dunklen Waldweg. Tiefhängende, duftende Kiefernzweige streiften unsere Gesichter. Es wurde immer finsterner.

Ilse ergriff meine Hand und flüsterte: «Gerda, ich habe Angst.» Ich antwortete nicht, wenngleich ich nur allzu gut verstand, was sie meinte. Die Stille des Waldes hatte etwas Furchteinflößendes an sich. Wo waren die alliierten Flugzeuge, die angeblich Deutschland zerstörten? Wo waren unsere Befreier? Die Felder, an denen wir im Laufe des Tages vorbeigekommen waren, hatten ertragreich ausgesehen, das Vieh wohlgenährt. Die Bäume in den Obstgärten hingen voller Früchte. Die Dörfer wirkten ruhig. Deutschland leidend und hungernd? Offenbar waren nur wir es, die litten.

Die Scheinwerfer des Lastwagens warfen einen dünnen Lichtstrahl auf die Strasse vor uns.

«Gerda», flüsterte Ilse wieder.

«Ich habe auch Angst», unterbrach ich sie, da ich nicht wusste, wie ich sie trösten sollte. Sie fing an zu weinen und schlug die Hände vors Gesicht.

Es muss etwa gegen zehn Uhr abends gewesen sein, als wir Märzdorf erreichten und zum ersten Mal die hoch in den Himmel ragenden Fabrikschornsteine sahen. Wir waren insgesamt rund dreissig Mädchen, und ich spürte, dass sich alle vor dem fürchteten, was vor uns lag.

Der Lastwagen fuhr auf den Fabrikhof, der an drei Seiten von sechsstöckigen Gebäuden begrenzt war; an der vierten Seite befanden sich ein hoher Stacheldrahtzaun und ein Tor, das von einem SS-Mann bewacht wurde. Wir wurden von der neuen Lagerführerin in Empfang genommen, einem etwa achtzehn, neunzehn Jahre alten grossen, blonden, vulgär wirkenden Mädchen. Bei unserer Ankunft war sie mitten in einer Tirade an die Judenälteste, einer schlampigen, kuhäugigen Frau. Mir rutschte das Herz in die Hose. Dies war keine Frau Kügler, keine Frau Berger, die sich furchtlos vor ihre Mädchen stellte. Dies war etwas anderes, etwas völlig anderes. Die Lagerführerin zählte uns mit ihrer Peitsche; dabei fiel mir auf, dass sie an jedem ihrer kurzen, roten Finger einen Ring trug. Wie abstossend sie war!

Nach dem Appell wurden wir in die sechste Etage eines der Gebäude getrieben. Im Vorbeigehen nahm ich wahr, dass die übrigen Stockwerke mit mir unbekanntem Maschinen ausgestattet waren. Bei einigen schien es sich um Webstühle zu handeln, insgesamt jedoch unterschied sich diese Fabrik sehr von der in Bolkenhain; hier wirkte alles alt und heruntergekommen. Im obersten Stockwerk wurde eine schwere Eisentür geöffnet, und wir blickten in einen grossen, düsteren Raum, der mit eng beieinanderstehenden Reihen dreistöckiger Betten vollgestopft war. Aus einigen der Kojen schossen Köpfe hoch. «Wo seid ihr her?» wurden wir gefragt. Sofort füllte sich der ganze Saal mit Leben und hallte von Stimmengewirr wider.

«Ruhe!» schrie die Lagerführerin krächzend, wobei sie ihre Peitsche gegen ein Bettgestell knallen liess und wild um sich schlug. Wenig später herrschte Ruhe. Ilse und ich hatten wieder das Glück, benachbarte Kojen in der Nähe eines Fensters zugewiesen zu bekommen. Wir wurden ins Bett geschickt, konnten

jedoch nicht einschlafen. Ich drehte mich auf den Bauch und schaute aus dem Fenster auf den Fabrikhof. Aus unserer Höhe wirkte er winzig. Der Gedanke an die von aussen verriegelte Eisentür lastete schwer auf mir. Es gab kein Entrinnen von hier!

Als ich gerade am Einnicken war, hörte ich Ilse nach mir rufen. Ich war zu müde, um zu antworten, konnte jedoch anschliessend nicht mehr einschlafen. Ich starrte aus dem Fenster. Eine in den Himmel geschossene Leuchtrakete tauchte die Landschaft in ein gespenstisches Licht. Ich schaute zu Ilse hinüber; sie schlief.

Vielleicht sind das die Engländer, dachte ich hoffnungsvoll; vielleicht werfen sie eine Bombe ab. Was würde passieren, wenn sie es täten? Wir sässen hier im sechsten Stock in der Falle! Der Lichtschein verschwand wie ein Traum.

Am Morgen wurden wir von einem schrillen «Auf! Auf!» und einer gegen die Betten knallenden Peitsche geweckt. Die Stimme gehörte einer Frau, die schlicht Frau Aufsicht genannt wurde, weil sie uns auf dem Weg zu und von der Arbeit beaufsichtigte. Wir erfuhren, dass sie früher Gefängniswärterin gewesen war. Sie war klein und dünn und immer in Grau gekleidet; ihr Gesicht, ihre Augen, ihr Haar – alles an ihr war grau. Sie schien keine Lippen zu haben, und ich sah sie kein einziges Mal lächeln. Sie war ein Wesen, das zum Hassen und Gehasstwerden geboren war. Sie gebrauchte ihre Peitsche und Flüche, als seien sie die einzige Sprache, die wir verstehen könnten.

Märzdorf war schlecht organisiert. Einschliesslich unserer Gruppe waren dort ungefähr einhundert Mädchen interniert, von denen jedoch nur wenige einer geregelten Arbeit nachgingen, wie das in Bolkenhain der Fall gewesen war. Jeden Morgen nach dem Frühstück, das aus einem Brocken Brot und bitterem

Ersatzkaffee bestand, führte uns Frau Aufsicht auf den Hof, wo wir zum Appell antreten mussten. Anschliessend erschienen verschiedene Aufseher und suchten willkürlich eine Reihe von Mädchen heraus, die jede Art von Arbeit verrichten mussten, die gerade anlag. Es war wie ein Sklavenmarkt.

Gelegentlich befahl die blonde Lagerführerin mit den beringten Fingern drei oder vier Mädchen, einen Kinderwagen zu ziehen, in dem sie selbst sass. Während der Rikschafahrt über den Hof liess sie ihre Peitsche auf die Rücken der Mädchen niedersausen.

Am ersten Tag wurde ich mit vier weiteren Mädchen in eine Maurerstaffel eingeteilt. Wir marschierten hinter die Fabrik, wo Bauarbeiten im Gange waren. Auf dem Boden war ein hoher Stapel Backsteine aufgeschichtet. Man wies uns an, uns in einer Reihe aufzustellen und die Steine von Hand zu Hand weiterzuwerfen, bis sie zu einem Mann gelangten, der augenscheinlich ein erfahrener Maurer war. Am Anfang dachte ich, ich könnte diese Arbeit niemals bewältigen. Die Steine kamen zu schnell, ihr Gewicht ermüdete meine Arme, zerrte an meinen Händen und drohte, meine Finger zu zerquetschen. Bald begannen meine Schultern zu schmerzen, und als ich einmal einen Stein verpasste, fiel er mir auf den Fuss. Ich spürte, wie mir vor Schmerz die Tränen in die Augen stiegen, und fragte mich, wie ich diesen Tag überstehen sollte. Bald jedoch gewöhnte ich mich an den Rhythmus, so dass mir die Arbeit leichter von der Hand ging.

Als wir am Abend zu unserer Unterkunft zurückmarschierten, fühlte ich mich todmüde; die frische Luft, die ungewohnte Arbeit und die Aufregung der vergangenen beiden Tage hatten mich erschöpft. Ich wollte nur noch schlafen.

Das Steineschleppen war noch eine vergleichsweise leichte Arbeit. Was jeder fürchtete, war die Flachsabteilung, und es dauerte nicht lange, bis ich erfuhr, warum.

Wir waren eine Woche lang in Märzdorf, als ich für Arbeiten innerhalb der Fabrik eingeteilt wurde; ich musste empfindliche Teile von zerlegten Maschinen reinigen und ölen. Ich war froh über die Abwechslung, denn ich konnte bei der Arbeit sitzen. Ausserdem regnete es.

Ich reinigte gerade kleine Schrauben, als ich spürte, dass mich jemand beobachtete. Mein Unbehagen wuchs, als ich aus den Augenwinkeln den blauen Stoff eines Aufseherkittels wahrnahm. Kurz darauf hörte ich eine Stimme über mir.

«Gut gemacht», sagte der Aufseher, während er einige Schrauben kontrollierte.

Ich hob überrascht den Kopf, denn es kam wahrlich selten vor, dass man gelobt wurde.

Als nächstes stellte er mir eine heikle Frage: «Hast du Hunger?»

Ich konnte schlecht ja sagen und die Deutschen damit bezichtigen, mich schlecht zu behandeln. Andererseits wollte ich auch nicht nein sagen, da ich wirklich Hunger hatte. Also sagte ich einfach: «Ich esse im Lager.»

«Komm schon! Du bekommst da doch sicher nicht genug zu essen», lockte er in väterlichem Ton.

Ich fuhr fieberhaft mit Reinigen fort, während mir abenteuerliche Gedanken durch den Kopf schossen. Vielleicht war der Mann gar kein Nazi; vielleicht war er einer der Partisanen aus dem Untergrund. Meine Wangen glühten, meine Lippen zitterten, während meine Hände mechanisch weiterpolierten.

«Du bekommst doch bestimmt nicht genug zu essen», beharrte er.

Ich wünschte, er wäre gegangen, aber er blieb stur stehen.

«Vielleicht Brot und Butter», schlug er vor. «Äpfel, Wurst, warme Suppe.»

Die Worte kamen ihm so leicht über die Lippen, dass ich die hinterhältige Wahrheit erkannte. Er war kein Partisan; denn wenn er mir wirklich hätte helfen wollen, hätte er mich nicht verspottet.

In schmierigem, niederträchtigem Ton fuhr er fort: «Und für all diese Dinge verlange ich nicht viel von dir ...»

«Was?» forderte ich.

Seine Stimme änderte sich abrupt. «Stell dich doch nicht dumm! Man könnte ja meinen, du bist eine Dame.»

Obwohl ich am Rande eines Tränenausbruchs war, starrte ich ihn mit all dem Hass an, den ich aufbringen konnte, und machte mit meiner Arbeit weiter. Es gab so viel, was ich ihm am liebsten erwidert hätte, aber ich wusste, dass mein Leben in seinen Händen lag. Selbst sein Schweigen ängstigte mich. Aus den Augenwinkeln sah ich ihn da stehen und mich beobachten, wie die Katze eine Maus beobachtet.

Er wandte sich zum Gehen, zögerte und kam zurück.

«Es wird dir noch leid tun», zischte er, bevor er verschwand.

Er hätte mich mit Gewalt nehmen können, er hätte mich bei der Lagerführerin anschwärzen können, und ich wäre nach Auschwitz abgeschoben worden; doch er zog es offensichtlich vor, meinen Widerstand zu brechen. Von diesem Tag an wurde Märzdorf für mich zur Hölle.

Am nächsten Morgen wurde ich in die Flachsstaffel eingeteilt. Wir marschierten zu dem an die Fabrik angrenzenden Güterbahnhof. Dort wartete ein Zug auf uns, dessen Waggons hoch mit Flachsbündeln beladen waren. Ein riesiger Kran hob die

Bündel eines nach dem anderen aus den Waggonen und liess sie im Abstand von zehn, fünfzehn Sekunden fallen. Ein menschliches Fließband beförderte sie zur Scheune weiter. Dort wurden sie aufgestapelt, bis sie eine Höhe von drei, vier Stockwerken erreichten.

Der Kranführer warf die Flachsbindel systematisch, genau und mit grausamer Präzision ab. Es kümmerte ihn nicht, wie wir unter der fallenden Last schwitzten. Dem Kranführer waren die zerbrechlichen Mädchen völlig gleichgültig, die mit dem unmenschlichen Tempo mithalten mussten und deren Arme durch die stechenden Halme blutig, geschwollen und entzündet waren. Der aufwirbelnde Staub reizte Augen und Wunden und erschwerte das Schlucken und Atmen. Wir hatten das Gefühl, als würde der Boden unter unseren Füßen nachgeben.

Dies war die gefürchtete Flachsabteilung. Allmählich leerten sich die Güterwaggonen; die Stapel in den Scheunen wuchsen.

An meinem ersten Tag hatten wir Gesellschaft. Aus einem nahegelegenen Gefängnis wurden vier Frauen gebracht, um einen halben Tag mitzuarbeiten – für sie eine harte Strafe. Ich fragte mich, ob sie wegen Mordes verurteilt waren. Der Art und Weise nach, wie sie fluchten, hätte es mich nicht gewundert! Sie sagten, dass sie lieber in Einzelhaft gesperrt worden wären. Ich verstand ihre Wahl.

Der Tag zog sich hin, ging aber schliesslich doch zu Ende. Wir wurden zu unserem Quartier zurückgebracht. Schweiß vermischte sich mit Blut, und unsere Körper waren mit feinem Flachsstaub bedeckt. Unsere Augen waren gerötet, unsere Kehlen ausgetrocknet.

Ich hatte nicht mal das Bedürfnis, mich zu waschen oder etwas zu essen; ich wollte einfach nur schlafen. Doch der Tag war

noch nicht vorüber. Kurz nachdem wir uns hingelegt hatten, ging Frau Aufsicht durch die Bettreihen und brüllte einige von uns an: «Los, du dreckiges, faules Schwein, aufstehen! An die Arbeit!»

An die Arbeit? Es war Nacht! Ja, an die Arbeit. Und ich gehörte zu den Unglücklichen, die es traf. Der Aufseher hielt Wort!

Wir wurden wieder auf den Warenumschlagplatz gebracht, dieses Mal, um Kohle zu entladen. Ich stand auf einem Güterwaggon, unter meinen Füßen ein schwarzer Kohleberg, und schippte mit einer schweren Schaufel Kohle auf einen Haufen auf dem Bahnsteig. Von dort wurde die Kohle von müden Händen in runde Körbe geschaufelt; andere trugen die schweren Körbe auf dem Rücken ins Lager.

Es gab kaum Pausen. Auf meinen Fingern bildeten sich Blasen. Meine Hände und meine Kleidung waren rabenschwarz. Meine Kehle fühlte sich trocken an. Als ich mich räusperte, kam schwarzer Speichel. Ich sah die Eisenbahnsignale von Rot auf Grün springen. Die Schienen schimmerten silbrig im Mondlicht; sie faszinierten mich. Auf meine Schaufel gestützt, startete ich nach unten, wobei mir völlig bewusst war, dass ich dieses Leben nicht lange würde durchhalten können. Die Tage mit Flachs, die Nächte mit Kohle – ich wusste nun, was der Aufseher gemeint hatte, als er sagte: «Es wird dir noch leid tun.»

Ich könnte warten, bis sich ein Zug nähert, und dann springen. Wie schnell wäre es vorbei, dachte ich. Ein paar Sekunden, danach ewige Stille. Kein Appell mehr, keine schreckliche Lagerführerin mehr, kein grinsender Aufseher, der mich mit einer Suppe und einem Stück Brot zu kaufen versucht, kein Flachs mehr, keine Kohle mehr. Nur ein kurzer, stechender Schmerz und dann ... Stille.

Während ich auf die Schienen starrte, hatte ich ein seltsames Gefühl im Nacken. Plötzlich wusste ich, warum es mir so bekannt vorkam. Ich erinnerte mich an meine Selbstmordgedanken damals am Fenster, kurz nach Arthurs Abreise, als Papa mich im Nacken gepackt hatte, damit ich ihm in die Augen schauen musste, und mich hatte schwören lassen, dass ich niemals aufgeben würde. Eigenartig, dass sich mein Nacken ausgerechnet in dem Augenblick bemerkbar machte, als Tod der einzige Ausweg zu sein schien!

Der Hauptbahnhof vor uns erwachte mit Lichtern und Pfiffen zum Leben. Ein Zug schnaufte langsam vorbei. Hinter zugezogenen Gardinen konnte man gedämpfte Schmerzensschreie hören. Wir schlossen daraus, dass es sich um einen Lazarettzug mit verwundeten Deutschen handelte. Nicht mal das Wissen, dass auch Deutsche litten, konnte meine Stimmung heben. Während ich dem Zug nachschaute, tat mir nur leid, dass ich meinem Vater jenes Versprechen gegeben hatte.

Bei Tagesanbruch waren die Kohlewaggons leer, und wir marschierten in unsere Unterkunft zurück. Wir durften uns nicht mal waschen, und es schienen nur Sekunden verstrichen zu sein, bis wir wieder geweckt wurden. Erneut wurde ich in die Flachsabteilung geschickt.

Der gleiche, nie enden wollende Tag folgte, und danach eine weitere Nacht mit Kohle. Flachsstaub, Kohlestaub, Blut und Schweiss vermischten sich zu einer dicken Kruste, die meinen ganzen Körper bedeckte. Nur eine Handvoll Mädchen wurde sowohl für die Tag- als auch die Nachtschicht eingeteilt, aber ich war immer darunter.

Ilse war ängstlich um mich besorgt. Sie hob den grössten Teil ihrer mageren Ration für mich auf.

«Du musst so viel wie möglich essen», beharrte sie.

Endlich wurde es Sonntag. Wir mussten nicht arbeiten. Den verhassten Flachs los zu sein war ein herrliches Gefühl. Im sechsten Stock eingeschlossen, sassen wir auf Ilses Bett und schauten auf die entfernten Hügel.

«Wie lange wirst du das aushalten?» fragte Ilse sanft.

Ich wusste, dass sie von mir eine beruhigende Antwort erwartete, konnte jedoch nichts weiter sagen als: «Ich weiss es nicht.»

In jener Nacht trafen wieder Kohlezüge ein, und ich wurde natürlich zum Entladen eingeteilt. Im Laufe der Nacht wurde es kühler. Mehrere Güterzüge fuhren vorbei, aus denen mattes Stöhnen und Betteln um Wasser zu uns durchdrangen; in jenen Zügen befanden sich Juden auf ihrer letzten Reise nach Auschwitz. Die Züge brausten an uns vorbei; mit traurig blinkenden Rücklichtern rollten sie in die Nacht, und mit ihnen verschwanden Tausende von Leben.

Nach weiteren vier Tagen und Nächten im Einsatz war ich mit meinen Kräften fast am Ende. Ich wurde immer stumpfsinniger. Ich empfand keinerlei Befriedigung mehr darüber, dem Aufseher meinen Stolz zu zeigen. Die Gleise wurden jede Nacht anziehender, das Versprechen, das ich Papa gegeben hatte, bedeutungsloser. Ich war nicht mehr ich selbst. Am Donnerstag jener Woche erzählte ich Ilse abends, dass ich es nicht mehr aushalten könne.

Sie drückte schweigend meine Hand. Als ich am nächsten Morgen wieder zur Flachsstaffel eingeteilt wurde, spürte ich Ilses Hand in der meinen. Sie war entweder ebenfalls ausgesucht worden, oder sie hatte mit jemandem getauscht.

Da der Flachszug an jenem Freitag nicht pünktlich eintraf, wurden wir in einen Sumpf geführt, wo wir Flachsbündel öffnen und im Wasser ausbreiten mussten. Mein Rücken schmerzte

höllisch, denn wir mussten die Arbeit kriechend verrichten. Die Stechmücken frassen uns fast auf.

Plötzlich erschien Frau Aufsicht und fragte, wer in Bolkenhain die Nummer zweiunddreissig gehabt habe. Zweiunddreissig war Ilses Nummer gewesen. Ich sah, wie ihre Hand eine Sekunde lang zuckte; statt sich jedoch zu melden, gab sie mir ein Zeichen, meinen Arm zu heben.

«Das ist ihre Nummer!» rief sie, auf michweisend.

Ich wusste, was sie beabsichtigte, doch meine Gedanken waren noch nicht ganz klar. Ich hörte nur, wie mich Frau Aufsicht anbrüllte: «Du Dummkopf, weisst du nicht mal deine eigene Nummer?»

Ich wurde von einem Wachmann abgeführt, bevor ich ein Wort mit Ilse wechseln konnte.

Als wir auf dem Fabrikhof eintrafen, entdeckte ich dort zu meiner grossen Erleichterung Direktor Keller aus Bolkenhain. So sehr ich ihn auch immer gehasst hatte, nun war ich froh, ihn zu sehen. In seiner Nähe standen ein paar Mädchen, die alle zuvor in Bolkenhain gearbeitet hatten. Als ich zu der Gruppe geführt wurde, sah ich Ilse kommen. Ihre Augen waren vor Angst weit aufgerissen. Ihre Kleidung war durchnässt und schmutzig. Sie zitterte. Frau Aufsicht zischte ihr zu, was sie hier zu suchen habe; doch Ilse ignorierte sie einfach, rannte direkt auf den Direktor zu und warf sich ihm bettelnd zu Füssen – die schüchternen, furchtsame Ilse! Der Direktor schien amüsiert. Frau Aufsicht hob ihre Peitsche, liess sie aber auf ein Zeichen des Direktors hin wieder sinken.

«Was willst du?» fragte er Ilse schliesslich in strengem Ton.

Händeringend wies Ilse in meine Richtung und stammelte: «Meine Schwester, meine Schwester!»

Der Direktor wandte sich mir zu. «Du hast in Bolkenhain an

vier Webstühlen gearbeitet. Eigentlich sollte dein Name auf der Liste stehen.»

Frau Aufsicht begann, die Namen zu überprüfen, wurde jedoch vom Direktor unterbrochen.

«Beide können mitkommen», sagte er ungeduldig. Er musterte uns stirnrunzelnd. «Geht euch waschen, ihr seht aus wie Schweine.»

Wir fassten uns an den Händen, rasten mit neu gewonnener Energie in den sechsten Stock, wuschen uns hastig und rafften unsere Sachen zusammen.

Ein Lastwagen fuhr auf den Hof. Ilse und ich und zehn weitere Mädchen standen bereit. Unser Ziel hiess Landeshut. In Sekundenschnelle waren wir auf den Lastwagen geklettert. Warum, warum dauerte es bloss so lange, bis es losging? Nach einer Ewigkeit öffnete sich endlich das schwere Tor, und der Laster brauste davon. Ich war so sehr von dem Wunsch besessen, so weit wie möglich von Märzdorf wegzukommen, dass ich kaum wahrnahm, dass es zu regnen begann. Als der Lastwagen auf der bergigen Strasse höher und höher kletterte, erkannte ich, dass wir Richtung Südwesten fuhren. Während es draussen immer kühler wurde, sassen Ilse und ich mehrere Stunden lang händehaltend beisammen, ohne ein Wort zu sagen. Ich hatte ihr noch nicht dafür gedankt, was sie für mich getan hatte – für das Risiko, das sie eingegangen war. Mir fehlten die Worte.

Am Abend hielt der Lastwagen vor einem Gebäude an, das wie ein grosser Stall aussah. Eine vertraute Stimme drang durch den Regen und die Dunkelheit an mein Ohr.

«Rein mit euch! Los, schnell!»

Wir stiegen die von einer einzelnen schwachen Glühbirne erleuchteten Stufen hinauf; oben empfing uns Frau Kügler mit einem schnarrenden «Rein, rein!» Hinter ihr standen Frau Berger

und Litz; und dahinter entdeckte ich Suse. In der Küche stellte eine strahlende Lotte dampfende Schüsseln mit etwas köstlich Aussehendem und ebenso köstlich Riechendem auf den geschrubhten Tisch. Ich hatte einen Kloss im Hals. Wir umarmten und küssten uns wieder und wieder. Dies war zu Hause! Der in ein Lager umgewandelte Stall mit den vertrauten dreistöckigen Betten wirkte so liebenswert und sicher. Die meisten Mädchen kannten wir bereits aus Bolkenhain. Suse nahm Ilse und mich beiseite und führte uns zu zwei freien Betten auf der untersten Etage.

«Ich schlafe direkt daneben», erklärte sie. Aus ihrem strahlenden Lächeln war leicht abzulesen, wie glücklich sie war. Überall im Raum herrschte Unruhe, alle redeten durcheinander. Schliesslich wurden die Lichter gelöscht. Ich ergriff Ilse Hand.

Märzdorf lag hinter uns, aber ich sah immer noch die im Mondlicht lockenden silbrigen Gleise vor mir.

Ich muss wohl laut gemurmelt haben: «Ich bin froh, dass ich nicht gesprungen bin.»

«Was hast du gesagt?» fragte Ilse im Halbschlaf.

«Ich bin froh», antwortete ich. Händehaltend schliefen wir ein.

Kapitel 8

Die Weberei in Landeshut war eine Filiale der Fabrik in Bolkenhain. Direktor Keller inspizierte den Betrieb regelmässig; wir erfuhren, dass er für alle Webereien der Firma Kramsta-Meschner & Frahne zuständig war. Wenngleich das Leben in Landeshut anstrengender als in Bolkenhain war, erschien es uns doch im Vergleich zu Märzdorf wie das Paradies. Wir arbeiteten ausschliesslich in der Nachtschicht, von sechs Uhr abends bis sieben Uhr morgens; um Mitternacht hatten wir eine Stunde Pause, während der wir in unserer Unterkunft einen Teller Suppe essen konnten. Tagsüber arbeiteten Deutsche in der Fabrik. Wir webten weisse Seide für Fallschirme und wurden nachdrücklich darauf hingewiesen, dass Fehler als Sabotageversuch eingestuft würden. Vier Webstühle gleichzeitig zu bedienen, war äusserst schwierig, da die Tausende von feinen Seidenfäden wie flüssiges Silber schimmerten und das von oben einfallende Licht millionenfach reflektierten; es war kaum zu erkennen, wenn ein Faden riss und sich im Stoff verhedderte. In jenen zehn Monaten Nachtschicht in Landeshut litten meine Augen erheblich; sie waren ständig gereizt und juckten gnadenlos.

Der Filialleiter, der als «Herr Betriebsführer» angesprochen wurde, war nicht älter als fünfundzwanzig. Er war klein, untersetzt und blond, hatte ein blaues und ein braunes Auge und hinkte. Vor dem Krieg hatte er in der Firma vermutlich eine untergeordnete Stellung als Buchhalter innegehabt. Durch den ge-

genwärtigen Arbeitskräftemangel, oder weil er ein besonders überzeugter Nazi war, war er in eine Position aufgestiegen, für die er zwar ungeeignet war, die er aber umso mehr genoss. Er redete mit uns, als ob wir alle geistig minderbemittelt wären, und unterstrich jede Anweisung mit der Bemerkung: «Und wenn ihr nicht gehorcht, ihr wisst, ich habe einen grossen Stock.» Normalerweise hätte ich mich darüber amüsiert, hätte mich nicht der Gedanke ernüchtert, dass unser Leben in den Händen dieses Schwachkopfs lag. Andererseits wussten wir nun zweifelsfrei, dass wir wertvolle Arbeitskräfte waren. Die Fabrikbesitzer wollten uns nicht ins Dulag zurückschicken; wir waren ausgebildete Weberinnen, und Facharbeiter waren gesucht.

Wir hörten, dass in der Fabrik in Bolkenhain inzwischen Flugzeuge gebaut wurden. Viele unvollendete Stoffballen wurden nach Landeshut geschickt, um bei uns fertiggestellt zu werden. Als unsere Rationen gekürzt wurden, mutmassten wir, dass sich die Kriegssituation für die Deutschen verschlechtert hatte. Als wir merkten, dass die Fabrik immer weniger beheizt wurde, waren wir davon überzeugt. Wenn wir auch unter den Rationierungen litten, eine Lektion hatten wir gelernt: wir wussten, dass uns ein weit härteres Los hätte treffen können. Wir wären bereitwillig bis zum Ende des Krieges in Landeshut geblieben.

Wie in Märzdorf, durften wir auch hier keine Post empfangen. Wir hatten nun bereits seit Wochen nichts von Angehörigen und Freunden gehört. Dennoch wussten wir, dass eine polnische Stadt nach der anderen dasselbe Schicksal wie Bielitz getroffen hatte und alle noch lebenden Juden in Lager gekommen waren.

Wir hatten keinerlei Kontakt zur Aussenwelt, doch seltsamerweise vermisste ich die Post nicht. Es war eine Erleichterung,

nicht auf gute Nachrichten warten zu müssen, die niemals eintrafen. Ich dachte an Mama, Papa und Arthur und malte mir unser Wiedersehen zu Hause aus. In den langen, einsamen Nächten an meinen Webstühlen träumte ich von der Zukunft. Von Nacht zu Nacht wurde mein Traum lebendiger, greifbarer.

In gewisser Weise mochte ich die Nachtschicht, weil ich in den durchwachten Stunden träumen und an die Menschen denken konnte, die ich nach meiner Heimkehr Wiedersehen würde. Ich entwarf neue Kleider und plante Reisen in ferne Länder. Während jener langen Herbstnächte drängte sich ein Gedanke immer beharrlicher in den Mittelpunkt: der Gedanke an ein Baby – warm, neu, rein wie die Freiheit selbst. Wie herrlich wäre es, ein eigenes Baby zu haben!

Wir hatten gehört, dass in einigen Lagern Mädchen zwangssterilisiert wurden. Der Gedanke erfüllte mich mit unbeschreiblichem Entsetzen. Wegen der mangelhaften Ernährung hatten bei vielen Mädchen in unserem Lager die Monatsblutungen aufgehört. Nur wenige schienen sich darüber Sorgen zu machen. Die Hygiene war ohnehin ein Problem; man musste genügend Papier sammeln oder sich mit in Papier eingewickelter Baumrinde behelfen. Natürlich waren offiziell keine Binden verfügbar.

Ich habe mit einigen Mädchen über meine Ängste gesprochen; sie zuckten nur die Achseln. Sie konzentrierten sich allein aufs Überleben und verdrängten alles andere. Mich jedoch ängstigte der Gedanke an Sterilisation. Mit jeder langen Nacht wuchs mein Wunsch, eines Tages ein Baby zu haben. Ich hatte das Gefühl, alles bereitwillig ertragen zu können, solange diese Hoffnung nicht zerstört war.

Der Samstag war ein harter Tag für uns, denn wir arbeiteten wie gewöhnlich Freitagnacht durch, kehrten danach für drei Stunden Ruhe in unser Quartier zurück und mussten um elf Uhr morgens zur nächsten vollen Zwölfstundenschicht in der Fabrik antreten. Samstags um Mitternacht allerdings hob sich unsere Stimmung, da wir wussten, dass wir erst am Montagabend um sechs wieder in die Fabrik mussten.

Sonntags war unser freier Tag. Wir sassen gewöhnlich beisammen und unterhielten uns, schliefen oder erfanden Spiele. Eines unserer Lieblingsspiele hiess «Abenteuer». Jedes Mädchen erzählte, wohin es am liebsten reisen wollte. Die Mauern des Lagers schienen zu verschwinden, wenn wir durch die weite Welt zogen. Der Krieg war weit weg, und ein Leben voller Abenteuer breitete sich vor uns aus.

Eines Sonntags im Spätherbst spielten wir eine Variante des Frage- und Antwortspiels. Die Frage lautete: «Wenn du wählen könntest, welche Eigenschaften würde dein Ehemann besitzen?» Bei den Antworten der Mädchen stiess mich Ilse dauernd an, und Suse konnte kaum ihr Lachen unterdrücken. Manche wünschten sich Reichtum und schworen, keinen Finger mehr zu rühren, falls sie die Chance bekämen; das Wort «Arbeit» würde aus ihrem Vokabular gestrichen werden. Für viele waren die wichtigsten Eigenschaften gutes Aussehen, Fröhlichkeit und die Fähigkeit zu tanzen. Eine unvergessliche Stimme dröhnte: «Gebt mir einen Metzger!»

Es wurde viel von gebildeten Männern geredet, denn wir alle sehnten uns nach Bildung. Ein Mädchen wünschte sich einen Textilfabrikanten als Ehemann; sie erklärte: «Ich könnte die ganze Zeit Webstühle sehen, ohne je wieder einen anrühren zu müssen.»

Dann war ich an der Reihe. Alle Augen richteten sich auf

mich. Ohne mir die Zeit zu nehmen, meine Gedanken zu ordnen, platzte ich heraus: «Bevor ich heirate, werde ich mich fragen, ob ich den Mann als Vater für meine Kinder will.»

Schallendes Gelächter brach aus.

«Gerda, ausgerechnet du!»

Ich war verärgert über die Mädchen und auch über mich selbst. Ich fühlte mich missverstanden. Die Diskussion wurde immer lebhafter; sie liessen mich meinen Standpunkt nicht erklären. Ich ging wütend weg. Ich dachte, ich hätte meine Gefühle klar ausgedrückt, doch die Mädchen hatten meine Träume von einem Baby nicht verstanden. Für geraume Zeit war ich die Zielscheibe so manchen harmlosen Scherzes.

Als wir eines Morgens im November die Fabrik verliessen, sahen wir eine Kolonne Männer vorbeimarschieren, die auf der Brust und auf dem Rücken den Judenstern trugen. Wir hörten die SS-Wachen Kommandos brüllen und Peitschen schwingen. Wir waren sprachlos – in der Nähe gab es ein Männerlager! Die Männer liefen über die Wiese, die an unser Lager angrenzte. Als sie fast ausser Sichtweite waren, hielten sie an und begannen, etwas zu bauen. Wir waren alle ganz aufgeregt; Hoffnung keimte auf, dass sich in der Gruppe vielleicht Väter, Ehemänner und Brüder befanden.

Frau Kügler erfuhr, dass einer der Häftlinge von Beruf Zahnarzt war, und bestellte ihn in unser Lager, um unsere Zähne zu behandeln. Als er mit seiner Ausrüstung kam, erzählte er uns, dass die Männer etwa eine Stunde Fussweg von uns entfernt in einem ehemaligen Wirtshaus namens «Zum Burgberg» untergebracht waren. Es sollte als eines der grausamsten Männerlager in Deutschland bekannt werden.

Der Zahnarzt Dr. Goldstein war ein dunkelhaariger, etwa fünfunddreissigjähriger Mann mit einem Grübchen im Kinn. Er machte den Eindruck eines fröhlichen Menschen; wenn er jedoch vom Burgberg sprach, stand ihm der Schrecken in den Augen.

Durch die Botschaften, die Dr. Goldstein aus dem Lager schmuggelte, erfuhren einige Mädchen, dass ihre Lieben in der Nähe waren. Ich sah Mädchen, die atemlos auf den Besuch des Zahnarztes warteten oder am Fenster gespannt das Vorbeiziehen der Häftlingskolonne verfolgten und den Männern Brotbrocken zuwarfen, wenn die Wachen gerade nicht hinschauten. Andere warteten auf dem Hof neben der Latrine, wo die Kolonne jeden Tag vorbeimarschierte. Manchmal trat ein Junge für eine Sekunde aus der Reihe und riskierte, ausgepeitscht zu werden, um einem Mädchen die Hand zu drücken oder ein Stück Brot zu ergattern.

Seit dem Eintreffen der Männer gab es keine Ruhe mehr. Die Mädchen sahen, wie die Kolonne täglich schrumpfte. Wenn ein geliebter Mensch zwei oder drei Tage hintereinander nicht aufgetaucht war, wussten die Mädchen, was passiert war. Ich wachte häufig von ihrem Schluchzen auf oder wurde von einem verzweifelten Schrei aus dem Schlaf gerissen. Dr. Goldstein hielt uns auf dem Laufenden über die unglaublichen Exzesse, an denen sich die SS-Wärter ergötzten: Blutbäder, wilde Orgien, Transporte nach Auschwitz.

Eines stürmischen Morgens Ende November war ich gerade am Einschlafen, als ich eine Hand auf meiner Schulter spürte. Es war Frau Berger.

«Komm in die Küche», flüsterte sie. Ich folgte ihr. Sie zog ein zusammengefaltetes Stück Papier aus der Tasche und gab es mir. Ich erkannte Abeks Handschrift.

«Woher haben Sie das?» stammelte ich.

«Abek ist hier», erwiderte sie.

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. Er musste mit der neuen Gruppe eingetroffen sein, die jene ersetzte, die nach Auschwitz transportiert worden war. Dann wurde mir schlagartig bewusst, was es bedeutete, dass Abek in meiner Nähe war. Abek war auf dem Burgberg!

«Lies deinen Brief», drängte Frau Berger. «Danach erzähle ich dir etwas.»

Es war ein seltsamer Brief, so unangemessen in dieser Umgebung: «Endlich atme ich dieselbe Luft wie du, sehe denselben Himmel wie du. Wenn wir erst frei sind, kann uns nichts mehr trennen. Wann werde ich dich sehen? Wie viele Sekunden? Stunden? Tage? Wie habe ich dafür gebetet, dort zu sein, wo du bist.»

Ich schaute zu Frau Berger auf.

«Du wirst Abek morgen mittag sehen», erklärte sie.

Später erfuhr ich, wie das Treffen am Morgen verabredet worden war. Frau Kügler und Lotte waren Kohle holen gegangen, die in der Nähe der Baustelle gelagert wurde, wo die Männer arbeiteten. Abek hatte sich an Lotte herangeschlichen und sie gebeten, eine Nachricht an mich weiterzugeben. Lotte hatte es Frau Kügler erzählt. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie überrascht Abek gewesen sein muss, als Frau Kügler an ihn herantrat und sagte: «Gegen Mittag, schneide dich; ich werde vorbeikommen und eine Ausrede erfinden, um dich ins Lager mitzunehmen, damit du Gerda treffen kannst.»

Ich war tief gerührt. Ich weckte Ilse und erzählte ihr die Neuigkeit. Die Geschichte sprach sich schnell herum, denn Abek war allgemein bekannt. Die Mädchen bestanden darauf, mich herauszuputzen. Eine Freundin bat mich, ihren weissen Pullover anzuziehen, das eleganteste Kleidungsstück im Lager. Wäh-

rend ich nervös auf den Mittag wartete, spähte ich Richtung Baustelle, wo die Männer arbeiteten. Manchmal glaubte ich, Abek zu erkennen, war mir jedoch nicht sicher. Endlich, gegen Mittag, kam Lotte aus der Küche gerannt und rief mich. Und dann sah ich Abek. Er wirkte sehr gross und dünner als je zuvor, sein Gesicht war schneeweiss, sein Kopf geschoren. Er hielt sich am Geländer fest, als er langsam die Stufen hinaufstieg; offensichtlich bereitete es ihm grosse Mühe. Ich starrte ihn aus der Ferne an und beobachtete, wie er die Küche betrat und mit Frau Berger sprach. Er hatte mich noch nicht entdeckt. Ich stand wie angewurzelt und wünschte mir inständig, ihm nicht begegnen zu müssen. Als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, war ich noch mit Papa und Mama zusammen gewesen.

Frau Berger verliess die Küche. Abek drehte sich um und folgte ihr mit den Augen. Als er mich entdeckte, streckte er die Arme aus. Ich schloss die Augen und lief zu ihm. Er umarmte mich und presste mich an sich.

«Mein kleiner Schatz!» flüsterte er. «Endlich, endlich!»

Er vergrub das Gesicht in meinem Haar und flüsterte immerzu: «Endlich, endlich!» Ich brachte kein Wort heraus.

Er nahm mein Gesicht wie etwas Kostbares in seine Hände und schaute mich an, als könne er nicht glauben, dass ich wirklich vor ihm stand. Ich konnte Liebe und unerträgliche Traurigkeit in seinen Augen lesen. Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich noch kein einziges Wort gesagt hatte, ihm mit keiner Geste gezeigt hatte, dass ich froh war, ihn wiederzusehen. Ich wollte ihn umarmen, doch er stiess mich grob weg. Ich streckte ihm meine Hände entgegen; statt sie zu nehmen, stützte er sich mit einem sonderbaren Ausdruck in den Augen auf die Tischkante. Seine Hände und Lippen zitterten.

«Geh weg», flüsterte er mit belegter Stimme. «Geh weg!» Ich begriff nicht. Ich machte einen Schritt auf ihn zu. Abek sank auf eine Bank und weinte. Ich stand hilflos daneben. Es war herzzerreissend. Ich konnte weder sprechen noch seine Tränen trocknen. Ich wünschte, ich hätte weinen können, doch für mich gab es keine solche Erlösung.

Frau Berger kam mit einer Schüssel Essen und Verbandszeug für Abeks Wunde herein. Erst jetzt bemerkte ich die Wunde, die er sich selbst mit der Schaufel zugefügt hatte. Ich sah das Blut, das aus ihr sickerte, ich sah seine Tränen. Blut und Tränen meinetenwegen, dachte ich. Warum musste es diesen blutigen Krieg geben?

«Iss, Abek», drängte ich ihn.

Er hob den Löffel und liess ihn wieder sinken.

«Ich kann nicht», sagte er resignierend, woran ich merkte, wie hungrig er sein musste.

«Lonek ist auch auf dem Burgberg», fuhr er nach einer Pause fort. «Er ist mitgekommen.» Lonek war sein Neffe.

«Mitgekommen?» wiederholte ich. Im gleichen Augenblick begriff ich, was Abek getan hatte.

«Abek», stöhnte ich, «du bist doch nicht etwa freiwillig gekommen»

Er nickte.

«Warum, in Gottes Namen?»

«Musst du da noch fragen?» erwiderte er verstockt.

«Wir müssen gehen», rief Frau Kügler in die Küche. Sie hatte sich in ihrer Kammer mit dem Wachposten unterhalten. Entweder hatte er ihr Motiv nicht erraten, oder er war ebenfalls ein wenig menschlich.

Ich küsste Abek auf die Wange.

«Auf Wiedersehen, gib auf dich Acht.» Mit Schmerz im Herzen schaute ich ihm nach.

Die Mädchen warteten gespannt auf mich. Was sollte ich ihnen erzählen? Ich wollte allein sein. Ich war nicht glücklich darüber, dass Abek da war, dass ich ihn vielleicht täglich sehen würde. Ich wünschte, er wäre nicht gekommen. Ich fühlte mich einer solchen Liebe und einem solchen Opfer nicht gewachsen. Ich glaubte, für sein Kommen, für sein Elend und das von Lonek verantwortlich zu sein.

«Oh Gott», betete ich, «wache über ihn! Lass ihm nichts zustossen!»

Kapitel 9

Stück für Stück setzte ich die Geschichte von Abeks Verlegung nach Landeshut zusammen: Als das Lager in Bielitz geschlossen wurde, wurden alle Männer nach Blechhammer geschickt, da das Dulag in Sosnowitz nicht mehr existierte. In Blechhammer traf Abek einen ehemaligen Klassenkameraden, der dort eine ähnliche Funktion ausübte wie bei uns Frau Berger. Durch dessen Vermittlung stieg Abek wieder ins Porträtmalen ein, wodurch er es in Blechhammer verhältnismässig leicht hatte. Eines Tages hörte er zufällig, wie zwei SS-Leute darüber sprachen, dass Bolkenhain aufgelöst worden sei. Von diesem Tag an fand er keinen Frieden mehr. Mit Hilfe seiner Malerei und des Einflusses seines Freundes überredete er einen Wärter, die Namenslisten zu überprüfen. Auf diese Weise erfuhr er, dass ich in Landeshut war.

Als er später hörte, dass dort ein Männerlager eröffnet worden war, meldete er sich freiwillig für einen Transport – gegen den Rat seines Freundes, der den Ruf des Lagers kannte.

Ich freute mich nicht mehr auf die Morgendämmerung, wenn wieder eine Nachtschicht vorüber war und man schlafen gehen durfte. Jede Nacht erschien mir nun endlos. Jeden Morgen wartete ich auf Abek, und Ilse blieb mit mir wach. Sie bestand darauf, alles für Abek zu tun, was auch ich tat. Für Ilse war er ein wahrer Held, ein leuchtendes Vorbild. Jeden Morgen, wenn wir Abek entdeckten, warfen wir ihm von oben eines unserer Frühstücke zu und teilten uns das zweite. Ilse war gewöhnlich be-

schwingt und glücklich, wenn wir ihn gesehen hatten, ich hingegen war nur erleichtert, dass wieder ein Tag vergangen war, ohne dass ihm etwas zugestossen war.

Jeden Tag wiederholte sich dasselbe Ritual: Gegen vier Uhr nachmittags marschierten die Männer gewöhnlich zum Burgberg zurück; ich wartete unten neben den Latrinen. Abek stahl sich für einen Augenblick aus seiner Gruppe davon und rannte zum Zaun, wo ich ihm ein Stück Brot oder eine Kartoffel zu-steckte. Dabei berührte er mich sanft. Jene kleine Zärtlichkeit durch den Stacheldraht hindurch schmerzte jeden Tag aufs Neue. Ich war froh, wenn seine Kolonne weitermarschierte. Manchmal drehte er sich um und winkte, bevor er sich in der grauen, müden, in die Abendämmerung marschierenden Menge verlor.

Gegen Mitte Dezember sahen wir etwas Neues auf dem Fabrikgelände: dunkelhaarige, dunkeläugige Ausländer in hellgrünen Uniformen mit lustigen, schrägsitzenden grünen Filzhüten auf den Köpfen. So schicke Uniformen! Wir schnappten Bruchstücke ihrer Unterhaltung auf. Es handelte sich um italienische Gefangene. Wir schlossen daraus, dass der Krieg eine neue Wendung genommen hatte. Augenscheinlich waren die Italiener keine tapferen Achsenpartner mehr. Neue Hoffnung keimte auf. Hätten wir in jenem Winter gewusst, dass der Krieg noch ein-einhalb Jahre dauern würde, hätten wir beim Anblick der Untertanen des Duce in ihrer neuen Rolle nicht so gejubelt.

Die Italiener hielten nicht lange durch. Wir sahen, wie sie in den Mülltonnen nach Essbarem wühlten, wie sie im eisigen Frost des Gebirgswinters zitterten. Bald waren ihre Uniformen verschmutzt, ihre lustigen Hüte zerbeult. Aus ihren Augen verschwand der Glanz. Ihre Reihen lichteten sich rapide.

Ich stellte sie mir unter dem sonnigen Himmel Italiens vor, bei der Traubenlese, in den Gondeln Venedigs singend, durch das Forum in Rom flanierend. Wie müssen sie ihr Heimatland vermisst haben!

Als wir an Weihnachten die Fabrik reinigten, hörten wir aus einer der Hallen unter uns das Geräusch von Schritten. Wir erspähten einen leblosen Körper in einer hellgrünen Uniform. Unfall? Selbstmord? Niemand schien etwas Genaueres zu wissen. Seine Familie würde niemals erfahren, dass er am Weihnachtsmorgen rühmlos in einem Ort namens Landeshut gestorben war.

Auf dem Burgberg verschlimmerte sich die Lage; wir konnten es den vorbeiziehenden Männern von den Gesichtern ablesen. Wann immer der Zahnarzt kam (was damals selten genug geschah), berichtete er von neuen Greueln. Im Januar grassierte unter den Männern eine Lungenentzündungsepidemie. Tag für Tag wartete ich ängstlich auf Abek und war dankbar, wenn ich ihn sah, aber besorgt und verzweifelt, wenn ich ihn verpasste. Während der langen Nächte an den Webstühlen nagte die Furcht an mir, dass er erkranken könnte.

Ein paar Tage nach Ausbruch der Epidemie wurde uns mitgeteilt, dass wir in Zukunft die Wäsche vom Burgberg zu waschen hätten. Jeden Montag morgen wurden acht Mädchen in die Wäscherei unserer Fabrik geschickt; diejenigen, auf die die Wahl fiel, fanden den ganzen Tag und die folgende Nacht keinen Schlaf. Ich meldete mich immer freiwillig, da die Möglichkeit bestand, dass Abek zu denen gehörte, die die Wäsche brachten; er richtete es tatsächlich meistens so ein.

Ich freute mich auf diese Montage, obwohl ich sie gleichzeitig fürchtete. Irgendwie schämte ich mich, Abek zu treffen. Ich

schämte mich für meine saubere Kleidung, litt unter dem Kuss, den er mir auf die Wange drückte, wenn sich die Gelegenheit ergab. Und immer war dieses Bündel schmutziger, verlauster Wäsche zwischen uns. Ich hielt nach Abeks Kleidungsstücken Ausschau und hoffte gleichzeitig, sie nicht zu finden. Ich suchte nach Möglichkeiten, um ihn zu treffen, und fürchtete mich vor dem Augenblick, wenn wir uns gegenüberstanden. Ich war mir inzwischen ganz sicher, dass ich ihn heiraten würde, obwohl ich es nach wie vor nicht wollte. Dennoch tröstete mich die Gewissheit, dass er meine Liebe in jenem langen, schrecklichen Winter keine Sekunde lang anzweifelte.

Tag für Tag, Nacht für Nacht zogen die Wochen dahin. Gegen Ende April 1944 erwachte der Frühling. Der Schnee schmolz, der Himmel strahlte blau, Gras und Blumen schienen über Nacht aus dem Boden geschossen zu sein. Es war, als wollte uns die Natur mit der einen plötzlichen, grosszügigen Geste für den grausam langen Winter entschädigen.

Ich war so froh über den Frühling, obwohl sich Abeks Stimmung gleichzeitig eher verdüsterte als aufhellte. Wann immer ich konnte, schrieb ich ihm ein paar aufmunternde Worte, doch entweder ahnte er inzwischen meine wahren Gefühle, oder er verlor allmählich, wie so viele andere, seinen Lebenswillen. Ich flehte ihn an, sich um meinetwillen zusammenzureissen; schliesslich sei der Winter vorüber, der schlimmste Teil der Schlacht geschlagen. Ich konnte jedoch nicht verhindern, dass sich ein Schleier der Resignation um ihn legte. Seine Beteuerungen klangen halbherzig.

Am 6. Mai teilte uns Frau Kügler ohne Vorwarnung mit, dass wir in ein grosses Konzentrationslager verlegt würden. Wir sollten Landeshut in zwei Gruppen am 8. und am 9. Mai verlassen. Die Neuigkeit erfüllte uns mit Schrecken.

Suse befand sich in der ersten Gruppe. Ich hatte keine Tränen mehr, als wir uns umarmten; wir hatten viel zu oft geweint. Ilse, Lotte, Frau Berger, Litzki und ich waren für den zweiten Transport eingeteilt. Ich wollte Abek unbedingt noch einmal sehen. Mit Frau Kügler's Zustimmung wurde vereinbart, dass Ilse und ich die Wäsche auf den Burgberg zurückbringen sollten. Frau Kügler plante, mit uns kurz vor der Rückkehr der Männer im Lager zu erscheinen.

Und so sah ich den gefürchteten Burgberg am 8. Mai, meinem Geburtstag, zum ersten Mal. Vom Maschinengewehr über dem Eingang bis zu den grabähnlichen, fensterlosen Mauern der Unterkünfte verbreitete der Ort Schrecken. Auf dem Hof begegnete mir Dr. Goldstein. Ich wechselte ein paar Worte mit ihm, während sich Frau Kügler mit den diensthabenden SS-Wachen unterhielt. Ich bat Dr. Goldstein, sich um Abek zu kümmern; er versprach es. Ich sah Frau Kügler auf ihre Uhr schauen. Um unseren Aufbruch hinauszuzögern, äusserte sie den Wunsch, das gesamte Lager zu besichtigen

«Ihr rührt euch nicht von der Stelle», schnauzte sie Ilse und mich augenzwinkernd an.

Plötzlich wusste ich, dass ich Abek nicht unter die Augen treten konnte. Ich befürchtete, dass er zusammenbrechen würde. Ich wollte ihn nicht sehen. Während Ilse und der Zahnarzt Schmiere standen, kauerte ich an der harten Steinmauer des Burgbergs und schrieb ein paar letzte Worte an Abek, mit denen ich ihn bat, um meinetwillen stark zu sein, und gab Dr. Goldstein den Zettel.

Einige Minuten später kehrte Frau Kügler mit den SS-Leuten zurück. Sie warf mir einen fragenden Blick zu; ich merkte, dass sie noch mehr Zeit schinden wollte, damit ich Abek treffen konnte.

«Ich möchte lieber gehen», flüsterte ich.

Sie schien mich nicht zu verstehen. Sie zeigte auf den Boden, um mir zu bedeuten, dass wir bleiben würden. Ich schüttelte den Kopf. Sie begriff.

Als wir den Hügel hinunterliefen, hörten wir die Männer auf der Hauptstrasse zum Burgberg hochmarschieren; wir hörten die Rufe der Wachen, das Knallen der Peitschen. Abek befand sich in dieser Kolonne. War es möglich, dass ihn die Nachricht von unserer Abreise schon erreicht hatte? Wie würde er sie verkraften? Zum zweiten Mal zögerte ich. Sollte ich Frau Kügler bitten, für einen Moment zurückkehren zu dürfen? Nein, ich hatte mich bereits für den besten Weg entschieden. Ich erhaschte einen flüchtigen Blick auf die ins Lager marschierenden Männer.

«Leb wohl, Abek», flüsterte ich.

Bei Tagesanbruch gingen wir der Reihe nach durch den schmalen Korridor vor unserer Baracke, um gezählt und der SS übergeben zu werden. Frau Kügler stand unter dem Vorwand dabei, unsere kümmerlichen Bündel durchsuchen zu wollen, schaute jedoch in Wirklichkeit kein einziges an. Sie wollte sich von jeder von uns persönlich verabschieden. Ihr Gesicht war tränenfeucht.

«Leb wohl, Gerda», murmelte sie tonlos. «Vergiss mich nicht.

«

Als sie auf dem Hof unsere Papiere an die SS übergab, sah ich, dass sie mit den Tränen kämpfte. Doch äusserlich wirkte sie so grimmig, wie wir sie an unserem ersten Tag in Bolkenhain vor zweiundzwanzig Monaten kennengelernt hatten.

Sie war eigentlich nach unserer Übergabe an die SS aus der Pflicht entlassen, begleitete uns jedoch noch zum Bahnhof. Dort stand sie, eine einsame Figur, und winkte ein lautloses Lebe-

wohl. Ich denke, ich habe sie gerecht beschrieben. Sie war ein guter Mensch. Sie machte die Zeit, die wir unter ihrer Aufsicht verbrachten, so erträglich wie möglich. Sie zeigte Menschlichkeit; sie gab uns die Hoffnung, dass vielleicht nicht alle Deutschen grausam waren.

Kapitel 10

Landeshut verschwand. Der unpersönliche Zug erzeugte bei mir ein angenehmes Gefühl von Abgeschiedenheit. In dem kleinen Abteil gehörte ich nur mir selbst, meine Gedanken wurden freier, meine Träume leidenschaftlicher. Der Mai entfaltete an jenem Morgen seine ganze Pracht mit taufrischem, jungem Gras und knospenden Bäumen. Dies war der Rahmen für Liebe, für Romantik, für ein junges, fröhliches Herz. Und ich war zwanzig Jahre alt.

Wir fuhren in nördlicher Richtung. Wir hatten gerüchteweise gehört, dass unser Ziel das etwa zweihundert Kilometer entfernte Grünberg sei. Am frühen Nachmittag erreichten wir eine Grossstadt, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere, wo wir umsteigen mussten. Wir wurden auf dem Bahnsteig zusammengetrieben. Gepäckträger eilten hin und her, Reisende strömten vorbei, überall sah man die graugrünen Uniformen deutscher Soldaten. Das Leben nahm seinen gewohnten Lauf; irgendwo gab es einen Krieg, doch viele Menschen führten ihr übliches freies, geschäftiges Leben. Nur wir waren Sklaven. Ich sehnte mich danach, mich unter die Leute zu mischen, die alle ein Zuhause und eine Familie besaßen. Stattdessen stand ich mit dem leuchtenden gelben Stern auf Brust, Rücken und Kopf neben Ilse, drückte das Bündel mit meinen kümmerlichen Habseligkeiten an mich und wartete darauf, irgendwohin verfrachtet zu werden.

Die Leute starrten uns neugierig an. Ein Gepäckträger mit zwei Koffern und einer ordentlich gefalteten Reisedecke lief an

uns vorbei. Ihm folgte eine grosse, schlanke junge Frau etwa in meinem Alter, die ein graues Kostüm mit einer frischen weissen Bluse darunter trug; auf ihrem sorgfältig frisierten Haar sass eine weisse Baskenmütze. Sie eilte auf ihr Zugabteil zu. Ich beobachtete, wie sie einstieg, wie der Gepäckträger die Koffer in dem Netz über ihrem Sitz verstaute und dafür ein Trinkgeld erhielt, und ich hörte, wie der Mann «Danke, Fräulein!» brummte.

Die junge Frau lehnte sich aus dem Fenster, als hielte sie nach jemandem Ausschau. Fasziniert folgte ich jeder ihrer Bewegungen. Ein älterer Mann näherte sich. Sie winkte und rief: «Hier bin ich, Papa!»

Ich spürte einen kurzen, stechenden Schmerz. Wie viele Jahre war es her, seit ich jenes magische Wort das letzte Mal ausgesprochen hatte, seit ich irgendjemanden «Papa» hatte sagen hören?

Der Mann stieg ins Abteil. Als sich das Mädchen ihm zuwandte, begegneten sich unsere Blicke einen flüchtigen Moment lang. Ich sah ihr Gesicht in tausend Facetten, sah ihre schneeweisse Bluse tausendfach reflektiert; das Bild verschwamm, denn ich sah sie auf einmal durch einen Tränenschleier. Ihr Zug setzte sich in Bewegung. Vater und Tochter fuhren gemeinsam ihrem Ziel entgegen. Ich kannte weder ihre Namen noch ihr Leben oder ihr Schicksal, doch in jenem Augenblick hätte ich liebend gerne mit ihnen getauscht. Wie töricht wir sind!

Ein paar Minuten später bestiegen wir unseren Zug. Ich versuchte, die gerade verfolgte Szene in meiner Phantasie nachzuleben. Ich griff in einen imaginären Geldbeutel, schaute suchend aus dem Fenster, vergewisserte mich, dass die Baskenmütze korrekt sass; als ich jedoch zu der Stelle kam, wo ich «Hier bin ich,

Papa!» hätte rufen sollen, war die Illusion zerstört. Schweigend rollten wir Grünberg entgegen.

Der Gedanke an Grünberg stimmt mich jedesmal sehr traurig. Dort spielte sich Grausamkeit vor einem Hintergrund voller Schönheit ab. Die sanft ansteigenden Weinberge unter dem saphirblauen Himmel schienen uns zu verspotten. Das kurz vor dem Krieg erbaute Lager war einer Textilfabrik angeschlossen. Durch das Glasdach schien die Sonne. Das Lager war modern, pieksauber und voller Leiden.

Bei unserer Ankunft im Mai 1944 waren dort etwa tausend Mädchen untergebracht. Einige strotzten vor Gesundheit, andere waren jedoch halb verhungert und liefen mit gekrümmten Rücken, faulen Zähnen und leichenblassen Gesichtern herum. Diejenigen, die im Freien arbeiteten, sahen gesund und frisch aus; die anderen wirkten wie graue, sich bewegende Teile der teuflischen Maschinen. Trotz der Sauberkeit war das Lager schlecht geführt. Das von den Fabrikbesitzern eingestellte Personal bestand aus einer Gruppe besonders bössartiger und dummer Mädchen, die sich die Bäuche vollschlugen, während der Rest beim Spinnen und Weben hungerte. Der Kontrast war scharf; ein Dazwischen existierte nicht.

Es gab einen SS-Mann, der das Tor bewachte, eine Lagerführerin, die nichts mit Frau Kügler gemein hatte, und eine Reihe von böswilligen, stumpfsinnigen Helfern. Bei unserer Ankunft wurden wir auf dem Hof von dem SS-Wärter und der Lagerführerin gezählt und gegengezählt. Als beide endlich mit dem Ergebnis zufrieden waren, wurden wir in unsere Unterkunft geschickt. Das Gebäude bestand aus drei riesigen Hallen mit Betonfussböden. Zwei wurden als Schlafsäle genutzt, die dritte diente als Speisesaal. Dieser war durch eine Trennwand, in der

sich ein Fenster für die Essensausgabe befand, von der Küche abgeteilt.

Suse rannte Ilse und mir entgegen, um uns zu umarmen.

«Ich habe euch Betten neben meinem freigehalten», rief sie. «Ich habe hier eine alte Freundin getroffen, die ich noch von zu Hause her kenne. Ihr werdet sie mögen.»

An unseren Betten erwartete uns ein bildhübsches Mädchen, das uns beide Hände entgegenstreckte.

«Ich bin Liesel Stepper», stellte sie sich mit heller Stimme vor. Als wir uns die Hand schüttelten, wusste ich, dass wir Freunde werden würden. Die aus der Tschechoslowakei stammende Liesel erzählte uns von sich. Sie lächelte viel, und dabei leuchteten ihre sanften braunen Augen jedesmal. Sie erinnerte mich an eine Märchenprinzessin. Sie bewegte sich so graziös, dass man den Eindruck hatte, sie schwebe.

Die Unterhaltung wandte sich zwangsläufig den Bedingungen im Lager zu. So hörten wir zum ersten Mal von den Greueln von Grünberg und dem Teil des Lagers, der Unheil und Tod verbreitete: der Spinnerei. Keiner, der dort arbeitete, hielt lange durch.

Am nächsten Morgen versammelten wir Mädchen aus Landeshut uns auf dem Hof. Wir traten wie üblich zum Appell an und mussten strammstehen, als der Betriebsleiter – wie der Direktor hier genannt wurde – nach endloser Wartezeit eintraf. Die Mädchen hatten uns bereits von ihm erzählt. Neugierig betrachtete ich den Mann, den alle fürchteten. Er war gross und schlank, sein Gesicht breitflächig, blass und hohlwangig; seine tiefliegenden, wasserblauen Augen schienen völlig wimpernlos zu sein. Er hatte grotesk lange Arme und riesige Hände; an der rechten Hand trug er einen auffällig grossen Siegelring.

«Das muss der Ring sein», dachte ich. Die Mädchen hatten uns

beschrieben, wie der Direktor die Hand zur Faust ballte und mit dem Ring so lange auf seine Opfer einschlug, bis deren Gesichter oder Körper blutüberströmt waren. Es dauerte nicht lange, bis ich selbst Augenzeugin einer solchen Szene wurde:

Es war unser erster Duschttag – wir durften in Grünberg nur alle zwei Wochen duschen. Wir standen in einer Reihe auf dem schwach erleuchteten, feucht-warmen Korridor. Wir konnten das Zischen des Wasserdampfs in den Rohren über uns hören. Ich freute mich auf die warme Dusche. Ich drückte mich dicht gegen die feuchte Wand, als ich den Betriebsleiter kommen sah; er schlich sich leichtfüßig wie eine Katze an. Die Mädchen, die ihn erspähten, verstummten sofort; diejenigen, die ihm den Rücken zugewandt hatten, unterhielten sich jedoch weiter. Wir konnten sie nicht warnen. Der Direktor stand reglos hinter ihnen, wie eine Schlange, die ihre Beute bäugte. Dann hechtete er vor und bohrte seine Faust in das Gesicht eines Mädchens. Ich beobachtete alles, ohne meinen Blick abzuwenden. Ich war wie hypnotisiert, gelähmt vor Entsetzen und Zorn. Ich hatte das Gefühl, dass ich den Mann hätte töten können und mich am Anblick seines Blutes ergötzt hätte. Als er mit seinem Opfer fertig war, eilte er davon, ohne seine Hände abzuwischen.

Es war wie ein Alptraum. Nachdem es vorüber war, herrschte tödliches Schweigen. Das geschlagene Mädchen presste sein zerschundenes Gesicht gegen die Mauer, ohne einen Laut von sich zu geben.

Als ich in der Dusche das warme Wasser auf meiner Haut spürte, begann ich zu zittern. Meine Zähne klapperten. Ich lehnte mich gegen die gekachelte Wand der Duschkabine und übergab mich, während das Wasser über meinen Körper rann. Als mein Magen leer war, reinigte ich sorgfältig den Fussboden.

Ich betete, dass ich niemals tötlich angegriffen werden würde, denn ich wusste, dass ich zurückschlagen würde, selbst wenn ich dafür mit dem Leben bezahlen müsste.

Doch zurück zu unserem ersten Morgen in Grünberg: Wir standen also auf dem Hof und warteten darauf, für unsere erste Arbeit eingeteilt zu werden.

«Spinnerei!» verkündete der Betriebsleiter. Ein Zittern lief durch meinen Körper. Suse war die erste, auf die die Wahl fiel. Noch einige der grössten und hübschesten Mädchen wurden aufgerufen. Danach zeigte der Betriebsleiter auf mich. Ich löste mich aus meiner Gruppe und ging zu Suse und den anderen hinüber. Ein Dutzend weiterer Mädchen folgte – dann Ilse. Unsere Augen begegneten sich. Das Schlimmste war passiert, doch ich hatte keine Angst mehr. Es war die Ungewissheit, die ich am meisten fürchtete.

Wir wurden in die Fabrik geführt. Es war ein deutscher Musterbetrieb. Es hiess, dass in früheren Jahren ausländische Besucher zur Besichtigung hergebracht worden waren. Architektur, Gesamtanlage und Maschinen waren zugegebenermassen hervorragend. Vom Bürogebäude mit seiner blitzsauberen Fensterfront blickte man auf riesige, sternförmig angelegte Blumenbeete; entlang der Fabrikmauern waren Hunderte von Rosenbüschen gepflanzt; die Wege wurden von farbenfroh blühenden Tulpen gesäumt.

Wir wurden in die Spinnerei gebracht. Dort entdeckte ich die Mädchen, die wie lebende Skelette aussahen, mit gelblichgrauer Haut, die sich über vorstehende Knochen spannte; in ihren Mündern klafften Lücken, wo Zähne entweder ausgeschlagen oder verfault waren. Die Mädchen eilten zwischen gigantischen Spinnmaschinen hin und her, um gerissene Fäden mit geschickten Fingern zu reparieren. Ihre müden Augen und bleichen Ge-

sichter schienen die flinken Füße und behenden Finger Lügen zu strafen.

Ich musste eine dieser monströsen Maschinen bedienen. Ich dachte, dass ich niemals lernen würde, die Fäden zu verknoten, bevor mir die rasend schnell drehende Maschine die Finger zerquetschen konnte. Wohin ich auch schaute, überall rissen Fäden. Ich rannte von einer Bruchstelle zur nächsten, bis ich völlig erschöpft war. Meine Kehle war wie ausgetrocknet von dem Staub in der Luft. Doch die Zeit verging wie im Flug. Bevor ich es recht begriff, marschierten wir schon ins Lager zurück. Nach einem erneuten langen Appell fielen wir in unsere Betten.

Am nächsten Tag ging mir die Arbeit bereits leichter von der Hand, und in weniger als einer Woche beherrschte ich die Maschine. Allerdings kratzte mein Hals entsetzlich, und meine Knöchel waren seit Tagen geschwollen. Dennoch zog ich die Spinnerei dem Lager vor, wo man nie wissen konnte, was von einer Minute zur nächsten vielleicht passierte.

Etwa alle zwei Monate wurden die Spinnereiarbeiterinnen geröntgt. Jedesmal wurden neue Tuberkulosefälle entdeckt. Wer sich die Krankheit zugezogen hatte, wurde sofort nach Auschwitz abgeschoben. Die Spinnerei hatte die höchste Fluktuationsrate der Fabrik, und die zweimonatlichen Untersuchungen wurden von uns allen gefürchtet.

Der Juni kam. Tausende von Rosen erblühten in herrlicher Farbenpracht. Wenn wir morgens in die Fabrik gingen, glänzte noch der Tau auf den duftenden Knospen. Manchmal verführten die ersten Sonnenstrahlen dazu, aus der Reihe zu laufen und die wunderschönen Blüten zu berühren.

Der gefürchtete Tag kam Ende Juli: Wir wurden zum Röntgen bestellt. Wir marschierten durch das Fabriktor auf die Strasse.

Strasse. Ich fühlte mich eigenartig belebt und spürte Farbe in meine Wangen schiessen. Ich erinnerte mich an das Mädchen in Sosnowitz, dem ich mein Essen gegeben hatte – das erste Mädchen aus einem Sklavenlager, das ich getroffen hatte. Ich sah noch die roten Flecke auf ihren Wangen vor mir, und ich spürte glühende Flecke auf meinen eigenen.

«Das war's dann», dachte ich. «Dies ist das Ende! Ich will leben! Ich will leben!»

In der Arztpraxis mussten wir den Oberkörper freimachen. Ich legte das Säckchen mit der Glasscherbe aus der niedergebrannten Synagoge von Bielitz ab, das ich um den Hals trug. Es hätte sich auf dem Röntgenbild vielleicht als schwarzer Fleck gezeigt. Ich behielt das Säckchen in der Hand.

«Arthur», flüsterte ich, «steh mir bei, ich habe solche Angst.»

Ich zitterte in der Sommerhitze. Langsam bewegte sich die Mädchenschlange vorwärts.

«Dein Name?» fragte eine weibliche Stimme.

«Gerda Weissmann.» Meine Stimme klang piepsig und unnatürlich. Ich hörte sie in dem dunklen Raum verhallen; ein Bleistift kratzte über ein Papier und vermerkte meinen Namen.

Wie in einem Traum stieg ich auf das Podest. Von ganz weit weg hörte ich die Stimme des Arztes, die mich in die vorgeschriebene Haltung dirigierte. Als die kalte Platte meine nackte Brust berührte, regte sich in mir ein bekanntes Gefühl des Grauens, das mich an den Augenblick erinnerte, als mir der SS-Mann die Pistole auf die Brust gesetzt hatte, um zu erfahren, wo Papa war. Ich machte die Augen zu. Ich hielt die Lider fest geschlossen. Ein Schalter klickte einmal, dann ein zweites Mal.

Ich wartete in einer Schlange, während meine Platte entwi-

ckelt wurde. Warum dauerte es bloss so lange? Endlich hörte ich die Stimme des Arztes.

«In Ordnung!» Er zeigte auf mich. «In Ordnung! In Ordnung!» wiederholte er, auf andereweisend.

Wir kehrten zum Lager zurück. Ilse sass kreidebleich auf ihrem Bett.

«Ilse!» rief ich mit überkippende Stimme.

Sie sprang auf. «Bist du in Ordnung?» flüsterte sie heiser.

Ich nickte. «Du auch?»

Sie nickte ebenfalls. Wir umarmten uns. Unsere Lebensfrist war um zwei weitere Monate verlängert worden!

Eine Woche später verschwanden die tuberkulosekranken Mädchen. Bevor sie abtransportiert wurden, ging ich mich bei einem Mädchen, das ich näher kannte, verabschieden. Wir umarmten uns; es gab nichts zu sagen. Was sagt man zu jemandem, von dem man weiss, dass er in ein paar Tagen nicht mehr leben wird?

Doch in diesem Fall irrte ich mich, und es kam alles ganz anders: Etwa zwei Jahre später – ich arbeitete inzwischen in München – sah ich eines Tages im Deutschen Museum einige der täglich neu veröffentlichten Flüchtlingslisten durch, als ich eine fröhliche Stimme meinen Namen rufen hörte.

«Ist das nicht Gerda? Ich bin es, und nicht mein Geist!» rief ein gesund und munter wirkendes Mädchen in einem blauen Pullover.

Als sie näherkam, erinnerte ich mich an unseren traurigen Abschied in Grünberg, bevor sie nach Auschwitz transportiert worden war. Wir umarmten uns und fingen beide an zu weinen. Dann erzählte sie mir, was inzwischen geschehen war:

Nach ihrer Ankunft in Auschwitz wurde die ganze Gruppe zum Krematorium getrieben; dort herrschte allerdings Hochbe-

trieb. Es war so viel los, dass die Menschen auf den Tod sogar warten mussten. Meine Freundin setzte sich auf den Boden und stocherte lustlos in der Erde herum, von der sie bald ein Teil werden sollte. Die Geste war ihre Rettung, denn sie grub zufällig eine Handvoll Edelsteine aus. Welcher vergessenen Seele hatten sie wohl gehört? Nach einem Moment der Benommenheit sprang sie auf und rannte zu einem SS-Mann – was hatte sie schon zu verlieren?

«Helfen Sie mir», flehte sie ihn an und drückte ihm den Schatz in die Hand. «Ich will leben.»

Der Mann besorgte ihr und zwei weiteren Mädchen aus der Gruppe Arbeit in der Lagerküche. Das Päckchen Edelsteine rettete drei Menschenleben, obwohl der Wachposten das Geschenk ebensogut ohne Gegenleistung hätte einstecken können.

Als meine Bekannte ihren Bericht beendet hatte, fragte ich sie nach ihren Lungen. Sie lachte. «Das ist die nächste seltsame Geschichte. Ich habe mehrere Ärzte konsultiert; keiner hat etwas gefunden. Vielleicht ist das auch ein Wunder, oder aber der Arzt in Grünberg hat sich geirrt.»

Was immer die Erklärung war – dem Mädchen war sein Leben zurückgegeben worden.

Im Laufe des heissen Sommers verschlechterten sich die Bedingungen in Grünberg. Die Arbeitszeit wurde verlängert, die Essensrationen gekürzt; die Transporte nach Auschwitz mehrten sich. Eine Zeitlang arbeitete ich ausschliesslich in der Nachtschicht. In dieser Phase schloss ich Freundschaft mit Liesel Stepper. Tagsüber unterhielten wir uns stundenlang, wenn wir eigentlich hätten schlafen sollen. Sie erzählte mir, dass sie in einen

Jungen aus Wien verliebt sei und pausenlos an ihn denke, obwohl sie seit Jahren nichts von ihm gehört habe. Liesel war relativ frei von Bitterkeit. Gemeinsam träumten wir von dem wunderbaren Leben, das wir nach dem Krieg führen würden.

Eines Tages wurde ich von einem heftigen Sommergewitter geweckt; Blitze rissen die Wolkendecke auf, und es regnete in Strömen. Ich schaute zu Liesel hinüber. Sie lag mit weit offenen Augen reglos auf ihrem Bett. Ich sprach sie an.

Langsam drehte sie mir den Kopf zu. «Ich werde den roten Regenmantel anziehen», murmelte sie. «Nein, heute besser den blauen. Ich werde in den Garten gehen; das Gras wird nass sein. Ich werde die Äpfel auflesen, die der Wind vom Baum geweht hat. Sie schmecken köstlich, diese kühlen, nassen Äpfel. Aber ich sollte mich lieber beeilen; ich habe später noch eine Verabredung.»

«Mit der Schneiderin?» unterbrach ich sie, mich auf ihre Stimmung einlassend. Wir entwickelten das Spiel zur Perfektion.

Eines Morgens im September marschierten wir wie üblich nach der Nachtschicht ins Lager zurück. Ich sehnte mich nach Schlaf. Mein Kopf war schwer; meine Beine schmerzten vom stundenlangen Hin- und Herrennen an der teuflischen Spinnmaschine. Plötzlich wurde ein Stück Brot über den Zaun auf den Hof geworfen; unser Bewacher hatte gerade den Kopf abgewandt. Das Mädchen vor mir schnappte sich das Brot und flüsterte dabei mit matter, angsterfüllter Stimme: «Verratet mich nicht!»

Der SS-Mann hatte den Zwischenfall bemerkt. Er verlangte Auskunft darüber, wer das Brot geworfen hatte. Wir wussten, dass eine Strafe fällig war – Kopfrasur, Prügel oder Schlimmeres. Wir wurden eine nach der anderen verhört.

«Ich weiss es nicht», lautete die einmütige Antwort, worauf

der bullige SS-Mann seinem jeweiligen Opfer wieder und wieder ins Gesicht schlug.

Ich hatte Angst. Ich hätte lieber auf Essen verzichtet oder vierundzwanzig Stunden durchgearbeitet, als körperliche Gewalt ertragen zu müssen. Als ich an der Reihe war, murmelte ich ein müdes «Ich weiss es nicht».

Ich spürte einen heftigen Schlag über den Augen.

«Wer?» insistierte der SS-Mann.

«Ich weiss es nicht», wiederholte ich.

Der nächste Schlag betäubte mein Ohr. Ich schwankte und taumelte in Richtung des Gebäudes. Endlich im Schlafsaal, liess ich mich auf mein Bett fallen, ohne mich auszuziehen. Mein Gesicht war geschwollen und zerschunden, meine Haut und meine Lippen waren blutverschmiert; ich muss geweint haben, ohne es zu merken.

Dreissig Mädchen wurden an jenem Morgen zusammengeslagen. Ich weiss nicht, was die Hiebe bei anderen bewirkten, bei mir jedenfalls zerbrachen sie den Schutzwall der Stärke, den ich um mich herum errichtet hatte. Weder Propaganda, die unsere Moral untergraben sollte, noch Hunger oder Schwerstarbeit hatten meine Widerstandskraft so schwächen können wie jene brutalen Schläge.

Wenn sie nur meinen Körper nicht anrühren, dann kann ich überleben, dachte ich. Überleben? Plötzlich schien es nicht mehr der Mühe wert zu sein. All das Leiden, all die Qualen – wofür? Wie lange würde es noch dauern? Es war inzwischen September 1944 – fünf Jahre seit der deutschen Invasion. Und noch immer war kein Ende in Sicht. Wie lange würden wir noch durchhalten können? Wann würde ich an der Reihe sein, um nach Auschwitz ab transportiert zu werden? Wie viele Röntgenuntersuchungen konnte ich noch bestehen, bis mein Todesurteil ausgesprochen würde?

Ilse kam am Mittag von der Frühschicht zurück. Sie schlich auf Zehenspitzen an meinem Bett vorbei, um mich nicht zu wecken. Ich rief sie. Sie lächelte, als sie sich zu mir umdrehte. Ich versteckte mein entstelltes Gesicht unter der Decke. Sie kehrte mir den Rücken zu, damit ich nicht sehen konnte, was sie machte, und holte etwas aus ihrer Tasche.

«Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht!» verkündete sie triumphierend und streckte mir ihre Handfläche entgegen. Dort lag auf einem frischen grünen Blatt eine einzelne rote, leicht zerquetschte Himbeere.

Als ich mich aufsetzte, starrte sie erschrocken auf mein Gesicht. Die Himbeere rollte unters Bett. Ich kroch darunter, um sie aufzuheben. Ich verzehrte sie langsam, mitsamt dem Staub, der an ihr klebte. Ihr süßer Saft vermischte sich mit dem Salzgeschmack auf meinen Lippen.

Ein paar Tage später war mir das Schicksal hold. Das Unglaubliche geschah: Suse Kunz und ich bekamen eine andere Arbeit zugewiesen. In der Spinnerei war ein alter Deutscher angestellt, der die fertigen Kisten mit Garn wog, das Gewicht in ein Buch eintrug und jede Kiste auf ein Förderband stellte, das sie ins Warenlager transportierte. Eines Tages fiel uns auf, dass sich die Kisten neben den Maschinen stapelten. Der Mann, der die Produktionszahlen registrierte, war nicht erschienen. Der Obermeister lief mehrmals nervös von Maschine zu Maschine. Am Nachmittag rief er Suse und mich zu sich und fragte uns, ob wir schreiben könnten. Wir bejahten.

«Also», erklärte er mit erhobenem Zeigefinger, «diese Arbeit erfordert Denken. Ich weiss nicht, ob ihr dafür geeignet seid.»

Ich fragte mich, ob er uns beleidigen wollte, oder ob er uns

tatsächlich für so etwas wie Tiere hielt. Er schlug das Hauptbuch auf und zeigte uns die Spalten, in denen jede Maschine mit einer Nummer verzeichnet war; daneben gab es Platz, um das Gewicht der produzierten Materialmenge zu notieren. Er liess uns ein paar Zahlen eintragen.

«Sachte», mahnte er, «damit wir es im Fall eines Fehlers ausradieren können. Denken dabei!» wiederholte er. «Denken!»

Mit ernsten Gesichtern dachten wir angestrengt nach; wir platzten fast vor Lachen und bestanden die Prüfung. Der Obermeister teilte uns mit, dass eine von uns die Tagschicht, die andere die Nachtschicht übernehmen solle. Anschliessend nahm er uns in sein Büro mit und händigte jeder von uns ein gefaltetes Blatt Papier aus.

«Gebt das der Lagerführerin», sagte er.

Als wir ausser Sichtweite waren, warfen wir einen Blick auf den Inhalt der Schreiben. Wir hatten Ausweise für Schwerstarbeit erhalten, die uns zu einer zusätzlichen Essensration pro Tag berechtigten. Eine Extraschüssel – wir waren reich! Das bedeutete, dass Ilse und ich nicht mehr hungrig sein würden, und dasselbe galt für Suse und Liesel.

Die Arbeit war sehr anstrengend. Wir mussten die schweren Kisten heben und vorsichtig aufs Förderband setzen; eine beschädigte Kiste hätte das Garn ruinieren oder das Förderband blockieren können; und das wäre als Sabotage ausgelegt worden. Dennoch mochte ich die Arbeit. Ich war nicht mehr an eine einzige Maschine gebunden, sondern konnte durch die weiträumigen Hallen wandern. Andere Arbeiterinnen warfen mir neidische Blicke zu, wenn ich mit meinem Hauptbuch vorbeiging.

Es war interessant, die Hallen der Spinnerei zu erkunden. Riesige Maschinen rissen das Rohmaterial in Stücke. Andere Ma-

schinen verarbeiteten die Stoffetzen zu einer leichten, baumwollähnlichen Substanz, die danach von Karden in lockere Fasern gekämmt wurde, die gesponnen werden konnten. Jede Halle besass eine eigene Karde, eine Maschine zum Aufteilen von Faserbüscheln.

Während Maschinen summten und schlafwandlerische Skelette Fäden knüpften, durchstreifte ich in den langen Herbstnächten die Fabrikhallen, wog schwere Kisten und notierte die Garnmenge, die der deutschen Wirtschaft und dem deutschen Staat half, uns zu bekämpfen.

Täglich trafen Lieferungen mit alter Kleidung aus Auschwitz ein, um bei uns zerstückelt und anschliessend zu Garn verarbeitet zu werden. Einige Mädchen, die an den Reisswölfen arbeiteten, bestanden darauf, Kleidungsstücke ihrer Eltern erkannt zu haben. Wir hatten gehört, dass in Auschwitz Häftlinge aufgefordert wurden, sich zu entkleiden, um eine «Dusche» zu nehmen – nur dass nach dem Öffnen der Ventile kein Wasser, sondern Gas ausströmte.

Einmal glaubte ich, Mamas Mantel auf dem Kleiderberg neben dem Reisswolf zu erkennen. Ich wandte mich entsetzt ab, zwang mich jedoch sogleich, noch einmal hinzuschauen. Es war einfach ein schwarzer Mantel. Er hätte jedem gehören können – Hunderte von Menschen trugen schwarze Mäntel.

Wie immer, wenn ich verzweifelt war, dachte ich an meine Heimkehr. Ich arrangierte und veränderte Detail um Detail und spielte mit den Fragmenten meiner Träume. Wer würde wohl zuerst nach Hause kommen? Ich wünschte mir immer, als Letzte einzutreffen, das Haus zu betreten und alle dort vorzufinden. Manchmal stellte ich mir vor, spät in der Nacht zurückzukehren. Das Haus wäre dunkel. Ich würde niemanden wecken, son-

dern im Garten warten. Ich würde den Sonnenaufgang beobachten und anschließend eintreten. Mama würde ihren geblühten Morgenmantel tragen. Nein, würde sie nicht – wir hatten ihn gegen ein Pfund Margarine und einen Laib Brot eingetauscht. Jedenfalls würde das Frühstück auf dem Tisch stehen. Arthur wäre zu Hause, und Mama würde zu mir sagen: «Geh Arthur wecken, du weisst, er kommt nie rechtzeitig aus dem Bett.»

Ich würde die Treppe hochlaufen. Arthurs Haar wäre zerzaust wie jeden Morgen. «Arthur», würde ich flüstern. Er würde etwas murmeln, sich zur Wand drehen und so tun, als schliefe er weiter. Dann würde ihm bewusst werden, dass ich heimgekommen war, worauf er sich mit weit offenen Augen im Bett aufsetzen und die Arme ausstrecken würde. Es würde so sein wie immer seit damals, als ich ihm mein Märchenbuch zum Vorlesen brachte. Er hatte mir jahrelang vorgelesen, bis ich selbst lesen konnte. Wir würden gemeinsam nach unten gehen, Hand in Hand wie früher, als ich noch zu klein war, um allein die Treppe hinunterzulaufen. Unten würden uns Mama und Papa händehaltend erwarten. Wir würden Papa um seinen Segen bitten, wie wir das als Kinder immer getan hatten. Inzwischen müssten wir uns zu ihm hinunterbeugen, weil wir beide so gewachsen waren. Papa würde die Bibel küssen, wie vor ihm sein Vater bei der Rückkehr aus Sibirien, und würde die Worte Jakobs sprechen: «Ich hatte nicht geglaubt, dein Antlitz noch einmal zu schauen, doch Gott ...»

Die Nacht ging zu Ende. Am Horizont wurde es hell. In Grünberg brach ein neuer Tag an. Die Maschinen schienen sich schneller zu drehen. Der Reisswolf dröhnte lauter, während er den nächsten Stapel Kleidung aus Auschwitz zerfetzte. Und ich trug das Bild meiner Heimkehr im Herzen.

Kapitel 11

Am letzten Novembertag marschierten wir nicht zur Arbeit. Ich war für die Frühschicht eingeteilt, zu der wir uns kurz vor fünf versammelten. Am 30. November liess man uns jedoch nach dem Appell mehrere Stunden lang auf dem kalten Hof stehen. Schliesslich fuhren zwei Lastwagen durchs Haupttor und hielten vor der Fabrik; dreissig bis vierzig junge Frauen in adretten SS-Uniformen stiegen aus und warteten auf dem Aussenhof.

Wenig später traf eine Stabslimousine mit einigen hochrangigen Offizieren ein. Die Männer verschwanden in dem Gebäude, das unsere Unterkunft beherbergte. In alphabetischen Gruppen wurden unsere Namen vorgelesen. Die Aufgerufenen gingen hinein, jedoch ohne wieder herauszukommen. Panik machte sich breit. Wir konnten uns nicht vorstellen, was sich dort drinnen abspielte, und rechneten natürlich mit dem Schlimmsten. Der Morgen zog sich dahin. Gegen Mittag wurde Ilse Name – Kleinzähler – aufgerufen. Ilse umarmte mich; in ihren Augen standen Tränen.

«Hör auf, Ilse», schnauzte ich sie an. «Hör auf, oder ich werde verrückt. Es wird schon nichts passieren!»

Doch ich war alles andere als überzeugt davon. Innerlich hatte ich schreckliche Angst, und als Ilse weg war, konnte ich mich kaum noch beherrschen. Der Gedanke, dass Ilse etwas zustossen könnte, während ich draussen untätig wartete, trieb mich fast zum Wahnsinn. Die Stunden, bis ich am späten Nachmittag endlich selbst an der Reihe war, erschienen mir wie eine Ewigkeit.

Ich gehörte zu den letzten fünfundzwanzig Mädchen. Wir mussten uns splitternackt ausziehen. Ich war wütend und sträubte mich, hatte jedoch keine andere Wahl, als mich wie alle anderen gezwungenermassen zu fügen. Anschliessend wurden wir in den Speisesaal geführt. Ich ballte die Fäuste und stand stocksteif.

Die Wehrmachtsoffiziere und SS-Frauen sassen an einem langen Tisch. In der Mitte des Raums war mit Kreide ein Kreis auf den Fussboden gezeichnet. Ich hatte das Gefühl, auf glühenden Kohlen zu laufen, als ich in den Kreis trat. Mein Körper glühte. Ich schloss die Augen, um das Gaffen der Leute nicht ertragen zu müssen.

Ich erhielt eine Nummer – 895A – und wurde aufgefordert, mich anzuziehen und zu meiner Koje zu gehen. Ich war erleichtert, Ilse dort anzutreffen. Niemand wusste, was diese Untersuchung zu bedeuten hatte.

Die Offiziere reisten ab; die SS-Frauen übernahmen die Aufsicht über das Lager. Sie waren überall und beobachteten uns pausenlos. Bald kursierte das Gerücht, dass es viele, viele kranke oder verwundete Soldaten gebe, die die Zerstreuungen nötig hätten, die hübsche, gesunde Mädchen bieten könnten.

«Niemals!» schwor ich mir. «Lieber Tuberkulose und Ausschwitz als das!»

Die Situation führte zu meiner Entdeckung, dass eines der Mädchen aus Sosnowitz Gift besass und bereit war, etwas davon zu verkaufen.

Ich wollte das Gift unbedingt haben. Ich hatte zwar kein Geld, besass aber noch den Diamanten und den Perlenanhänger, die Mama ins Futter meines Mantels eingenäht hatte. Während Ilse vor meinem Bett Schmiere stand, trennte ich vorsichtig das Mantelfutter auf und holte den Perlenanhänger heraus.

Ich küsste ihn flüchtig, wobei ich mich daran erinnerte, wie hübsch er an Mamas Hals ausgesehen hatte. Danach suchte ich die Besitzerin des Gifts. Nach zähem Feilschen tauschte ich den Anhänger gegen zwei winzige, flache, weisse Päckchen ein. Eines davon gab ich Ilse. Wir wickelten sie in Baumwollpolster und versteckten sie in unseren Schuhsohlen. Zwar lief es sich dadurch in den Skistiefeln zunächst etwas unbequem, doch nach kurzer Zeit spürte ich das Päckchen kaum noch.

Zwei Wochen verstrichen, ohne dass etwas passierte. Niemand wurde aufgerufen oder weggeschickt, und wir wurden nicht zur Röntgenuntersuchung bestellt. Das einzige, was sich nach der Ankunft der SS-Frauen änderte, war, dass wir von nun an um vier statt um fünf Uhr morgens geweckt wurden und vor Arbeitsbeginn endlos lange Appelle auf dem Hof über uns ergehen lassen mussten. Wir wurden wieder und wieder gezählt. Jeden Morgen zog sich die Prozedur länger hin, bis die SS-Frauen schliesslich dazu übergingen, uns noch eine halbe Stunde eher zu wecken. Es war bitterkalt in den frühen Morgenstunden.

Eines Morgens im Dezember lag Schnee, als wir erwachten. Der Winter war wieder eingezogen. Ein paar Tage später erlebten wir unseren ersten Bombenalarm. Die deutschen Arbeiter rannten in den Schutzraum, während wir bei abgeschaltetem Strom und stillstehenden Maschinen in der Fabrik zurückblieben. Wir bemühten uns, nicht zu erfremt zu wirken. Hinterher wurden wir angewiesen, in Zukunft bei Sirenenalarm ebenfalls den Schutzraum aufzusuchen. Offensichtlich wollte niemand bei unserer Bewachung seine Haut riskieren.

Die Sirenen heulten immer häufiger. Die Deutschen warfen furchtsame Blicke zum Himmel und hasserfüllte auf uns.

Sollen sie nur Angst bekommen, frohlockten wir hämisch. Sollen sie nur in den verkohlten Trümmern ihrer Häuser sitzen! Sollen sie nur mitansehen, wie ihre Familien getötet werden! Werden sie dann immer noch «Heil Hitler!» brüllen?

«Es passiert», flüsterte mein Herz. «Ihr Niedergang kommt!» Aber ich war nicht naiv. Ich wusste, dass die Niederlage der Deutschen nicht ohne vermehrtes Leid vonstatten gehen würde.

Weihnachten ging vorüber; diesmal war nirgendwo Festtagsstimmung zu spüren. Das neue Jahr begann – 1945.

Im Januar heulten die Sirenen fast täglich. Die Produktionszahlen sanken rapide. Eines Tages um die Mittagszeit fiel der Strom aus. Die Aufseher diskutierten hektisch. Die SS-Frauen schickten uns ins Lager zurück. Etwas Einschneidendes musste passiert sein. Vielleicht war der Krieg zu Ende.

In jener Nacht wurde uns befohlen, zu packen und mit unserer ganzen Habe im Speisesaal zu erscheinen. Die Türen der Schlafsäle wurden verbarrikadiert. Nachdem wir Essen bekommen hatten, hockten wir beisammen und warteten.

Draussen schneite es heftig. Nach einer Weile hörten wir die Hoftore aufspringen. Alle Herzen schlugen vor Erwartung schneller. Schreie und Schluchzen drangen zu uns durch. Wir hörten Fussgetrappel und Gebrüll von der anderen Seite der verbarrikadierten Türen her. Es handelte sich um jüdische Mädchen. Sie kamen aus einem anderen Lager und hatten bereits einen fünftägigen Fussmarsch hinter sich. Nun sollten wir uns ihnen anschliessen. Sie glaubten, dass wir alle ins Konzentrationslager Oranienburg gebracht würden, um dort vergast zu werden. Auschwitz war von den Russen eingenommen worden; die

Rote Armee hatte Polen zurückerobert und die deutsche Grenze überschritten. Von Westen her drangen Briten und Amerikaner in Deutschland vor. Würde ein Wunder geschehen, bevor wir die Gaskammern erreichten?

Der letzte Abschnitt des Krieges begann – nicht im friedlichen Bolkenhain, nicht in den Kohlewaggons von Märzdorf, auch nicht bei der Nachtschicht in Landeshut oder im tuberkulosegeplagten Grünberg. Ich war mir sicher, dass wir der Freiheit irgendwo im Freien begegnen würden, und zwar bald.

«Du bist verrückt», sagte Suse. «Du wirst die Befreiung niemals erleben, dafür werden sie schon sorgen. Sie würden uns einfach hier zurücklassen, wenn sie uns nicht umbringen wollten.»

«Wir werden frei sein», beharrte ich. «Ich weiss es; ich spüre es.»

Ilse und Liesel sassen schweigend dabei. Suses grosse Augen füllten sich mit Tränen. Es war das erste Mal, dass ich sie je weinen sah.

«Wie kannst du nur so fest daran glauben?» murmelte sie. «Aber du warst ja immer davon überzeugt. Weissst du noch, als wir uns im Zug kennengelernt haben?»

Ich nickte.

«Die Wette hast du verloren», erinnerte sie mich.

«Ich weiss», erwiderte ich.

«Und du glaubst trotzdem immer noch daran?»

«Ja!»

«Sag, Gerda», flüsterte Suse drängend, «was ist es? Was macht dich so sicher?»

«Ich weiss es nicht. Ich kann es nicht erklären, aber ich habe einfach das ganz sichere Gefühl, dass wir befreit werden.»

«Und ich habe das Gefühl», stammelte Suse, «ich habe das Gefühl, dass das nicht geschehen wird.»

Die letzte Nacht hindurch in Grünberg hustete ich ununterbrochen; ich glaube, ich hatte erhöhte Temperatur. Ilse, Suse, Liesel und ich kuschelten uns eng aneinander.

«Gerda, werde bitte nicht krank!» flehten sie, als ob ich es mir hätte aussuchen können.

Bei Tagesanbruch erhielten wir jeder drei Scheiben Brot, die wir sorgfältig in unseren Bündeln verstauten. Wir sahen, wie sich das Küchenpersonal grosse Essenspakete in die Taschen stopfte. Im letzten Augenblick entschlossen wir vier uns, die meisten Kleidungsstücke anzuziehen, statt sie im Gepäck mitzuschleppen.

Die SS-Frauen kamen uns abholen. Wir stellten uns in Viererreihen auf. Ilse stand zu meiner Linken, Suse und Liesel zu meiner Rechten. Wir richteten uns gerade auf.

«Lasst uns stark sein!» flüsterte Liesel.

«Ja», bekräftigte ich.

«Sei du vor allem stark!» raunte Ilse mir zu. Ich war gegenwärtig körperlich die Schwächste in der Gruppe.

Als wir uns durch die Tür zwängten, fassten wir uns einen flüchtigen Moment lang an den Händen, bevor wir nach draussen in den blendenden Schnee traten. Die Lagertore waren geöffnet. Auf dem Hof standen, so weit das Auge reichte, Kolonnen von Mädchen. Ich war schockiert, so viele zu sehen. Wir erfuhren später, dass etwa dreitausend aus anderen Lagern gekommen waren; einschliesslich des Kontingents aus Grünberg waren wir insgesamt fast viertausend Mädchen. Unter Peitschenhieben und Geschrei wurden wir von der SS in zwei Transporte aufgeteilt. Viele Mädchen versuchten, die Gruppe zu wechseln, weil sie die andere für die bessere hielten.

Wir vier befanden uns in der Kolonne, die verdammt war; von zweitausend überlebten nur einhundertzwanzig. Die andere Gruppe wurde viel eher befreit. Wäre ich bei jener anderen gewesen, hätte mein Schicksal einen anderen Lauf genommen – mit weniger Leiden natürlich, aber auch mit weniger Glück, da bin ich ganz sicher. Obwohl ich schon reichlich Elend gesehen hatte, war ich nicht auf den Anblick vorbereitet, den die Mädchen boten, die bereits seit einer Woche zu Fuss unterwegs waren. In graue Decken gehüllt, erinnerten sie mich an Abbildungen des Todes, wie er in wogendem Gewand die Lebenden holen kommt. Einige der Mädchen waren barfuss, andere trugen rohe Holzpantinen. Viele hinterliessen eine blutige Spur im frischen Schnee.

Suse warf mir einen vielsagenden Blick zu, und ich schaute auf meine Füsse – warm eingepackt in die Skistiefel, auf denen Papa trotz der Sommerhitze bestanden hatte. Papa, Papa, wie konnte er es nur ahnen! Die Stiefel waren noch in gutem Zustand, und ich hatte kostbare Dinge darin versteckt: in Papier eingewickelte Fotos von Papa, Mama, Arthur und Abek und das Päckchen Gift. In Grünberg hatten sie uns sämtliche Briefe und Fotos sowie das letzte Blatt Papier abgenommen. Deutschland, erklärten sie, brauche alles verfügbare Altpapier. Ilse und mir war es gelungen, unsere Fotos zu verstecken. Unsere einzige Sorge war, dass Wasser unsere Schuhe durchnässen und die Fotos zerstören könne.

«Vorwärts marsch!» brüllte der SS-Offizier an der Spitze unserer Kolonne. «Vorwärts marsch!» echo ten seine Untergebenen. Mit Gewehren bewaffnet, waren sie im Abstand von ungefähr zehn Metern entlang unserer Kolonne postiert.

«Vorwärts marsch!» tönnten die hohen Stimmen der peitschenschwingenden SS-Frauen.

Wir machten den ersten Schritt. Ich dachte: Ich marschiere entweder in den Tod oder in die Freiheit. Es war der Morgen des 29. Januar 1945. Wir marschierten den ganzen Tag. Um die Mittagszeit machten wir kurz Rast; Ilse und ich teilten uns eine Scheibe Brot und hoben uns den Rest für später auf. An der Spitze der Kolonne sahen wir den SS-Kommandanten mit einer ungarischen Jüdin, die Gerüchten zufolge seine Geliebte war. Ihr und ihren engsten Freundinnen fehlte es an nichts; sie hatten mehr als genug zu essen und schliefen in komfortablen Häusern, statt mit den übrigen in Scheunen oder auf dem freien Feld zu nächtigen.

«Wie konnten sie nur?» fragte ich mich immer wieder.

Als es gegen Abend kälter wurde, trieb man uns von der Strasse in eine riesige Scheune. Wir drängten uns dicht aneinander, um uns zu wärmen. Ilse und ich teilten unsere nächste Scheibe Brot. Es war nicht genug.

«Ilse, ich habe schrecklichen Hunger», bekannte ich.

«Ich auch», gab Ilse zu. «Ich hätte gerne etwas Warmes zu trinken. Wir dürfen nicht mehr Brot essen. Wer weiss, wann wir neues bekommen'»

«Gebt Acht!» rief jemand in der Dunkelheit. «Die Ungarinnen sind hinter eurem Brot her.»

Natürlich waren die armen ungarischen Mädchen hungrig; sie hatten bereits eine Woche Fussmarsch hinter sich.

«Meine Schuhe, meine Schuhe!» schrie eine Stimme. «Sie haben mir meine Schuhe weggenommen.»

Viele der Ungarinnen besaßen keine Schuhe. Um ihr Leben zu retten, stahlen sie Schlafenden die Schuhe von den Füßen. Wie viel ich in jener Nacht lernte!

Als sich am nächsten Morgen die Scheunentore öffneten, sah ich strahlendes Sonnenlicht auf dem Schnee glitzern. Zwei SS-

Leute standen am Eingang und stiessen uns mit ihren Gewehrkolben, als wir in Viererreihen ins Freie marschierten.

Ein paar Meter abseits stand der SS-Kommandant mit seiner Freundin und deren auserwähltem Hofstaat. Sie assen Brot und tranken etwas Dampfendes aus einer Thermoskanne. Wie gut muss das heisse Getränk in der Kälte tun, dachte ich.

Wir versammelten uns, wurden gezählt und gegengezählt. Ein Mädchen aus Grünberg fehlte. Ein paar andere wurden deshalb blutig geschlagen, aber entweder wussten sie nicht, was aus dem Mädchen geworden war, oder sie wollten es nicht verraten. Wir erfuhren die Geschichte später: Ein Deutscher aus der Fabrik, der in die Vermisste verliebt war, war der Kolonne gefolgt und hatte die junge Frau im Schutz der Dunkelheit in Sicherheit gebracht.

Wir legten an jenem zweiten Tag viele Kilometer zurück, wobei wir uns oftmals durch Berge von unberührtem Neuschnee kämpfen mussten. Zu Mittag machten wir wieder Rast.

«Ich frage mich, wann sie uns etwas zu essen geben werden», sagte Ilse zu uns dreien, während wir an unserem trockenen, gefrorenen Brot nagten. Wir antworteten nicht.

Wer den Vormittag über nicht mit dem Marschtempo mitgehalten hatte, war von den SS-Bewachern mit Gewehrkolben geschlagen worden. Nach der Mittagspause blieben einige Mädchen einfach reglos im Schnee sitzen und weigerten sich, weiterzulaufen. Wir marschierten los. Hinter uns hörten wir Pistolenschüsse.

«Oh Gott! Oh Gott!» murmelte ich, den Blick gen Himmel gerichtet. Der Himmel war blau, der Schnee rein, die schneebedeckten Kiefern sahen zauberhaft aus im Sonnenlicht.

Kapitel 12

Wir marschierten Richtung Westen. Unser Brotvorrat ging zur Neige. Wir wurden nicht mehr gezählt. Sie hatten keinen Überblick mehr, wie viele während der Nacht gestorben waren. Mir war kalt, und ich hatte Hunger, wobei mir die Kälte mehr zu schaffen machte. In der Nacht spürte ich Ilse's Hand in der meinen. Ich zog meine Schuhe aus und rollte mich über ihnen zusammen, damit sie niemand stehlen konnte. Überall um mich herum hörte ich unterdrücktes Schluchzen. Ich weinte nicht, aber in jenen Scheunen dort hörte ich auf zu beten. All die Jahre hatte ich innig und hoffnungsvoll zu Gott gebetet. Ich konnte nicht erklären, wieso ich es plötzlich nicht mehr tat, denn eigentlich war ich meinem Schöpfer näher als je zuvor; nur einen winzigen Schritt von ihm entfernt ... Ich wollte in Frieden mit Gott sein, doch ich konnte nicht beten.

Viel, viel später dachte ich über die Art meines Betens nach. Es begann in der Schule mit einem Theaterstück über das alte Ägypten. Jede Bühnenfigur schickte ein Stossgebet himmelwärts: Der mächtige Pharao betete für den Sieg, sein Gegner für den eigenen; ein Kranker erbat Gesundheit, ein Arzt Kranke. Im Himmel traf jedes Gebet auf seinen Widersacher, der das genaue Gegenteil wollte. Sie warfen sich in einer blutigen Schlacht aufeinander und fielen beide leblos zur Erde zurück. Viele Mädchen spielten in dem Stück mit. Ich mochte meine Rolle sehr. Ich war ein armer kleiner Junge, der Sohn eines Fellachen. Meine Mutter ermahnte mich zu beten, ich wusste jedoch nicht wie. Ich hatte keine Wünsche; also betrachtete ich den Fluss, der

unser Feld bewässerte, die warme Sonne, die Früchte in unserem Garten und sagte: «Danke, Gott, für die Sonnenstrahlen, für den blauen Nil, für meinen Vater und meine Mutter.» Mein Gebet flog wie die anderen direkt vor Gottes Thron. Niemand bekämpfte es, niemand anderes dankte dem Schöpfer. Alle wollten sie etwas von Ihm. Doch er richtete seinen Blick auf den kleinen, barfüßigen Jungen.

Damals war ich ungefähr zwölf Jahre alt. Seitdem hatte ich Gott stets für die Gaben gedankt, die Er mir geschenkt hatte, und derer waren viele. Es hatte immer etwas gegeben, wofür man dankbar sein konnte, selbst nach 1939; doch auf jenem kalten Marsch, wenn wir in eisigen Scheunen übernachteten, Hunger litten und uns fürchteten, konnte ich nicht mehr beten.

Am vierten Marschtag hörten wir Artilleriefeuer. Laut Geräuschen rückten die Russen rapide vor. Einmal wurden wir fast von ihnen überrollt, glaube ich. Wir hörten zufällig mit, wie zwei SS-Leute über die Zerstörung der Bahnlinie sprachen; so erfuhren wir, dass wir eigentlich mit dem Zug ins Todeslager transportiert werden sollten. Nun mussten wir den ganzen Weg zu Fuss zurücklegen.

Am fünften Tag fehlten mehrere SS-Frauen. Sie hatten offenbar keine Lust weiterzumarschieren und wollten lieber nach Hause.

Der Krieg neigte sich zweifellos dem Ende zu, aber gleichermaßen schwanden auch unsere Kräfte. Wir waren inzwischen vier Tage ohne Nahrung unterwegs; Grünberg hatten wir vor über einer Woche verlassen. Es war ein bitterkalter Tag. Ein eisiger Wind blies uns ins Gesicht. Wir marschierten länger als üblich vor der Mittagspause, und die Rast fiel wesentlich kürzer aus.

Als wir an jenem Nachmittag durch den dichten Wald stapften, hörten wir Schüsse. Einen Augenblick danach richtete ein SS-Mann sein Gewehr auf mich und rief: «Los, mitkommen!»

Ich trat aus der Reihe. Die SS-Leute holten noch drei weitere Mädchen. Ich hörte die Kolonne weitermarschieren. Ich spürte den Schnee im Gesicht nicht mehr. Ich spürte kein Auflehnen mehr, kein wildes Herzklopfen. Ich war innerlich völlig ruhig. Eigenartigerweise dachte ich an einen Wintertag zu Hause, als meine Katze Schmutzi ihre Neugeborenen zum Wärmen in die Küche brachte. Ich versuchte mich krampfhaft zu erinnern, wie wir die Kätzchen genannt hatten, kam jedoch nicht darauf. Nach ein paar Schritten – ich hatte mich nur kurz in meinem Tagtraum verloren – erreichten wir eine Lichtung. Dort lagen zwei Leichen im Schnee.

«Bringt sie in den Wald», befahl der SS-Mann.

Meine Arme schienen die Last nicht bewältigen zu können.

«Nimm ihren Kopf», schnauzte mich das Mädchen neben mir an.

Ich schaute der Toten ins Gesicht. Ich kannte sie nicht. Ihre Augen standen offen. Ich hob ihren Kopf an. Der Schnee darunter war rot. Wir waren zu schwach, um den Körper zu zweit zu tragen. Deshalb zogen wir die Tote an den Armen unter die Bäume. Als wir sie verliessen, sah sie lebendig aus. Ich kratzte etwas Schnee zusammen, um ihr Blut von meinen Händen abzuwischen. Die anderen Mädchen waren ausser Sichtweite.

Der SS-Mann stand rauchend im Schnee. Ich dachte, dass wir als nächstes an der Reihe seien, doch unser Bewacher drängte uns zur Eile, damit wir wieder Anschluss an die Kolonne fanden.

Ilse wirkte erleichtert, als ich zurückkehrte. Sie ergriff schweigend meine Hand. Ich war in einer Art Schockzustand.

Wir marschierten an dem Abend endlos lange; unterwegs kamen wir durch mehrere kleine Dörfer. Hier und da war ein Fenster erleuchtet; Rauch stieg aus den Schornsteinen auf. Wir sahen Frauen beim Kochen. Wie warm und behaglich alles ausschaute!

Wir erreichten eine Stadt. Es war bereits stockfinster. Die Strassen waren leer. Der Wind heulte, als wir auf eine Anhöhe dirigiert wurden, wo eine Kirche stand. Die SS-Frauen und die Lieblinge waren alle in der Stadt untergebracht. Die drei SS-Bewacher, die uns begleiteten, befahlen uns, uns auf den gefrorenen Boden vor der Kirche zu legen. Der Wind wehte den Schnee über uns. Nach ein paar Minuten waren wir völlig schneebedeckt. Ilse und ich kuschelten uns eng aneinander, um uns mit unseren Körpern gegenseitig zu wärmen.

Über uns thronte schweigend die Kirche; nicht ein Glockenschlag läutete die Stunden unseres Elends ein. Die Glocken waren wahrscheinlich für die Produktion von Kugeln eingeschmolzen worden.

«Mir ist so kalt», jammerte Ilse zähneklappernd.

Wir pressten unsere eisigen Wangen gegeneinander. Nicht mal auf unseren Gesichtern schmolz der Schnee.

Ich dachte an das Mädchen, das ich in den Wald gezerzt hatte. Inzwischen hatte ihr der Schnee ein anständiges Begräbnis beschert.

«Ilse», murmelte ich.

Sie schien mich nicht zu hören. Ich erinnerte mich an einen warmen Lichtschein in meinem Kinderzimmer, bei dem mir Niania die Geschichte von dem Mädchen mit den Schwefelhölzern

vorlas: «Und das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern lächelte, es spürte die Kälte nicht mehr ...» «Ilse!» Ich schüttelte sie.

«Lass mich in Ruhe!» protestierte sie.

«Ilse!» schrie ich. «Wach auf! Du darfst nicht schlafen!»

Sie war nun wach. Ich rieb ihr Gesicht, ihre steifen Hände. Ich rief Suse und Liesel; sie reagierten. Wir gaben die Devise weiter, nicht einzuschlafen. Die SS-Leute vertraten sich die Beine und bliesen ihre Hände an. Gelegentlich stand ein Mädchen auf.

«Hinlegen!» lautete jedesmal das prompte Kommando.

Wir taten alles Erdenkliche, um uns gegenseitig wachzuhalten und Mut zu machen. Endlich brach der Tag an; der Wind legte sich. Im grauen Zwielflicht erkannten wir die erbarmungswürdigen Gesichter, die tiefliegenden, hungrigen Augen. Diejenigen von uns, die noch die Kraft besaßen, wischten den Schnee von stillen Grabhügeln: Es gab eine Menge kleiner Schwefelholzmädchen.

«Wie töricht wir sind!» rief Suse. «Wir hätten alle einschlafen sollen!»

Tauwetter setzte ein. Die Luft wurde wärmer. Wir assen Schnee gegen den Durst.

Am späten Nachmittag trafen wir am Lager Christianstadt ein. Wir warteten lange vor den Toren, bis wir eingelassen und in einer riesigen Halle untergebracht wurden. Wir erhielten etwas Warmes zu essen; ich weiss zwar nicht mehr, was es gab, aber keine Mahlzeit war mir je willkommener.

Wir trockneten unsere Kleidung. In dem warmen Raum begann es die meisten von uns am ganzen Körper zu jucken. Die Läuse waren über uns hergefallen. Das Essen und das warme Lager weckten unsere Lebensgeister. Wir brauchten nicht zum Appell anzutreten. Sie überliessen uns einfach uns selbst und ga-

ben uns zweimal pro Tag etwas zu essen. Wir waren glücklich. Wir wussten, dass der Krieg fast vorüber war.

Nach drei Tagen in Christianstadt erhielten wir den Befehl zum Aufbruch. Ilse war völlig ausser sich. Ich hatte sie noch nie so erlebt. Bisher hatte es immer in meiner Macht gelegen, ihre Stimmung zu beeinflussen – ihr Glaube an mich war so unerschütterlich, dass es mir manchmal unheimlich war. Diesmal vermochte ich ihr jedoch nicht zu helfen.

Wir marschierten westwärts. Am ersten Abend waren die Strassen voller Menschen, die alle in dieselbe Richtung zogen. Sie flohen mit Pferdefuhrwerken oder Handkarren, die Kinder auf den Armen, vor den näherrückenden Russen. Wir hörten andauerndes Artilleriefeuer hinter uns.

Ich war freudig erregt. Es kommt! Das ist das Ende! Der Kreis schliesst sich! Die Deutschen müssen endlich für ihre Verbrechen bezahlen! Der Anblick der Flüchtlinge beflügelte meine Phantasie mit neuer Hoffnung.

In jener ersten Nacht nach dem Aufbruch aus Christianstadt schliefen wir wieder in einer Scheune. Am nächsten Morgen standen ein paar weitere Mädchen nicht mehr mit uns auf. Den ganzen Tag über sahen wir Flüchtlinge. Aus ihrer Sprache schlossen wir, dass sie aus Schlesien stammten.

Wir begannen, mit dem Gedanken an Flucht zu spielen. Mehrere Mädchen hatten sich bereits im Schutz der Dunkelheit davongestohlen, als wir nachts marschiert waren. Wir erfuhren später aus verschiedenen Quellen, dass einige überlebt hatten und von Bauern aufgenommen worden waren; andere hingegen waren entdeckt und erschossen worden.

Unsere Gruppe wurde zusehends kleiner; von denen, die in Grünberg losmarschiert waren, war nur noch etwa die Hälfte übriggeblieben. Wir würden nicht mehr lange durchhalten können. Als ich unterwegs zwei Bäuerinnen im Bielitzer Dialekt miteinander reden hörte, kam ich auf eine, wie mir schien, hervorragende Idee.

Am Abend unterbreitete ich Ilse meinen Plan: In ein, zwei Tagen würden wir in den Wald verschwinden und dort die Nacht abwarten. Wenn wir sicher waren, dass unsere Gruppe die Gegend verlassen hatte, würden wir die Sterne von unserer Kleidung abreissen. Unsere Mäntel waren schäbig, doch meine Skistiefel würden sicher Eindruck machen. Kein Lagerinsasse besass Schuhe wie diese – genau richtig für die Jahreszeit. Nun folgte der schwierigste, wenn auch, meiner Meinung nach, wirkungsvollste Teil des Plans. Wir würden zur nächsten Polizeistation gehen. Ich fürchtete die Polizei zwar wie den Tod, rechnete aber damit, dass sie unsere Angst kannten. In ihrer Arroganz würden sie niemals auf die Idee kommen, dass Juden diese überwinden könnten. Wir würden erzählen, dass wir Evakuierte aus Schlesien seien und eine Unterkunft für unsere Mutter und unsere kleinen Geschwister gesucht hätten. (Ilse und ich sprachen das Deutsch dieser Region, und die Erwähnung einer grossen Familie würde unsere Glaubwürdigkeit untermauern, da alle Deutschen dem Führer viele Kinder geschenkt hatten.) Wir würden erklären, dass unsere Familie bei unserer Rückkehr verschwunden gewesen sei.

Natürlich würde es Fragen geben. Unsere Papiere befanden sich angeblich bei unserer Mutter, die diese in einer Tasche mit Wertsachen aufbewahrte. Wir würden unsere echten Vornamen benutzen: Ilse und Gerda; sie klangen deutsch. Unser Nachname würde Kügler lauten. Man würde uns sicher fragen, ob wir Mit-

glied des BDM seien. Natürlich waren wir in der Hitlerjugend! Ich prägte mir eine Untergruppennummer ein. Unser Vater war in der Wehrmacht. Seine Kennziffer? Ich hielt mich für sehr schlau, als ich mir eine narrensichere Methode ausdachte, um eine komplizierte Zahlenkombination nicht zu vergessen: Ich nahm Ilses Hausnummer, meine und das Jahr des Kriegsausbruchs – 56941939! Die Zahl klang beeindruckend und war leicht zu behalten. Wir würden behaupten, unser Vater kämpfte an der Ostfront.

Ich spekulierte darauf, dass wir am wenigsten Verdacht erregen würden, wenn wir direkt in die Höhle des Löwen marschierten. Ausserdem hatte die Polizei zur Zeit viel zu viele Probleme, um eine ausgedehnte Untersuchung einzuleiten. Ich versuchte, den Plan in Gedanken so lückenlos und einfach wie möglich zu gestalten. Ich wusste, dass man Ilse und mich wahrscheinlich getrennt verhören würde; unsere Aussagen mussten also aufeinander abgestimmt sein. Ich hatte meine dramatischen Aufführungen in Bolkenhain inszeniert; nun wartete mein grösster Auftritt auf mich. Ich war mir schmerzlich bewusst, dass dabei nicht nur mein Leben, sondern auch das von Ilse auf dem Spiel stand.

Ich weihte Suse und Liesel in meinen Plan ein. Sie fanden ihn vernünftig und kündigten an, sich ein paar Tage nach uns ebenfalls abzusetzen und eine ähnliche Geschichte zu erfinden.

Die ganze Nacht übte ich mit Ilse.

«Denk dran, Ilse», wiederholte ich, «wir haben keine Angst vor der Polizei. Sie ist unser Freund und Helfer, denn wir sind Deutsche.»

Es war inzwischen zwei Tage her, seit wir den schlesischen Bäuerinnen begegnet waren. Wenn wir am folgenden Tag flo-

hen, uns die Nacht über im Wald versteckten und am vierten Tag zur Polizei gingen, sollte uns eigentlich nichts passieren. In der Scheune küssten wir Suse und Liesel zum Abschied; wir wollten am Spätnachmittag aufbrechen. Ich war den ganzen Tag über aufgereggt. Es kam wie gerufen, dass wir erst gegen vier Uhr nachmittags Rast machten. Die Bäume warfen bereits lange Schatten im Schnee.

«Perfekt», flüsterte ich Ilse zu. «Wenn unsere Bewacher nicht hinschauen, kriechen wir in den Wald.»

Ich warf Suse einen kurzen Blick zu. Liesel biss sich auf die Lippen, wie immer in emotionsgeladenen Momenten. Ich zog eine Augenbraue hoch, um Ilse zu signalisieren, sie solle hinter einen Baum verschwinden. Sie schaute mich mit furchtgeweiteten Augen an und ergriff meine Hand.

«Gerda, nicht jetzt!» flehte sie. «Bitte nicht jetzt! Ich habe Angst!»

Bis dahin hatte ich keinerlei Angst verspürt; Erregung hatte meine Furcht vertrieben. Erst als Ilse ihre Angst offenbarte, kamen meine Zweifel an die Oberfläche. Was, wenn unser Plan nicht funktionierte? Bis zu diesem Augenblick hatte ich diese Möglichkeit ausgeschlossen. Ich wusste, dass wir unbedingt fliehen mussten. Doch auf einmal zögerte ich. Es ging nicht allein um mich: Ilses Leben war mir so teuer wie mein eigenes. Ich schaute ihr ins Gesicht.

«Wir müssen los», wollte ich flüstern. Stattdessen hörte ich meine Stimme sagen: «Vielleicht heute Abend.»

«Alles antreten!» befahlen die SS-Leute.

Wir standen schon abmarschbereit, als wir plötzlich Schreie und verzweifeltes Flehen aus dem Wald hörten. Drei SS-Leute hatten im Unterholz vierzehn Mädchen geschnappt. Nun liessen sie sie vor uns in einer Reihe antreten. Der Kommandant zückte

seine Pistole. Die Mädchen schrien. Der Kommandant feuerte Schuss um Schuss ab; die Mädchen fielen, eine auf die andere.

Ich schloss die Augen und drückte Ilse Hand. In dem Moment schwor ich, niemals einen Fluchtversuch zu wagen, niemals unser beider Leben in die Hand zu nehmen, niemals den Pfad zu verlassen, der uns in den Tod führte.

Ein, zwei, vielleicht auch drei Wochen verstrichen. Wir hatten jegliches Zeitgefühl verloren. Etwa alle zwei Tage gab es warme Suppe, wenn man das Glück hatte, am Anfang der Schlange zu stehen – sonst kalte. Manchmal reichte die Menge auch nicht für alle.

Wir schliefen meistens in Scheunen. Einmal übernachteten wir in einer ausgebombten Kirche, wo wir sowohl von Osten als auch von Westen her Artilleriefeuer hörten. Wir waren froh, wenn wir in den Scheunen ein paar Weizenkörner fanden.

Überall hinterliessen wir Tote. Einige wurden begraben, andere einfach liegengelassen. Hunderte von Mädchen litten unter erfrorenen Füßen, die blutig und voller Eiterbeulen waren. Ich sah, wie ein Mädchen seine Zehen abbrach, als wären sie morsches Holz.

Als ich eines Nachts aufwachte, fühlte ich den Körper meiner Nachbarin auf meinen Beinen lasten. Ich protestierte. Sie reagierte nicht. Meine Beine schmerzten, waren schon fast taub von dem Gewicht. Ich versuchte, die Schlafende wegzuschubsen – und merkte, dass sie tot war. Ich kannte sie aus Bolkenhain; sie hatte an dem Webstuhl neben meinem gearbeitet. Ich erinnere mich nicht an ihren Namen, aber ich erinnere mich an die Art, wie sie sich über den Webstuhl beugte, um Fäden zu verknoten, und wie sie lächelte, wenn sich unsere Blicke begegneten.

Ein Mädchen entdeckte am Wegrand eine Milchkanne. Sie stürzte darauf zu, um nachzuschauen, ob sich Milch darin befände. Ein SS-Mann packte sie im Nacken und zwang sie auf die Knie. Ich sah, wie sie erstarrte, als er sein Gewehr von der Schulter nahm.

«Gnade! Gnade!» flehte sie.

Sie warf die Arme hoch, als er schoss. War es eine Geste des Betens oder der Verzweiflung? Der SS-Mann beförderte die Leiche mit einem Fusstritt aus dem Weg. Ich beobachtete die Szene mit Entsetzen und wünschte, ich wäre tot.

Über uns dröhnten Flugzeuge; aus der Ferne hörten wir Maschinengewehrfeuer. Die Fronten waren nicht mehr weit weg und doch nicht nah genug. Was für ein Glück die Soldaten hatten, dass sie Waffen besaßen! Ich träumte davon, einem SS-Mann nachts das Gewehr zu stehlen und sie alle zu erschliessen. Aber das waren nur Träume – ich wusste nicht mal, wie man ein Gewehr abfeuert.

Warum marschierten wir? Warum liefen wir freiwillig zur Schlachtbank? Warum versuchten wir nicht, uns zu wehren? Welchen Unterschied hätte es gemacht, wenn sie dabei einige von uns getötet hätten? Wir wurden ohnehin jeden Tag weniger, und die Überlebenden würden früher oder später auch umgebracht werden.

Unsere Gruppe schrumpfte auf ein Viertel ihrer ursprünglichen Grösse. Welchen Anlass gab es noch zu hoffen, fragte ich mich. Warum sollte ausgerechnet ich frei sein, wenn die anderen starben? Aus welchem Grund sollte ich mich für etwas Besonderes halten? Es waren gefährliche Gedanken. Noch glimmte ein Funken Hoffnung in mir. Ich musste weitermachen. «Wenn Papa, Mama und Arthur überleben, werden sie bangend und hoffend auf mich warten», redete ich mir ins Gewissen. «Ich darf sie nicht enttäuschen.»

«Sei stark», hatte mir Arthur vor beinahe sechs Jahren ins Ohr geflüstert.

«Sei stark», hatte Mama über all die Stimmen hinweg gerufen, als ich Bielitz verliess.

Der Schnee schmolz. Es wurde so mild, dass man meinen konnte, der Frühling hätte begonnen. Aus den Strassenschildern am Wegrand ging hervor, dass wir uns Dresden näherten; eine grosse, schöne Stadt – wie mir aus Geschichtsbüchern in Erinnerung war. Wir mussten von Grünberg aus ungefähr zweihundertfünfzig Kilometer weit marschiert sein. Die SS wollte die Stadt offensichtlich vor Einbruch der Nacht erreichen. Es dunkelte bereits, als uns entgegenkommende Lastwagenkolonnen zum Ausweichen zwangen und dadurch unser Marschtempo verlangsamten.

Als wir den Stadtrand von Dresden erreichten, hörten wir die Sirenen heulen; bald kreisten über uns am Himmel Hunderte von Flugzeugen. Wir standen auf einer Elbebrücke, während uns die SS vom Flussufer aus bewachte. Offenbar rechneten sie damit, dass die Brücke bombardiert würde, und hofften, uns auf diese Weise loszuwerden.

Es war wie Weltuntergang. Riesige Bomber donnerten über uns hinweg. Himmel und Erde bebten. Häuser fielen um wie Dominosteine. Menschen schrien; manche stürzten sich in Flammen in den eisigen Fluss. Deutschland wurde zerstört.

Ich hatte keine Angst um mein Leben. Ich betrachtete das brennende Dresden mit einem Gefühl des Triumphs. Gleichzeitig fühlte ich mich jedoch schmerzlich isoliert und schrecklich allein. Ich weiss nicht mehr, wie lange der Angriff dauerte oder wie wir schliesslich von der Brücke herunterkamen; ich erinnere mich nur noch an den Triumph und die Einsamkeit.

So verging eine weitere Nacht.

Das milde Wetter hielt ein paar Tage an. Wir marschierten weiter. Als wir eines Nachmittags durch Freiberg liefen, drang durch das offene Fenster eines hübschen Hauses Klavierspiel nach draussen. Gedämpfte Musik schwebte in der Luft. Als wir an dem Haus vorbeimarschierten, erstickten unsere Schritte die Töne; erst aus einiger Entfernung hörte ich sie wieder.

Im Geist entwarf ich eine Geschichte, die zu der Musik passte. Sie handelte von jemandem, der sein Lebtag lang eine Pflanze pflegte, ohne dass diese jemals blühte. Dies tat sie erst nach dem Tod des Besitzers.

Ich schaute Ilse an. Sie weinte lautlos – wie Mama geweint hatte, als wir Papa zum letzten Mal zum Bahnhof begleiteten.

Kapitel 13

Eine neue Kältewelle zerstörte unsere zaghafte Hoffnung, dass sich die Natur vielleicht unser erbarmen und uns verschonen würde. Es stürmte und schneite ununterbrochen. Wir marschierten und marschierten. Tagsüber sehnte ich mich nach der Nacht, und während der eisigen, bangen Nächte konnte ich den nächsten Tag kaum erwarten.

Wie in einem Alptraum wanderten wir durch ausgebombte Städte. An Chemnitz erinnerte ich mich schwach aus dem Erdkundeunterricht und weil mein Onkel Leo aus der Türkei bei seinen Besuchen dort Maschinen gekauft hatte. Nun lag Chemnitz in Schutt und Asche; die Ruinen rauchten noch. Ich sehe noch die alte Frau vor mir, die in den Trümmern Feuerholz sammelte.

Wir marschierten durch Zwickau, Reichenbach, Plauen. Unsere ständigen Begleiter waren der fallende Schnee, der heulende Wind und der gnadenlos nagende Hunger. Wir waren inzwischen zweihundertfünfzig Kilometer von Dresden entfernt, über fünfhundert von Grünberg. Es waren kaum mehr als vierhundert Mädchen übrig. Nach fast zweimonatigem Marsch kamen wir um den 20. März zum Lager Helmbrechts. Zu unserer Erleichterung stellten wir fest, dass es sich nicht um ein Todeslager handelte: Wir sahen Menschen darin, und es gab keine Verbrennungsöfen.

Die SS-Wachen verliessen uns, und ein neuer Mann übernahm das Kommando. Der Exkommandant liess seine Geliebte in Helmbrechts zurück; ihre goldenen Zeiten waren vorüber.

Wir wurden in einer leeren Baracke mit Lehmfußboden untergebracht. Beim Anblick des unter Strom stehenden Zauns hatte ich wieder das beklemmende Gefühl, in der Falle zu sitzen. Ich glaubte, dass unsere Überlebenschancen draussen im Freien trotz der widrigen Witterungsverhältnisse wesentlich besser waren.

Bevor wir in die Baracke gelassen wurden, mussten wir uns auf dem eisigen Hof bis zu den Schuhen ausziehen. Unsere Kleidung wurde gebündelt und weggebracht. Wir erhielten ein seltsames Sortiment an Kleidungsstücken; die Sachen waren noch nass, da sie in eine Lösung getaucht worden waren, die angeblich Ungeziefer abtötete. Ich erhielt eine schwere Männerhose und eine dünne Baumwollbluse, Ilse nichts weiter als einen langen, marineblauen Mantel.

Das Lager bestand aus rund einem Dutzend Baracken. Wir bekamen eine der grösseren zugeteilt. In einigen Baracken waren Ukrainerinnen untergebracht, deren Appell jedoch zu anderen Zeiten stattfand, so dass wir sie kaum sahen. Das ganze Lager war von elektrischen Zäunen umgeben. Dahinter erstreckten sich schneebedeckte Ebenen bis zum Horizont. Weit und breit stand kein Haus.

Wir litten alle an Durchfall. Abends wurde für vierhundert Mädchen ein einziges Holzfass neben die Tür gestellt. Wir wurden davor gewarnt, es überlaufen zu lassen! Wir rannten die ganze Nacht, standen Schlange und bettelten, an die Reihe gelassen zu werden. Wenn die SS-Frauen morgens auftauchten, schlugen sie uns und beschimpften uns mit den übelsten Worten.

Unsere Kost war mehr als dürftig. Hungrig und ohne Beschäftigung, begannen manche Mädchen, pausenlos über Essen zu reden und Rezepte für die köstlichsten Kuchen auszutauschen. Es

war eine Tortur, ihnen zuzuhören. Ich versuchte mir einzureden, dass es sich mit dem nagenden Schmerz in meinem Magen wie mit einem gebrochenen Bein verhielt: Ich musste den Schmerz aushalten, mit der Zeit würde er schon nachlassen.

In Helmbrechts lernte ich Lilli kennen. Sie stammte aus Ungarn. Sie und ihr Mann, über dessen Verbleib sie nichts wusste, waren Universitätsprofessoren. Lilli fiel mir eines Morgens auf, als wir auf dem Hof stundenlang strammstehen mussten, um auf einen Kessel mit geschmackloser, gelblicher, lauwarmer Brühe zu warten – unseren «Kaffee». Es war einer jener Tage, an denen sich die Todesfälle häuften. Seltsamerweise starb an manchen Tagen überhaupt niemand, an anderen Tagen hingegen verloren wir viele. Einige murmelten ein paar letzte Worte, die meisten fielen jedoch einfach stumm auf die gefrorene Erde. Die Toten wurden mit einer quietschenden Schubkarre weggeschafft.

Als ich an jenem Morgen dem aufgeladenen Leichenberg nachschaute, dachte ich: Heute wird die Schubkarre noch mehr Fahrten machen. Als ich mich abwandte, begegnete mein Blick den traurigen grauen Augen eines der ungarischen Mädchen. Selbst unter solch unsäglichen Zuständen existierten noch Vorurteile, so befremdlich es klingen mag. Die Ungarinnen waren bei uns nicht beliebt und wir nicht bei ihnen.

«Denkst du dasselbe wie ich?» fragte die Ungarin in perfektem Deutsch.

«Wahrscheinlich», antwortete ich.

«Es wird nicht mehr lange dauern, bis wir an der Reihe sind», bemerkte sie nüchtern.

«Vielleicht kommt es aber auch nie so weit.»

«Sei nicht dumm!» ereiferte sie sich. «Erzähl mir nicht, dass du immer noch Hoffnung hast!»

«Doch, das habe ich, und du ebenfalls!» schnauzte ich sie an. «Wenn du keine mehr hast, warum wartest du dann noch? Hier, bitte!» Ich zeigte auf den elektrischen Zaun.

Sie lächelte matt und entfernte sich.

An dem Nachmittag hörten wir wieder Artilleriefeuer; es war das erste Mal seit unserer Ankunft in Helmbrechts. Die Tür unserer Baracke wurde von aussen abgeschlossen. Als ich ruhelos umherwanderte, sah ich das Mädchen mit den grauen Augen auf dem Lehmfußboden sitzen; sie war damit beschäftigt, Läuse zu zerquetschen.

«Komm, leiste mir Gesellschaft», forderte sie mich auf. Ich erntete böse Blicke aus meiner Gruppe, als ich mich setzte. Sie mochten es nicht, wenn sich jemand mit den Ungarinnen verbrüderte.

«Es geschehen noch Wunder!» bemerkte jemand sarkastisch. «Das Ende des Krieges kann nicht mehr weit sein, wenn selbst Polen und Ungarn zusammenkommen!»

Wir lachten schallend, und dieses Lachen besiegelte unsere Freundschaft.

Die Tage waren abgesehen vom Hunger noch ganz erträglich; was wir fürchteten, waren die Nächte. Ohne Betten oder Decken blieb uns nichts weiter übrig, als auf dem nackten Lehm Boden zu schlafen. Zitternd und mit schmerzenden Gliedern drängten wir uns gruppenweise aneinander und warteten auf die Dämmerung.

Eines Nachts rüttelte mich jemand aus dem Schlaf. Es war Tussia, das Mädchen mit dem Giraffenhals, das ich aus Bolkenhain kannte. Ich hatte ein etwas schlechtes Gewissen ihr gegenüber, weil ich mich so lange nicht mit ihr unterhalten hatte. Ich interessiere mich schnell für Menschen, ziehe mich allerdings ebenso schnell zurück, wenn sie den Anspruch erheben, meine einzigen Freunde zu sein. Ich bin mir sicher, auf diese Weise vie-

le Menschen verletzt zu haben. Im Fall von Tusia verhielt es sich ähnlich. Ich empfand tiefen Respekt für sie; ihre Klugheit faszinierte mich; ich fand sie niemals langweilig – aber ich ärgerte mich auch über sie.

«Komm», flüsterte Tusia nun.

Ich folgte ihr zu ihrem Schlafplatz in der Nähe der Tür und des Fasses. Ein penetranter Gestank hing in der Luft.

«Worum geht es?» fragte ich.

«Ich will mit dir reden.»

«Und worüber?»

«Einfach nur reden.»

«Musstest du mich dafür wecken?» Ich war verärgert.

«Gerda», flüsterte sie, wobei ihre Hand nach meiner tastete, «weisst du noch, dass du einmal gesagt hast, wir würden an unserem Geburtstag frei sein?»

Tusia und ich waren beide am 8. Mai geboren. Ja, ich erinnerte mich.

«Werden wir frei sein?» drang sie in mich.

«Natürlich!» bestätigte ich kurz angebunden.

«Du scheinst dir nicht mehr so sicher zu sein.»

«Tusia, welche Antwort erwartest du denn von mir, wenn du mich mitten in der Nacht mit solchen Fragen weckst?»

«Solche Fragen?» Sie klang gekränkt. «Sind sie nicht wichtig? Verstehst du nicht, dass ich es jetzt, in diesem Augenblick, wissen muss?»

Und dann dämmerte es mir: Tusia hatte wahrscheinlich den Verstand verloren. Ich gab es auf, mit ihr zu streiten. Sie drückte meine Hand.

«Komm näher», flüsterte sie. Ich spürte ihren Atem in meinem Gesicht. «Gerda, es wird wunderbar sein, wenn wir frei sind. Aber du weißt, wir haben lange nicht miteinander gespro-

chen. Ich habe dich beobachtet. Du hast mich gekränkt. Dennoch bin ich dir dankbar, weil du mir den Glauben an die Menschlichkeit gegeben hast.»

«Wie meinst du das?»

«Dein Funke ist nicht erloschen, und er wird es auch nie. Du wirst Menschen wehtun, aber du wirst sie auch glücklich machen.» Dann wiederholte sie, was sie in Bolkenhain gesagt hatte: «Du gehst durch den Dreck, ohne dir die Füße schmutzig zu machen.»

Sie schwatzte weiter. Ich unterbrach sie nicht mehr.

«Ich bin müde», verkündete ich schliesslich, meine Hand aus ihrem Griff lösend. Ich ging zu meinem Platz zurück, fand jedoch keinen Schlaf. Die Dinge, die Tusia gesagt hatte, beschäftigten mich zu sehr.

Am nächsten Morgen wurden wir später als üblich auf den Hof geholt, um unser Stück Brot in Empfang zu nehmen. Die Sonne war bereits aufgegangen. Auf dem Rückweg zur Baracke entdeckte ich einen Körper, der mit dem Gesicht nach unten im schmutzigen Schnee lag.

«Tusia!» Ich berührte sie, weil ich dachte, sie sei ohnmächtig geworden. Ihre Hand zeigte auf einen leeren Blechbecher – sie war tot.

Ich wünschte, ich hätte den tiefen Schmerz aus mir herausweinen können, aber wieder floss keine Träne. Ilse wollte etwas sagen. Ich schnauzte sie an, sie solle mich in Ruhe lassen.

Ich tue Ilse weh, dachte ich; dies ist es, was Tusia gemeint hat.

Ich dachte den ganzen Tag an Tusia. Was hatte der «Funke» zu bedeuten? Dann begriff ich: meine Fähigkeit, andere glücklich zu machen – wie in Bolkenhain, als ich die Aufführungen arrangierte. Wie glücklich hatten die aufmerksamen Gesichter

gewirkt – und wie wenige der Mädchen waren noch am Leben!

Ich fragte mich, ob ich diese Fähigkeit noch besass. Noch in derselben Nacht probierte ich es aus. Ich schlich zu einer Gruppe von Mädchen und appellierte an ihre Verschwiegenheit. Das war die beste Methode, um Nachrichten zu verbreiten. Anschliessend erzählte ich ihnen, ich wisse aus sicherer Quelle, dass der Krieg in wenigen Tagen vorbei sei; es könne maximal noch eine Woche dauern. Um meine Geschichte zu untermauern, streute ich ein paar Zahlen über amerikanische Divisionen, Panzer und Flugzeuge ein. Die Deutschen befanden sich auf dem Rückzug. Sie würden uns nicht mehr töten; dazu hatten sie viel zu viel Angst.

Einige Mädchen reagierten skeptisch, andere überschäumend vor Freude; insgesamt schienen sie ihr Los leichter akzeptieren zu können mit dem Wissen, dass ein Ende in Sicht war. Ich erzählte Ilse natürlich dieselbe Geschichte.

«Woher weisst du das alles?» fragte sie misstrauisch.

«Das kann ich nicht verraten», erwiderte ich.

Ihre Augen weiteten sich. «Heisst das, du traust mir nicht'»
«Ilse, die Person, von der ich diese Information habe, hat ihr Leben riskiert. Wenn ich dir den Namen nenne, und das Geheimnis sickert durch, gibst du ihn vielleicht unter Folter preis.»

«Du weisst, dass ich eher sterben würde, als jemanden zu verraten», empörte sich Ilse leidenschaftlich.

«Ich weiss», bestätigte ich feierlich. «Und deshalb werde ich es dir nicht erzählen.»

«Gerda», ergänzte sie versöhnlich, «versprich mir, dass ich die erste bin, die das Geheimnis erfährt, wenn du nicht mehr schweigen musst.»

Ich habe niemals bereitwilliger ein Versprechen gegeben.

Wir benahmen uns in dem furchtbaren Lager wie die kleinen Mädchen, die wir Vorjahren einmal waren: gefühlsbetonte Teenager, die Schwüre ablegten, Geheimnisse ausplauderten und sich lebenslange Treue gelobten.

«Ich würde eher sterben, als etwas zu verraten», war ein beliebter Satz, der umso leichter und häufiger gebraucht wurde, je näher uns der Tod rückte und ein Geheimnis mit ins Grab zu nehmen vielleicht nur noch eine Frage von Stunden oder Tagen war.

Meine Geschichten sprachen sich herum; ich konnte es an den verschwörerischen Blicken ablesen, die mir die Mädchen zuwarfen, wenn ich vorbeiging. Ich bezweifle, dass das Alliierte Oberkommando über den Vormarsch der amerikanischen und englischen Truppen so viel wusste, wie ich berichtete.

Mädchen kamen zu mir, um Fragen zu stellen.

«Bist du ganz sicher, dass es so ist?» lautete die häufigste. «Du weißt, es wäre unfair, wenn ...»

«Unfair?» fragte ich mich selbst. War es unfair, einen Funken Hoffnung zu entzünden, einen verbitterten Mund zum Lächeln zu bringen?

Nur Suse und Lilli reagierten nicht auf meine sensationellen Neuigkeiten. Sie schienen sich weder zu freuen, noch zeigten sie offenes Misstrauen. Einmal allerdings bemerkte Suse: «Zu schade, dass du hier keine Stücke schreiben kannst, Gerda, wo du so reichhaltiges Material hast!»

Kapitel 14

Eines Morgens teilte man uns mit, dass wir Helmbrechts verlassen würden.

«Nein, nein!» jammerte Ilse.

«Bist du verrückt?» fragte ich sie, voll neuer Hoffnung.

Ich wollte im Freien sein, das Eingeschlossensein machte mir angst. Draussen, glaubte ich, hatten wir eine Chance. Ich besass immer noch meine Skistiefel. Unsere alte, verlauste Kleidung hatten wir inzwischen frei von Ungeziefer zurückbekommen, was wir als grosse Gunst betrachteten.

Ein Mädchen flüsterte mir beim Anziehen zu: «Du hattest recht, Gerda, sie haben Angst vor uns. Wir haben unsere Sachen wieder. «

Wir traten zu unserem letzten Appell in Helmbrechts an. Nicht mehr als dreihundert Mädchen waren versammelt. Der Kommandant machte eine Ankündigung:

«Ihr werdet euch freuen zu hören, dass der grösste Feind des Führers tot ist. Franklin Delano Roosevelt ist gestorben – so wie alle Feinde des Führers sterben werden!»

Roosevelt tot... Vielleicht war es nur ein Bluff. Später erfuhren wir, dass die Meldung der Wahrheit entsprach. Ich glaube, es war der 13. April 1945, als wir das erste Mal davon hörten.

Wir verliessen Helmbrechts bei strömendem Regen.

Ilse fand eine Margarineverpackung; wir leckten das Fett ab. Wir bekamen den ganzen Tag nichts zu essen, doch wir hatten gelernt, uns mit wenig zu begnügen.

In der Nacht schliefen wir im Freien. Es war bitterkalt; der

Beweis dafür waren die vielen steifen Körper, die am nächsten Morgen auf der Erde lagen. Nach einem weiteren Tagesmarsch brach Ilse am Abend plötzlich zusammen.

«Lass mich hier», flüsterte sie. «Ich kann nicht mehr.»

Ich stellte sie auf die Füße, legte ihren Arm um meinen Nacken und zerrte sie weiter.

«Lass mich», flehte sie unablässig. «Lass mich im Wald zurück. Irgendein Bauer wird mir helfen.»

«Ich bleibe bei dir», erwiderte ich.

«Nein, du musst weitergehen!» widersprach sie mit fester Stimme.

«Ich werde nicht ohne dich gehen», beharrte ich. «Du würdest doch auch nicht ohne mich gehen, oder?»

Sie antwortete nicht.

Es dämmerte bereits. Ich schleppte Ilse bis zu der Scheune, in der wir übernachteten. Als ich ihren Arm von meiner Schulter löste, sackte sie in sich zusammen. Tonlos, wie zu sich selbst, murmelte sie: «Ich kann nicht laufen.»

Panik ergriff mich. Ich zog ihr die Schuhe aus und massierte langsam und sanft ihre erfrorenen Füße.

«Es hat keinen Zweck», jammerte Ilse.

Vorsichtig zog ich ihr die Schuhe wieder an. Danach begab ich mich auf die Suche nach Hanka. Ich hatte Hanka bei der Nachtschicht in Grünberg kennengelernt; wir waren uns von Anfang an sympathisch. Wenn sie gelegentlich in der Küche aushalf, zweigte sie für Ilse und mich immer ein paar Extrabrocken Essen ab. Ich habe sie als guten Engel in Erinnerung und werde ihre Hilfsbereitschaft nie vergessen. Hanka war auf dem langen Marsch relativ gesund und kräftig geblieben. Deshalb hatte sie der Kommandant dafür eingeteilt, sich um die Kranken zu kümmern. Nun suchte ich sie in der törichten Hoffnung, dass

sie vielleicht ein Wundermittel für Ilse parat habe. Ich teilte ihr mit, dass Ilse auf dem Wagen mitfahren müsse. Es klang wie Ilse's Todesurteil. Seit dem Aufbruch aus Helmbrechts begleitete uns ein Pferdefuhrwerk, auf dem die Kranken und Toten transportiert wurden, bis sich genügend für ein Massengrab angesammelt hatten. Wenn es so weit war, wurden die Toten abgeladen und die Kranken erschossen.

«Ich fahre auch auf dem Wagen mit», kündigte ich an.

Hanka versuchte es mir auszureden, gab jedoch auf, als sie merkte, dass es zwecklos war. Die ganze Nacht zerbrach ich mir den Kopf darüber, ob Ilse und ich uns lieber im Stroh verstecken und in der Scheune Zurückbleiben sollten oder ob wir auf den Wagen steigen sollten. Ich hatte ebensolche Angst vor dem Bleiben wie vor dem Gehen. Es war schrecklich, eine Entscheidung treffen zu müssen.

Am Morgen zerrte ich Ilse zu dem Wagen und hob sie hinein. Sie drückte meine Hand und wandte sich dann von mir ab. Ich stieg ebenfalls ein.

Als Ilse mich auf dem Wagen sah, flehte sie schluchzend: «Nein, nein! Steig wieder runter, du kannst laufen!»

Doch mir war wichtig, dass wir zumindest für einen weiteren Tag zusammen waren.

Am frühen Nachmittag überschritten wir die Grenze zur Tschechoslowakei. Im ersten Dorf wurden wir von freundlichen Tschechen erwartet, die sich trotz der Drohungen der SS auf die Strasse gewagt hatten, um uns zu begrüßen. Sie deckten uns mit Essen ein! Sie warfen es in den Wagen, brachten Würste für die Bewacher und Brot und Rüben für uns. Konnte es in dieser armen Welt noch solchen Reichtum geben!

Wir assen; ich stopfte mir etwas Brot in die Taschen. Und welch ein Wunder – da flog doch plötzlich ein Ei in den Wagen!

Wieviele Jahre hatte ich kein Ei mehr gesehen! Ich schnappte es mir und hielt es Ilse an die Lippen.

«Du zuerst», beharrte sie.

Ich nahm einen Schluck. Ilse schlürfte den Rest.

«Ihr solltet euch schämen!» schrien die anderen.

«Ilse ist doch krank», rechtfertigte ich mich.

«Wir sind alle krank», lautete die Antwort.

Ich setzte grosses Vertrauen in die magischen Kräfte dieses Eies. Ich war davon überzeugt, dass Ilse wieder laufen würde.

In jener Nacht schliefen wir in einem Obstgarten. Die Knospen der Bäume hatten nur noch ein paar Tage Sonnenschein nötig, um zu voller Blüte aufzuspringen. Eine tiefe Sehnsucht nach Zuhause begann in mir zu brennen; ich verdrängte sie rasch.

Die anderen Mädchen waren vor uns eingetroffen. Hanka brachte mir Essen, das sie für uns aufgehoben hatte.

«Wir haben unterwegs eine Menge bekommen», berichtete ich ihr begeistert.

Ich half Ilse, sich hinzulegen. Sie war hundemüde. In der Nacht wurde es unangenehm kühl. Durchfall schwächte mich. Bevor ich ans andere Ende des Obstgartens lief, um mich zu erleichtern, stopfte ich meinen Brotvorrat unter Ilses Kopf.

«Gib auf das Essen acht!» flüsterte ich.

«Mache ich», murmelte Ilse.

Als ich zurückkam, war Ilse eingeschlafen, das Brot verschwunden.

«Du hättest besser aufpassen müssen!» warf ich ihr in meiner Verzweiflung vor.

«Es tut mir leid, so leid, so leid», wiederholte sie stammelnd.

«Hör auf damit!» schrie ich sie an.

Ich konnte vor Wut nicht schlafen. Die Sicherheit dieses Stück Brotes hatte mir so viel bedeutet; nun war es weg.

Ilse war wieder eingeschlafen. Wenn wir nur fliehen könnten, dachte ich. Die Einheimischen waren freundlich, sie würden uns helfen. Doch wir befanden uns in einem eingezäunten Obstgarten, und Ilse konnte nicht laufen. Wie sollten wir da fliehen? Hätte ich am Tag zuvor gewusst, wie nahe wir der tschechischen Grenze waren, wären wir mit Sicherheit in der Scheune geblieben. Aber wie hätte ich es wissen sollen?

Am Morgen stiegen wir wieder auf den Wagen. Ilse schlief fast ununterbrochen. Wir bekamen den ganzen Tag nichts zu essen. Abends wurden wir erneut in einer Scheune untergebracht. Als fast alle schliefen, flüsterte mir meine alte Freundin Rita Schanzer aus Bielitz zu, dass sie in der Nacht zu fliehen versuchen werde. Sie drängte mich, sich ihr anzuschliessen. Doch Ilse konnte nicht ohne Hilfe laufen, und ich hätte sie unmöglich tragen können. An Flucht war also nicht zu denken.

Der nächste Morgen brachte frühlingshaften Temperaturen. Ich suchte die Kolonne mit den Augen nach Rita ab, konnte sie jedoch nirgendwo entdecken. Vielleicht hatte sie es geschafft zu entkommen. Ich wünschte ihr es.

Auf dem Wagen schlief Ilse sofort wieder ein. Die Sonnenstrahlen wärmten unsere erfrorene, runzlige Haut. Das grelle Licht blendete uns, nachdem unsere Augen so lange an Dunkelheit gewöhnt waren.

Die Schönheit des Tages machte mir bewusst, wie schrecklich schäbig wir aussahen. Schmutzig und stinkend zogen wir durch die friedliche tschechische Landschaft, die vom Krieg unberührt schien. Als wir unter blühenden Bäumen durchfuhren, streiften

deren Äste unseren Wagen. Ich brach einen kleinen Blütenzweig ab und legte ihn Ilse auf die Brust. Sie wachte auf, roch daran und lächelte. In ihren Augen lag ein seltsamer Ausdruck. Ihre Zähne waren ganz gelb. Nach ein paar Minuten schlief sie wieder ein.

Der Tag zog sich hin. Wir fuhren durch hügelige Landschaft. Gegen Abend wurde es wieder empfindlich kühl. Wir machten auf einer Wiese halt. Ein Wachposten trieb mich vom Fuhrwerk weg. Kräftigere Mädchen mussten die Kranken und Toten vom Wagen heben. Nach dem Appell schaute ich mich nach Ilse um, konnte sie jedoch nicht finden. Plötzlich bemerkte ich, wie eine der Ungarinnen Iلس Mantel aus einem Haufen zerrte, auf dem vier Körper lagen.

Wütend riss ich ihr den Mantel aus der Hand.

«Ich bring dich um!» Sie verstand zwar meine Worte nicht, doch mein Ton war so unmissverständlich, dass sie den Mantel losliess.

Ilse lag im nassen Gras. Sie lächelte schwach, als ich ihr den Mantel umlegte. Die drei anderen Mädchen waren tot. Hanka half mir, Ilse von den Leichen wegzutragen. Nachdem wir sie an einem ruhigen Platz abgesetzt hatten, deckte ich sie mit unser beider Mäntel zu und kroch neben sie. Ich hielt sie in meinen Armen. Mühevoll hob sie die Hand und strich mir übers Haar.

«Meine arme Schwester», flüsterte sie. «Du wirst in Zukunft allein sein.»

Ich drückte ihren Kopf an meine Brust, um ihre Worte zu ersticken. Sie fiel in einen leichten Schlaf.

Liesel brachte zwei Kartoffeln. Eine ass ich, die andere bewahrte ich für Ilse auf. Als sie erwachte, gab ich sie ihr.

«Ich habe keinen Hunger», wehrte sie ab. «Iss du sie. Bitte iss.»

Ich war so hungrig, dass ich die Kartoffel ass. Bevor ich sie verzehrt hatte, war Ilse bereits wieder eingeschlafen. Feiner Nieselregen setzte ein. Es war feucht und kalt. Mehrere Mädchen standen auf, um ihre steifen Glieder zu bewegen.

«Hinlegen!» brüllten die Wachen.

«Wasser!» flüsterte Ilse.

Ich machte mich zum nahegelegenen Bach auf den Weg. Ein SS-Mann hielt mich auf.

«Wasser für meine Schwester», bettelte ich.

«Zurück, du Schwein!» Er trat mich mit seinen schweren Stiefeln. Während er mir zu Iلسes Schlafplatz folgte, schlug er eine Reihe von Mädchen, die von dem nassen Untergrund aufstanden.

Als Ilse seine schweren Schritte näherkommen hörte, murmelte sie fiebernd: «Hört! Sie kommen! Unsere Retter!»

«Was willst du, du Miststück?» forderte der SS-Mann.

«Wasser», flüsterte Ilse.

Er versetzte ihr einen Tritt.

«Warum?» wimmerte Ilse matt. «Warum?»

«Mein Gott, haben Sie kein Erbarmen?» schluchzte ich. Ich warf mich schützend über ihren Körper.

«Gerda», flüsterte Ilse. «Ich will nicht sterben. Ich bin doch erst achtzehn. Ich muss dir etwas sagen.» Ihre Stimme wurde kräftiger. «Falls meine Eltern überleben, erzähl ihnen nicht, wie ich gestorben bin. Versprich mir noch eins», ergänzte sie. «Du musst versuchen, noch eine Woche durchzuhalten.»

Ich schwieg.

«Eine Woche noch, versprich es!» beharrte sie.

«Ich verspreche es.»

«Ich hoffe, dass niemand mit mir böse ist. Ich bin niemandem böse.»

«Ilse, hör bitte auf!» flehte ich unter Tränen.

«Du wirst sehr glücklich werden, ich weiss es», fuhr sie fort. «Erinnerst du dich noch an die Karten in Bolkenhain? Mir haben sie verheissen, dass ich kein Glück haben werde, aber du – du bist ein Sonnenkind.»

Vor langer Zeit, in Bolkenhain, hatte uns jemand aus den Karten die Zukunft gelesen. Ja, ich erinnerte mich.

«Danke für alles!» flüsterte Ilse, meine Hand ergreifend.

Es hörte auf zu regnen. Bevor Ilse wieder einschlief, leckte sie die paar Regentropfen, die ich in meinen Handflächen gesammelt hatte. Ich döste ebenfalls ein.

Nach einer Weile murmelte Ilse: «Halt meine Hand!»

Ihre Hand in der meinen, schliefen wir beide ein. Als ich erwachte, dämmerte der Morgen. Ilses Hand war eiskalt. Ihre Augen standen halb offen. Sie atmete nicht mehr. Ich rannte zu Liesel und Suse, die eng aneinandergeschult im Gras lagen.

«Ilse ist tot, Ilse ist tot!» rief ich verzweifelt.

Von irgendwoher meldete sich eine Stimme: «Wer ist Ilse?» und eine zweite: «Wozu die Aufregung? Wir werden alle sterben.»

Ich entfernte mich und setzte mich allein ins nasse Gras. Die Sonne ging als leuchtend goldener Streifen über den Hügeln auf – der Anfang des ersten Tages, den Ilse nicht erleben würde. In der Ferne bellte ein Hund. Ich war allein, so schrecklich allein. Warum musste ich immer allein sein?

Ilse wurde in der Nähe einer Baumgruppe begraben. Ich konnte es nicht ertragen zuzuschauen. Die Mädchen, die Ilses Grab schaufelten, beschrieben mir später die Stelle.

Als ich auf den Wagen kletterte, versuchte Hanka, mich davon abzuhalten.

«Das ist dein sicherer Tod», redete sie auf mich ein. «Ilse konnte nicht laufen, aber du kannst es.»

«Nur heute noch», bettelte ich. «Morgen werde ich wieder laufen.»

Als der Wagen gegen Mittag durch eine kleine Stadt rollte, öffnete sich über uns ein Fenster, und ein Stück Brot fiel direkt in meinen Schoß. Gierig griff ich danach. Ein Dutzend bettelnder Hände streckten sich mir entgegen. Eine Minute schwankte ich. Dann teilte ich das Brot gerecht unter den Mädchen auf.

Kapitel 15

Der Tag nach Iles Tod war ein Tag voller Spannungen. Über uns donnerten ununterbrochen alliierte Flugzeuge hinweg, die den Wald und unsere Kolonne beschossen. Offensichtlich wussten die Piloten nicht, wer dort marschierte; sie sahen nur die grau-grünen Uniformen unserer Bewacher.

Als wir am Abend eine Scheune erreichten, traf ich Liesel. Sie hatte eine Wunde am Bein.

«Es ist nichts», wiegelte sie ab. «Es tut nicht mal weh.»

Das Scheunentor wurde verriegelt; zwischen den beiden Türflügeln klaffte jedoch eine Lücke, durch die Licht eindrang. Wir schlugen unser Nachtlager früher als üblich auf; vielleicht fürchteten sich unsere Bewacher vor den Flugzeugen.

Ich versuchte, mit Liesel und Suse zu reden, doch das Band zwischen uns war gerissen. Unsere Gruppe war nicht mehr dieselbe. Iles Tod schien die beiden davon überzeugt zu haben, dass wir restlichen drei ebenfalls nicht mehr lange durchhalten würden. Suse wollte am folgenden Tag auf dem Wagen fahren. Sie behauptete, nicht mehr laufen zu können. Liesel, deren Beine mit eitrigem Schorf übersät waren, willigte ein, sich ihr anzuschliessen.

Am Morgen folgte ich Liesel und Suse auf den Wagen. Hanka zog mich wieder herunter.

«Du kannst laufen», bestimmte sie. «Du fährst nicht mit.»

Ich gehorchte widerspruchslos, obwohl ich den Sinn dessen nicht recht einsah. Zu Anfang schmerzten meine Beine so heftig, dass ich glaubte, nicht weiterlaufen zu können, je länger ich je-

doch marschierte, desto besser fühlte ich mich. Immer wieder schaute ich automatisch nach links und nach rechts; doch statt Ilse und Suse marschierten nun Mädchen neben mir, die ich nicht kannte.

Wir verbrachten eine weitere Nacht in einer Scheune. Am nächsten Morgen waren wieder mindestens fünfzig Mädchen tot.

Als wir vor einem Kessel Suppe anstanden, hörte ich die aufgeregte Unterhaltung einer Gruppe von Bewachern mit.

«Ist es möglich?» fragte einer von ihnen, worauf eine SS-Frau hysterisch erwiderte: «Ja, der Führer ist tot!»

Ich spürte, wie ich vor Freude zitterte.

«Suse, Suse, hast du gehört?» flüsterte ich.

«Ja», antwortete sie. «Aber ich bin mir sicher, dass sie uns jetzt aus Rache umbringen.»

Ich wollte ihr widersprechen, doch etwas hielt mich davon ab. Vielleicht gab ich Suse innerlich recht. Wir marschierten weiter und warteten darauf, dass sich etwas ereignete. Wenn Hitler tot war, mussten sich die Dinge ändern!

«Jetzt geschieht es», redete ich mir pausenlos ein. «Dies ist das Ende. Noch ein, zwei Tage, dann ist alles vorbei.»

Aber irgendwie bedeutete es mir nicht mehr so viel. Seit Ilse tot war, war mir alles ziemlich gleichgültig, obwohl ich ihr versprochen hatte, nicht aufzugeben.

Am dritten Abend nach Ilses Tod näherten wir uns der tschechischen Kleinstadt Volary. Es war ein Freitag, wie ich später erfuhr. Meine Beine schmerzten so schrecklich, dass ich das Gefühl hatte, keinen Schritt mehr machen zu können. Die verantwortliche SS-Frau befahl uns, uns in einer Reihe auf der Wiese aufzustellen. Wer als untauglich eingestuft wurde, kam in eine gesonderte Gruppe. Ich taumelte.

«Du kannst nicht mehr laufen», brüllte sie, auf mich zeigend.

«Zieh ihr die Schuhe aus!» befahl sie Hanka, die neben mir stand.

Meine Schuhe – die Skistiefel, die ich all die Jahre getragen hatte! Der Befehl weckte neue Kräfte in mir.

Hanka schubste mich hinter ein anderes Mädchen. «Lass dich nicht mit den Schuhen erwischen», flüsterte sie.

Im Dämmerlicht wurde unsere Gruppe zu einem Lastwagen dirigiert.

«Soll ich dir hochhelfen?» fragte Hanka.

Auf der Ladefläche gab es nur ein paar Sitzplätze. Die übrigen Mädchen würden zusammengedrängt stehen müssen. Manche bettelten, einsteigen zu dürfen.

«Noch nicht, Hanka», sagte ich.

«Dann musst du mit dem Pferdefuhrwerk fahren», erwiderte sie. «Es wird bald hier sein.»

«Ich habe keine Eile», antwortete ich.

Der Lastwagen brauste mit einem SS-Mann, einer SS-Frau und ungefähr dreissig schuhlosen Mädchen davon. Der Rest von uns wartete im Gras auf die Ankunft des Pferdefuhrwerks oder die Rückkehr des Lastwagens. Ich schaute zum Himmel. Die ersten Sterne leuchteten auf uns herab. Gelegentlich durchbrachen Flugzeuge oder Artilleriefeuer die Stille des Frühlingsabends. Eine Stunde verstrich, ohne dass Pferdefuhrwerk oder Lastwagen auftauchten.

Ich spürte weder Kälte noch Hunger, sondern war nur traurig und fühlte mich schrecklich einsam. Ich gönnte mir den seltenen Luxus, an zu Hause zu denken – an Papa, Mama und Arthur, wie sie an einem Frühlingsabend unter dem Sternenhimmel im Garten spazierengingen. Ich fühlte mich sonderbar getrötet. Inzwischen war es stockfinster.

Als der Lastwagen nach Stunden noch nicht zurückgekehrt war, wurden wir über die Wiese zu einer weitläufigen Fabrikan-

lage geführt. Einhundertzwanzig von uns waren noch übrig. Nachdem wir in eine Halle getrieben worden waren, wurden Fenster und Türen von aussen verbarrikadiert. Bald konnten wir aus der Stille draussen schliessen, dass uns unsere Bewacher verlassen hatten.

Viel später erfuhr ich von einer Überlebenden, dass der Lastwagen von einem amerikanischen Flugzeug beschossen worden war. Die Bewacherin war getötet worden. Der SS-Mann hatte einige Mädchen erschossen; die übrigen waren von der Ladefläche gesprungen und davongelaufen.

In der Stille der riesigen Halle hörten wir ein Ticken. Also wollten uns die Deutschen zu guter Letzt doch noch töten! Wir hatten so viele Jahre auf das Ende des Krieges gewartet. Wie oft hatte ich von diesem Augenblick geträumt – vor Jahren zu Hause, im Ghetto, in Bolkenhain, in Märzdorf, Landeshut, Grünberg und in all den Monaten, in denen wir marschiert waren. Und nun sollten wir doch noch sterben.

Es fing an zu regnen, ein Frühlingschauer, der von Donnerrollen begleitet wurde. Man hörte keinen Flugzeuglärm mehr, das Artillerief Feuer verstummte, doch die Bombe draussen tickte weiter.

Dann kamen ein paar Tschechen und brachen die Tür auf. Sie drängten uns zur Eile. Sie befürchteten, dass die SS-Leute zurückkommen würden, um uns zu erschiessen, weil ihre Bombe nicht explodiert war.

Wir hörten später viele Geschichten über jene Bombe, erfuhren jedoch nie, wieso sie nicht funktioniert hatte. Wir verschwendeten keine Zeit damit, sie uns anzuschauen. Wer noch in der Lage dazu war, rannte. Einige suchten sich ein Versteck auf dem Fabrikgelände. Zwei andere Mädchen und ich krochen in eine lange Metallröhre, die auf dem Boden einer der Hallen lag. Dort warteten wir.

Ein paar Stunden vergingen. In der Ferne hörten wir Schüsse. Wenig später dröhnten wieder Flugzeuge über unseren Köpfen. Wir wagten nicht, uns zu bewegen.

Vielleicht, dachte ich, vielleicht werden wir überleben; aber was dann? Ich werde natürlich nach Hause gehen ... Zum ersten Mal in all den Jahren zündete der Gedanke nicht. Nein, ich konnte nicht daran denken. Noch nicht.

Am Fabriktor gab es einen lauten Tumult; kurz darauf hörten wir das Stampfen schwerer Stiefel auf dem Betonfussboden.

«Los, raus mit euch, ihr Viecher, raus!» brüllte eine Stimme auf deutsch.

Wir rührten uns nicht. Schüsse wurden in unsere Richtung abgefeuert. Eine Kugel durchschlug die Röhre, wobei sie meine Schulter und das Bein eines der anderen Mädchen streifte. Dann ebte der Lärm ab; die Deutschen zogen sich zurück. Wir warteten wieder. In der Ferne wurde weiter geschossen.

Nach einer Ewigkeit hörten wir tschechische Stimmen. Ein Mann und zwei Frauen riefen vom Fabriktor aus: «Falls jemand hier drinnen ist, kommt raus. Der Krieg ist vorbei!»

Mit steifen, tauben Gliedern krochen wir aus der Röhre.

«Schaut!» sagte der Mann, in Richtung Fensterweisend. Eine der Frauen stützte mich.

Durchs Fenster sah ich im ersten Morgenlicht auf einer Anhöhe eine Kirche. Auf ihrem Turm wehte sanft die weisse Fahne des Friedens. Eine Welle von Gefühlen schnürte mir die Kehle zu; meine Tränen tropften aufs Fensterbrett. Ich beobachtete, wie sie nicht im Staub versickerten, sondern wie klare Kristalle daraufliegenblieben. – Das war alles, was mir in jener bedeutenden Stunde meines Lebens in den Sinn kam!

Teil 3



Oben: Gerda Weissmann Klein wenige Monate nach ihrer Befreiung 1945, unten Lt. Kurt Klein 1945.

Kapitel 1

Wir kehrten in die riesige Halle zurück, wo sich die meisten Mädchen bereits eingefunden hatten. Es herrschte grosses Chaos: überall Schluchzen und Freudenschreie. Endlich hatte die Stunde geschlagen. Ich konnte es noch nicht recht fassen. Es ertönten keine goldenen Trompeten, die unsere Freiheit verkündeten. Kein Befreier war in Sicht.

Liesel lag auf dem schmutzigen Fussboden. Sie wusste, dass wir frei waren, schien sich jedoch nicht darüber freuen zu können.

«Wo ist Suse?» fragte ich sie.

«Sie ist Wasser holen gegangen und nicht zurückgekehrt.

Sie ist schon lange weg.»

Ich lief hinaus, um Suse zu suchen. Sie war nicht an der Wasserpumpe. Ich fand sie abseits des Weges im Schlamm liegen. Ihre Augen waren glasig, blind; im ersten Moment merkte ich nicht, dass sie tot war.

«Suse, wir sind frei!» rief ich ihr zu. «Wir sind frei, der Krieg ist aus.»

Als ich sie berührte, erkannte ich die Wahrheit.

Ich erzählte Liesel nichts davon. Die Nachricht war zu traurig für den Tag der Befreiung.

Wenn ich mich an meine Gefühle zu erinnern versuche, gelangt ich zu dem Schluss, dass ich überhaupt nichts empfand. Mein Geist war so stumpf, meine Nerven so strapaziert vom Warten, dass nur eine gefühllose Leere übrigblieb. Ebenso wie andere Mädchen sass ich nur da und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Am Nachmittag fuhr ein seltsames Gefährt vor. Darin sassen zwei Soldaten in mir fremder Uniform; einer von ihnen sprach deutsch. In ihrer Begleitung befand sich der deutsche Bürgermeister der Stadt. Er versuchte den beiden einzureden, dass er kein Antisemit sei. Die Soldaten waren Amerikaner; ich wusste es, sobald ich sie miteinander sprechen hörte. Arthur hatte ein wenig Englisch gekonnt.

Tränen strömten aus meinen Augen, als sie sich uns näherten. Der deutsch sprechende Soldat tätschelte mir die Hand.

«Nicht weinen, mein Kind», sagte er mitfühlend. «Es ist alles vorbei.»

«Wir müssen zum Hauptquartier zurück», erklärte der andere, ebenfalls auf deutsch. «Könnt ihr Mädchen bis zum Morgen warten? Wir kommen zurück.»

Ich weiss nicht mehr, was an jenem Tag sonst noch passierte. Das nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich behaglich und warm aufwachte – in einen Mantel gewickelt, den die SS zurückgelassen hatte. Auf meinen Lippen lag etwas, das ich für ein Lächeln hielt, das aber in meinem erbärmlich eingefallenen Gesicht eher wie eine Grimasse gewirkt haben muss.

Die nüchterne Fabrikhalle war von Sonnenlicht durchflutet, als ich mit dem Bewusstsein erwachte, frei zu sein. Ich wollte unbedingt nach draussen, um mich frei zu bewegen. Vielleicht würde ich die beiden Amerikaner wiedertreffen. Bei den ersten Schritten taumelte ich. Meine Haut war heiss und ausgetrocknet. Das erste, was ich auf dem Hof erblickte, war das seltsame Gefährt, das in der strahlenden Maisonnie auf uns zugeholpert kam. Riesige Freude überfiel mich. Ich rief den anderen Mädchen zu, dass die Amerikaner wiederkämen. Der Soldat auf dem

Beifahrersitz gab dem Fahrer ein Zeichen, in meiner Nähe anzuhalten. Danach sprang er aus dem Wagen und lief zu mir herüber. Es war nicht der Soldat von gestern. Staunend starrte ich den Mann an, der für mich den Inbegriff von Heldentum und Freiheit verkörperte. Er begrüßte mich. Ich muss ihm reinen Wein einschenken, schoss es mir durch den Kopf, damit er sich keine Illusionen über uns macht. Ich schämte mich vermutlich; schliesslich hatten die Nazis sechs endlose Jahre lang versucht, uns zu erniedrigen.

«Kann ich die anderen Damen sehen?» fragte der Amerikaner.

«Damen!» wiederholte ich im Geist. Er wusste offenbar nicht Bescheid; ich musste ihn aufklären.

«Wir sind Juden», bemerkte ich leise.

«Ich auch», erwiderte er.

War da ein Stocken in seiner Stimme, oder bildete ich mir das bloss ein? Ich hätte ihn am liebsten umarmt, wäre mir nicht schmerzlich bewusst gewesen, wie abstossend und verdreht ich wirken musste.

«Wollen Sie mich nicht begleiten?» fragte er. Er hielt mir die Tür auf. Ich begriff nicht gleich. Ich schaute ihn fragend an, doch in seinem Gesicht zuckte nicht ein Muskel. Er tat so, als ob er den Schmutz und die Läuse nicht gesehen hätte. Er behandelte mich wie eine Dame, und für dieses Wohlwollen bin ich ihm ewig dankbar.

«Ich möchte, dass Sie eine Freundin von mir kennenlernen», erinnere ich mich, dem Amerikaner erzählt zu haben. Wir steuerten auf Liesels Lager zu. Unterwegs trafen wir auf Lilli. Sie lag in Lumpen gehüllt auf dem schmutzigen, strohbedeckten Fussboden. Als wir vorbeingingen, hob sie den Kopf und starrte meinen Begleiter aus weit aufgerissenen, brennenden Augen an. Ihr Gesicht leuchtete in einem eigenartigen Feuer auf, als sie ihn auf

Englisch ansprach. Der Amerikaner beugte sich zu ihr hinunter und antwortete. Lillis Hände zitterten, als sie sanft seinen Jackenärmel berührte. Aus dem folgenden Wortwechsel hörte ich ein Wort heraus, das ich verstand: «*Happy*.» Dann seufzte Lilli, löste ihre Hand, schaute den Soldaten kopfschüttelnd an und flüsterte: «Zu spät.»

Wir gingen zu Liesel weiter. Sie lächelte schweigend. Es schien sie nicht sonderlich zu berühren. Ich schaute zu Lilli zurück. Ihre Augen waren auf den Amerikaner fixiert; eine einsame Träne rann ihr die Wange hinab. Eine Ameise kroch ihr übers Kinn. Kurz darauf starb Lilli.

Ich hörte den Amerikaner auf englisch Befehle erteilen. Er schien wütend darüber zu sein, dass es nicht schneller voranging. Er erklärte mir auf deutsch, dass ein Lazarett für uns bereitstehe, und fragte mich anschliessend: «Gibt es irgendwas, das ich für Sie persönlich tun kann?»

«Ja», antwortete ich ohne Zögern. «Falls Sie so freundlich wären und Zeit dafür fänden: Ich habe einen Onkel in der Türkei. Könnten Sie ihm schreiben, dass ich am Leben bin, und ihn fragen, ob er Nachricht von meinen Eltern und meinem Bruder hat?»

Er zog ein Notizbuch aus der Tasche und setzte seine Sonnenbrille ab. Ich sah Tränen in seinen Augen. Er trug einen Kampfanzug mit einem Tarnnetz über dem Helm. Während er schrieb, beobachtete ich ihn; ich konnte gar nicht genug von dem Wunder in mich aufsaugen, dass er für meine Freiheit gekämpft hatte. Er klappte das Notizbuch zu.

«Ich möchte Ihnen noch eine Frage stellen», sagte er weich. «Aber bitte, Sie müssen nicht darauf antworten, wenn Sie nicht wollen. Wir sind darüber unterrichtet, was geschehen ist. Sagen Sie, sind Sie alle sterilisiert worden?»

Ich konnte nicht sofort antworten; zu viele Gefühle wühlten mich auf. Warum sollte sich ausgerechnet er, der mir wie ein junger Gott vorkam, nach dem teuersten Schatz erkundigen, den ich, die auf ihn wie ein Tier wirken musste, noch in mir trug?

«Wir sind verschont worden», stiess ich mit Mühe hervor.

Ein paar Minuten später fuhr er in Begleitung seines Kollegen und des Bürgermeisters davon. Ohne dass ich ihn wenigstens nach seinem Namen gefragt hätte, verschwand er!

Innerhalb einer Stunde trafen Lastwagen des Roten Kreuzes ein. Vorsichtig, aber dennoch zügig, wurden die Kranken auf Tragbahnen gehoben. Soldaten trugen Mädchen wie Babys auf ihren Armen und redeten beruhigend auf sie ein. Die Mädchen verstanden zwar die Worte nicht, doch die Gesten der Wärme und Hilfsbereitschaft waren unmissverständlich. Wie in Trance taumelte ich zu einem Lastwagen und gelangte hinein. Die Soldaten hatten einen roten Rhombus auf den Ärmeln, das Abzeichen der Fünften US Infanteriedivision. Ihre Uniformen, ihre Sprache, ihre Freundlichkeit und ihre Fürsorge liessen es Wirklichkeit werden: Wir waren endlich frei!

Das Lazarett war in einer ehemaligen Schule untergebracht. Verwundete deutsche Soldaten waren in den dritten Stock verlegt worden, damit wir die unteren beiden Stockwerke beziehen konnten. Wie sich die Welt innerhalb eines Tages verändert hatte! Deutsche mussten weichen, um uns Platz zu machen.

Wir wurden in einen Raum gebracht, in dem riesige Kessel mit Wasser auf einem Herd erhitzt wurden. Auf dem Boden standen dampfende runde Holzbottiche.

Eine Frau in weissem Kittel bedeutete mir, mich zu entklei-

den. Nachdem ich mich ausgezogen hatte, stieg ich in einen der Bottiche. Das warme Wasser, das mir bis zum Nacken reichte, fühlte sich ungewohnt an: Es war mehr als drei Jahre her, seit ich zuletzt gebadet hatte. Eine Krankenschwester bat mich aufzustehen und seifte mich anschliessend mit kräftigem Druck ein. Es war wohltuend, in den Bottich zurückzugleiten und sich vom warmen Wasser umspülen zu lassen. Eine junge Bauersfrau mit rosigen Wangen, einem knöchellangen bunten Rock und einer tiefausgeschnittenen Bluse, die ihren vollen Busen offenbarte, kam herein. Ich fühlte mich schwächling und mager. Als ich sah, wie die Frau meine Kleidungsstücke in einen Korb sammelte, warf ich der Krankenschwester einen fragenden Blick zu.

«Sie werden verbrannt», erklärte die Schwester.

Es gab nur noch einen Gedanken. Ich griff mit der nassen Hand nach meinen Skistiefeln, nahm den linken und fischte unter dem Futter das schmutzige, deformierte Päckchen heraus, das die Fotos enthielt, die ich unbedingt retten wollte. Ich wickelte die Fotos aus und legte sie auf das trockene Handtuch neben dem Bottich. Das andere Päckchen – das mit dem Gift, das ich in Grünberg gekauft hatte – überliess ich getrost dem Feuer.

Ich stieg aus dem Bad; die Schwester trocknete meinen Körper und mein Haar. Als ich splitternackt dastand, bevor mir ein sauberes, blau weiss kariertes Männerhemd übergestreift wurde, wurde mir urplötzlich bewusst, dass ich absolut nichts besass, nicht einmal einen Fetzen Kleidung, den ich mein eigen nennen konnte. Mein einziger Besitz waren die Fotos von Papa, Mama, Arthur und Abek, die ich drei Jahre lang mit mir herumgetragen hatte.

Nachdem man mir eine Decke um die Schultern gelegt hatte, wurde ich zu einer Pritsche geleitet. Die Laken waren frisch und

weiss. Eine Schwester brachte mir ein Glas Milch. Milch! – Ich hatte seit drei Jahren keine bekommen. Während ich trank, brach etwas Gewaltiges, Unkontrollierbares in mir los. Mein Körper zitterte krampfartig. Ich versuchte, mich zu beherrschen; es gelang mir nicht. Ich hörte meine Stimme und konnte nichts dagegen tun.

Eine Schwester und ein Arzt eilten herbei. Ich hörte, wie der Arzt sagte: «Nein, lassen Sie sie es rausweinen.» Lange unterdrückte Gefühle brachen endlich aus mir hervor. Ich weinte um Ilse, um Suse, um andere Freunde und schliesslich auch um meine Familie. Tief in meinem Herzen hatte ich immer gewusst, dass sie tot waren, doch die Träume von glücklichen Wiedervereinigungen hatten mich am Leben erhalten.

Als ich die Augen aufschlug, war eine Nacht vergangen. Eine Schwester brachte ein Frühstückstablett. Dies ist das Leben einer Märchenprinzessin, dachte ich.

Als ich nach dem Frühstück tagträumend im Bett lag, gab es plötzlich Unruhe. Krankenschwestern eilten herbei.

«Deutschland hat kapituliert!» riefen sie uns zu. «Der Krieg in Europa ist vorüber.»

Für mich hatte der Krieg bereits mit unserer Befreiung geendet. Ich hatte nicht gewusst, dass danach noch weitergekämpft worden war.

Ich schaute aus dem Fenster. Eine Kompanie unbewaffneter, verdreckter deutscher Soldaten kam die hügelige, kurvenreiche Strasse heruntergelaufen. Als sie an meinem Fenster vorbeigingen, sah ich ihre unrasierten, hohlwangigen Gesichter. Stolze, attraktive amerikanische Soldaten bewachten den Trupp.

Ein Arzt und eine Krankenschwester schauten nach uns; sie machten an jedem Bett halt.

Nachdem sich der Arzt nach meinem Namen und meinem Geburtsort erkundigt hatte, fragte er mich nach meinem Geburtsdatum.

«8. Mai 1924.»

«Am 8. Mai!» rief der Arzt. «Aber das ist ja heute!»

«*Happy Birthday!*» sang die Krankenschwester.

Als ich allein war, wiederholte ich für mich: «Es ist mein Geburtstag, mein einundzwanzigster Geburtstag, und Deutschland hat kapituliert!»

Ich dachte an Tusia, die so unbedingt meine Zusicherung haben wollte, dass wir beide an diesem Tag frei sein würden. Ich erinnerte mich an sie, wie sie tot im Schnee lag.

«Warum bin ich hier?» fragte ich mich. «Ich bin doch nichts Besseres.»

Als ich gedankenverloren auf meinem sauberen weissen Kissen lag, hörte ich jemanden näherkommen. Es war wieder der Arzt. Er drückte mir etwas in die Hand.

«Zum Geburtstag», sagte er lächelnd.

Es war ein Stück Schokolade.

Kapitel 2

An die folgenden Tage erinnere ich mich nur schwach. Die Ärzte und Schwestern kümmerten sich intensiv um mich. Ich bekam ständig Spritzen und Tabletten; mein Körper wurde zweimal täglich mit Öl eingerieben, weil meine Haut schuppig und ausgetrocknet war. Ich wurde gewogen: zweiundsechzig Pfund. Die Schwestern machten Scherze darüber, dass sie meinen Oberschenkel mit den Fingern einer Hand umfassen konnten.

Mein Bett kam mir sehr hoch vor, alle Entfernungen gewaltig. Ich wollte mit niemandem reden; zum ersten Mal in meinem Leben war ich ungewohnt still. Ich bemerkte, dass inzwischen viele Mädchen regelmässig Besuch bekamen. Ich fragte mehrmals nach Liesel, erhielt jedoch niemals Auskunft, wo sie war.

Hin und wieder dachte ich an den amerikanischen Soldaten, der so freundlich zu mir gewesen war. Kurz vor seiner Abfahrt hatte er gesagt, dass er mich wiedersehen wolle. Mit Schaudern dachte ich daran, dass nach unserer Begegnung noch weitergekämpft worden war. Vielleicht war ihm etwas zugestossen!

Eine Woche verstrich. Eines Nachmittags fiel mir ein Amerikaner auf, der mit prüfendem Blick von Bett zu Bett lief. Unsere Augen begegneten sich, als er auf mich zukam.

«Sie suche ich!» rief er mir entgegen.

Ich muss zweifelnd die Stirn gerunzelt haben, als ich ihn erkannte. Ohne Helm und Kampfanzug sah er ganz anders aus.

«Erinnern Sie sich nicht an mich?» fragte er.

«Doch, natürlich!» antwortete ich prompt; ich wollte ergänzen, wie besorgt ich um ihn gewesen sei, hielt mich jedoch zurück.

Er trug ein Päckchen unter dem Arm. «Die sind für Sie», sagte er, wobei er zwei Zeitschriften auswickelte. «Wissen Sie, was das bedeutet?» fragte er, auf vier weiße Buchstaben auf rotem Untergrund zeigend.

Ich entzifferte die Buchstaben: L-I-F-E.

Er wiederholte seine Frage. «Wissen Sie, was das bedeutet? Sie müssen das Wort unbedingt lernen. Mir fällt kein besseres ein, um Sie in die englische Sprache einzuführen.»

Ich sprach das Wort aus und lauschte dabei seinem fremden Klang.

«Versuchen Sie es noch mal», drängte er mich.

Ich tat es nur zu gern.

«Das ist gut, das wollte ich sehen.»

«Was sehen?» fragte ich verständnislos.

«Sie haben gelächelt», antwortete er. «Ich wollte Sie lächeln sehen.»

Wir unterhielten uns. Er erklärte, dass er zu beschäftigt gewesen sei mit dem riesigen Heer von Kriegsgefangenen, um eher zu kommen. Er erzählte mir, dass er in einem ungefähr zwanzig Kilometer entfernten Dorf stationiert sei. Wir redeten miteinander wie alte Freunde. Es gab so viele Fragen. Er schien darüber erstaunt zu sein, wie wenig ich über den Kriegsverlauf wusste. Sein Deutsch war ausgezeichnet, wenn auch nicht fließend. Gelegentlich ersetzte er ein deutsches Wort durch ein englisches, doch ich verstand fast immer, was er meinte.

Die Schwester kam mit meinem Abendessen und wies darauf hin, dass die Besuchszeit zu Ende sei. Ich hätte liebend gern aufs

Essen verzichtet, wenn er dafür hätte bleiben dürfen. Nachdem er gegangen war, fiel mir ein, dass ich ihn noch immer nicht nach seinem Namen gefragt hatte.

Nach dem Abendessen nutzte ich das letzte Tageslicht, um mich in die Zeitschriften zu vertiefen. Die Bilder der freien Welt faszinierten mich.

Plötzlich hörte ich eine Stimme neben meinem Ohr auf englisch «*Helio*» sagen. «Ich hoffe, Sie werfen mich nicht raus.»

Ich war überglücklich, ihn wiederzusehen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass er mich am Abend noch einmal besuchen würde. Dieses Mal erfuhr ich seinen Namen.

«Kurt Klein», stellte er sich lachend vor. «Übrigens habe ich den Brief an Ihren Onkel in der Türkei geschrieben. Ich hoffe, dass ich Ihnen bald seine Antwort überbringen kann.»

Ich erzählte Kurt von dem eigenartigen Gefühl, das mich jedesmal überfiel, wenn ich deutsche Soldaten unter Bewachung sah.

«Werden Sie schnell gesund», erwiderte er. «Dann zeige ich Ihnen, wie viele wir eingesperrt haben.»

Er schilderte mir einige seiner Erfahrungen mit den Deutschen, wie überrascht sich alle zeigten, wenn sie von der Existenz von Konzentrationslagern hörten.

«Scheinbar haben wir einen Krieg gegen die Nazis geführt, aber ich treffe niemals einen», bemerkte er ironisch.

Und ich konnte tatsächlich darüber lachen. Es gelang ihm, mich zum Lachen zu bringen, ich schämte mich jedoch, in seiner Gegenwart zu weinen. Ich erzählte ihm von Ilse. Er schien meine Gefühle zu verstehen. Er riet mir nicht, einen Strich unter die Vergangenheit zu ziehen und alles zu vergessen, denn er wusste, dass mir dies nicht gelingen würde. Er stellte auch keine Fragen. Er hörte einfach zu, was ich zu erzählen hatte.

Er schwieg, wenn er wusste, dass es keine Antwort gab. Er machte Scherze über die Gegenwart, und ich hörte mich immer häufiger lachen.

Er besuchte mich täglich. Obwohl wir aus zwei verschiedenen Welten kamen, verstanden wir uns. Ich wollte kein Mitleid. Ich wollte nicht, dass er mich deshalb mochte, weil ich so viel durchgemacht hatte. Ohne es begründen zu können, ahnte ich, dass es etwas in seiner Vergangenheit gab, worunter er litt.

Ein paar Tage nach seinem ersten Besuch brachte er mir einen Strauss Maiglöckchen mit. Der zarte Duft weckte Erinnerungen an meinen Garten im Mai. Ich hielt die Blumen mit beiden Händen fest, ohne ein Wort sagen zu können. Mir fielen die Rosen in Grünberg ein, die wir nicht hatten berühren dürfen. Nun gab es Blumen, die ganz allein für mich blühten.

Ich hielt meinen Blick gesenkt, um die Tränen zu verbergen, die mir in den Augen standen.

«Gefallen sie Ihnen?» fragte Kurt schliesslich.

Die Antwort stand mir wahrscheinlich im Gesicht geschrieben. Kurts Stimme stockte, als er weitersprach.

«Ich wusste es. Maiglöckchen waren die Lieblingsblumen meiner Mutter. «

«Ihrer Mutter?» fragte ich zögernd.

Daraufhin erzählte mir Kurt zum ersten Mal von sich. Er war in Deutschland geboren. Seine älteste Schwester emigrierte kurz nach Hitlers Machtergreifung nach Amerika; Kurt folgte ihr ein Jahr später. Schliesslich siedelte auch noch der ältere Bruder in die Vereinigten Staaten über. Mit dem Wissen, dass ihre Kinder in Sicherheit waren, harrten die Eltern in Deutschland aus und hofften, dass das Naziregime bald zusammenbrechen würde. Ich

erinnerte mich, wie Papa und Mama ganz ähnlich geredet hatten. Kurt erzählte, dass es trotz aller gemeinsamen Bemühungen der Geschwister nicht gelungen war, die Eltern aus Deutschland herauszuholen. Die Nazis hatten sie schliesslich 1941 nach Gurs in Südfrankreich deportiert. Eine Zeitlang waren sie dort noch per Post zu erreichen, im Juli 1942 jedoch kam ein Brief nach Amerika zurück, der den Vermerk «Empfänger unbekannt verzogen» trug. Kurt verfiel in Schweigen. Ich verstand ihn nur zu gut. Spontan ergriff ich seine Hand.

«Es gibt noch Hoffnung», sagte ich.

«Wirklich?» In seiner Stimme lag ein leicht ironischer Unterton, aber auch ein Funken verborgener Hoffnung.

Ich hatte immer gespürt, dass sein tiefes Verständnis für meine Gefühle von einer eigenen Tragödie herrührte. Nun war ich froh, dass ich ihm keine detaillierten Beschreibungen von Greuelthaten gegeben hatte, dass ich ihm überhaupt niemals erzählt hatte, was geschehen war – wenn er es auch später von anderen erfuhr. Das Wissen, ihn vor Schmerz schützen zu können, befriedigte mich.

Körperlich ging es mir von Tag zu Tag schlechter. Ich bemühte mich, diesen Umstand selbst vor den Schwestern und Ärzten zu verbergen. In den Stunden ohne Kurt las ich die deutschen Bücher, die er mir mitbrachte, und studierte die amerikanischen Zeitschriften. Bald beobachtete ich, dass es den meisten Mädchen in meiner Umgebung allmählich wieder so gut ging, dass sie aufstehen durften. Einige Mädchen zogen in Privatquartiere um; ich bewunderte ihren Mut und ihre Unbefangenheit.

Nachdem ich mich weiter hartnäckig nach Liesel erkundigt hatte, teilte man mir schliesslich mit, dass sie nach einer Amputation gestorben war. Ich war wieder allein! Keine meiner engsten Freundinnen hatte überlebt.

Immer häufiger quälte mich die brennende Frage: «Wie soll es weitergehen?» Manchmal wachte ich schweißgebadet mit einem Gefühl auf, als hätte mich jemand geschüttelt und mir «Was nun?» ins Ohr gebrüllt. Erschöpft fiel ich in meine Kissen zurück. Manchmal weinte ich leise oder wälzte mich stundenlang im Bett herum, bis mir eine gnädige Schwester eine Schlaftablette gab.

Die erste Möglichkeit, die mir in den Sinn kam, war natürlich, nach Hause zurückzukehren. Vielleicht waren Papa und Mama, oder Arthur ... Doch ich wusste, dass sie nicht dort sein würden. Dann musste ich eben allein heimkehren! Zumindest gab es noch das Haus, den Garten. Vielleicht hatte Niania ein paar Sachen retten können. Und es gab ja auch noch Abek. Bisher hatte ich überhaupt nicht an ihn gedacht, und als ich es tat, geriet ich in Panik. Wovor hatte ich solche Angst?

Als zweite Möglichkeit fiel mir mein Onkel in der Türkei ein. Er hätte mich sicher willkommen geheissen. Doch er und seine Familie lebten in einer Welt, die der meinen so fremd war, dass ich mir nicht vorstellen konnte, darin glücklich zu werden.

Falls alle Alternativen scheiterten, würde ich eben nach Palästina auswandern.

Als ich eines Abends eine Zeitschrift durchblätterte, die Kurt am Mittag mitgebracht hatte, fand ich zwischen den Seiten einen zugeklebten Briefumschlag; in einer Ecke stand mit Bleistift mein Name. Ich erschrak. War er etwa versetzt worden, und war dies seine Art, es mir mitzuteilen? Ich riss den Umschlag auf. Es befand sich kein Brief darin, sondern er enthielt nur mehrere Banknoten.

Ich war gerührt über seine Aufmerksamkeit. Obwohl ich dringend Geld brauchte, da ich überhaupt nichts mehr besass,

fand ich, dass ich es unmöglich annehmen konnte. Als Kurt am nächsten Tag kam, sagte ich ihm, er habe etwas vergessen.

«Sie sind mir doch nicht böse?» fragte er. «Bitte, behalten Sie es. Betrachten Sie es als Darlehen, das Sie mir zurückzahlen können. Falls ich unerwartet abreisen müsste, würde ich gerne sicher sein, dass Sie die Mittel haben, um das Nötigste zu kaufen und nach Hause zu fahren.»

Er machte sich Sorgen um mich! Wenngleich ich tiefe Dankbarkeit empfand und von einem Fremden sicher Geld angenommen hätte, brachte ich es nicht über mich, das von Kurt zu akzeptieren.

«Ich kann nicht», flüsterte ich. Er drang nicht weiter in mich.

Um jene Zeit herum begann Herr Knebel, der Besitzer der Fabrik, in der wir uns am Befreiungstag versteckt hatten, allen Mädchen im Lazarett regelmässige Besuche abzustatten. Als ich ihm meinen Namen und meinen ehemaligen Wohnort nannte, erinnerte er sich, entweder meinen Vater oder einen seiner Geschäftspartner gekannt zu haben. Am folgenden Tag erhielt ich Besuch von seinen beiden Töchtern, zwei verheirateten jungen Frauen, deren Ehemänner sich im Gewahrsam der Alliierten befanden. Bei ihrem zweiten Besuch brachten sie mir ein Kleid mit.

Ich empfand unbeschreibliche Freude darüber und konnte es kaum erwarten, gesund zu werden und das Kleid zu tragen. Ich weiss, dass ich über kein Kleidungsstück, wie teuer oder hübsch es auch sein mag, jemals mehr begeistert sein werde, als ich es damals über jenes einfache Baumwollkleid war.

Jeder im Krankenhaus kannte Kurt inzwischen; er war zweifellos der treueste Besucher und wurde allgemein als «Gerdas

Leutnant» bezeichnet. Alle machten ihre Scherze über uns, wengleich keines der Mädchen unsere Beziehung wirklich verstand. Ich wurde viele Male darauf hingewiesen, dass er ein Dummkopf sei, wenn er mich nicht mit den Dingen versorgte, die ich brauchte und die er als Amerikaner leicht beschaffen konnte – und dass ich ein noch grösserer Dummkopf sei, wenn ich ihn nicht danach fragte.

Ich zuckte nur die Achseln, da ich annahm, dass meine wahren Gründe ohnehin niemand begreifen würde. Kurt hatte ein sicheres Gespür für meine Bedürfnisse. Indem er mir keine Kleidung mitbrachte, vermittelte er mir das Gefühl, als sähe er meinen erbärmlichen Zustand nicht, als käme ich ihm wie ein ganz normales Mädchen vor, das kurzfristig im Krankenhaus liege. Dementsprechend schenkte er mir Blumen und Lesestoff. Auf diese Weise half er mir, neues Vertrauen in mich selbst als menschliches Wesen zu finden.

Als ich eines Tages das Thermometer kontrollierte, das mir die Schwester gegeben hatte, bestätigte sich mein Verdacht, dass ich hohes Fieber hatte. Da ich Kurt erwartete und befürchtete, Besuchsverbot zu erhalten, schüttelte ich das Thermometer herunter, bevor es die Schwester abholen kam.

Gleich bei der Begrüssung merkte ich, dass Kurt nicht wohl in seiner Haut war. Er gestand mir, dass er ins dreihundert Kilometer entfernte Pfarrkirchen in Bayern versetzt worden war. Er zeigte mir ein paar Fotos von sich, die gerade aufgenommen worden waren. Ich wollte unbedingt eines haben, konnte jedoch meine Schüchternheit nicht überwinden, ihn darum zu bitten. Eines schaute ich mir besonders lange an. Schliesslich fragte er mich, ob ich es haben wolle.

«Ja», gestand ich, «sehr gern!»

«Warum, zum Teufel, haben Sie es dann nicht gesagt?» Plötzlich kam mir eine Idee.

«Gehen Sie bitte raus auf den Flur und schreiben Sie mir eine Widmung hinten drauf. Ich habe eine Überraschung für Sie», verkündete ich.

Während er draussen war, rief ich eine Schwester, die immer besonders nett zu mir war.

«Ich möchte aufstehen. Ich muss aufstehen», erklärte ich ihr.

«Der Doktor wird das nicht zulassen», erwiderte sie. «Sie sind noch nicht kräftig genug.»

«Ich muss, ich muss unbedingt!» bettelte ich, den Tränen nahe.

Die Schwester half mir aus dem Bett und danach beim Anziehen des Baumwollkleides, das mir Knebels geschenkt hatten. Schritt für Schritt schleppte ich mich zur Tür. Kurt schnappte nach Luft, als er mich sah.

«Das ist wirklich eine Überraschung!» rief er und nahm meinen Arm.

Der Korridor kam mir irgendwie schräg vor; das Echo von Stimmen, das Klappern von Tablets, die über den Flur huschenden Krankenschwestern irritierten mich. Die Geräusche klangen metallisch, trafen auf die Steinwände und kamen von dort seltsam verzerrt zu meinen Ohren zurück.

Kurt führte mich durch einen Nebeneingang auf den ehemaligen Schulhof. Mir fiel Hans Christian Andersens Märchen von der Meerjungfrau ein, die in einen Prinzen verliebt war. Sie bat eine Hexe, ihr einen Trank zu brauen, der ihre Flosse in Beine verwandelte, damit sie ein einziges Mal mit dem Prinzen Spazieren gehen konnte. Ihr Wunsch wurde erfüllt, doch sie bezahlte einen hohen Preis dafür: Jeder Schritt fühlte sich so an, als laufe sie auf Messern.

«Kurt, erinnern Sie sich an Andersens Märchen?» fragte ich.

«An einige», antwortete er. «Wieso?»

Ich hielt es plötzlich für besser, ihm die Geschichte nicht zu erzählen. Stattdessen lachte ich und wechselte das Thema. Ich weiss nicht mehr, worüber wir sprachen. Die Zeit verging wie im Flug. Kurt wollte mich zurückbegleiten und mich wohlbehalten im Bett wissen, bevor er ging. Ich protestierte; ich wollte mich nicht in Gegenwart all der Mädchen von ihm verabschieden. Im Haus würde inzwischen Licht brennen. Ich wollte nicht, dass er die Tränen sah, die bei dem Gedanken, dass ich wieder allein war, fliessen würden. Er stritt nicht mit mir, sondern brachte mich bis zur Tür und gab mir dort das Foto. Ich wusste, dass es an mir war, etwas zu sagen. Ich sprach hastig, aus Angst, meine Stimme könnte versagen.

«Ich möchte Ihnen für alles danken, was Sie für mich getan haben. Ich werde es niemals vergessen, so lange ich lebe.»

Kurt ergriff meine beiden Hände und hielt sie fest.

«Alles, was ich sagen kann ist: Ich werde Sie so bald und so oft wie möglich wiedersehen.» Dann drehte er sich um und entfernte sich schnellen Schrittes.

Kaum lag ich wieder im Bett, fing ich an zu weinen. Ich weinte, weil es nichts mehr gab, worauf ich mich freuen konnte. Kurt würde nicht wiederkommen. Wahrscheinlich würde ich ihn nie wiedersehen.

Ich hörte ein Mädchen mit schriller Stimme ausrufen: «Wisst ihr was, Gerda weint, weil ihr Leutnant sie verlassen hat.»

Eine andere Stimme tönte: «Sei nicht töricht, Gerda. Du wusstest, dass er früher oder später gehen würde. Hast du etwa geglaubt, er würde dich mitnehmen?»

Ich tastete nach meinem Kleid und zog Kurts Foto aus der Tasche. Auf der Rückseite stand: «Für Gerda, zum Beginn eines neuen Lebens!»

Die Widmung war auf englisch geschrieben, doch ich verstand jedes Wort.

Die Nacht kam mir unendlich lang vor. Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere; meine Kehle war ausgedörnt, meine Schläfen hämmerten wie wild. Die Nachtschwester befühlte meine Hand.

«Du glühst ja!» rief sie erschrocken. Nachdem sie meinen Puls kontrolliert hatte, verschwand sie und kehrte Sekunden später mit einem Arzt zurück.

Ich wurde ausgezogen und in ein kühles, nasses Laken gewickelt. Ich verlor das Bewusstsein.

Tage vergingen. Phasenweise fühlte ich mich nicht wirklich krank, obwohl ich wusste, dass ich es war. Meine Temperatur blieb konstant hoch. Ich schlief die meiste Zeit oder dämmerte in halbwachem Zustand vor mich hin.

Als ich eines Nachmittags die Augen öffnete, sah ich den prüfenden Blick einer Krankenschwester auf mich gerichtet.

«Endlich sind Sie wach», sagte sie und hielt mir ein Glas Eiswasser an die Lippen. Wie herrlich erfrischend!

Dann entdeckte ich Kurt. Er lächelte mich an. Nachdem uns die Schwester alleingelassen hatte, nahm er meine Hand. Meine knöchigen Finger fühlten sich wohl in seiner kühlen, starken Hand. Glückselig und müde legte ich mich in die Kissen zurück. Kurts Stimme klang scherzhaft.

«Was soll das?» neckte er mich. «Kaum kehre ich den Rücken, da werden Sie auch schon krank!»

Die Schelte tat mir gut. Ich lächelte. Ich erfuhr, dass ich eine Woche lang krank gewesen war.

«Ich bin noch ganz aufgeregt», erzählte Kurt. «Ich habe heute morgen einen Brief von meiner Schwester aus New York bekommen. Ich werde Onkel. Sie haben es mir bis jetzt verschwiegen. Mal gespannt, was Barbara dazu zu sagen hat.»

«Wer ist Barbara?» fragte ich.

«Meine Nichte.» Er holte ein Foto aus der Tasche. Ich schaute auf ein etwa dreijähriges kleines Mädchen mit Rattenschwänzen in einem leichten Kleidchen und einem Pullover darüber.

Ich hatte gelernt, Kinder mit Tod zu assoziieren. Kinder hatten kein Recht auf Leben, auf Lachen. Das Kind auf dem Foto stand unter Bäumen.

«Was macht sie mit der Blume?» fragte ich, um meine Gefühle zu verbergen.

«Das ist keine Blume, das ist ein *Lollipop!*»

Ich verstand das Wort nicht. Kurt umschrieb es auf deutsch, bis ich schliesslich begriff.

«Lassen Sie mich den *Lollipop* noch mal sehen», bat ich, weil ich mich genierte, ihm zu sagen, dass ich das Kind betrachten wollte.

Barbara nahm einen besonderen Platz in Kurts Herzen ein. Er erzählte mir mit sichtlichem Vergnügen von ihr – so zum Beispiel von dem «Vogel-Flieg»-Spiel, das er ihr beigebracht hatte: er hielt sie in seinen Armen und liess sie durchs Zimmer schweben, sehr zum Missfallen seiner Schwester.

Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie Kurt lachend das Kind in den Armen hielt und das Spiel ebenso genoss wie die Kleine. Ein anderes Bild schoss mir durch den Kopf: Abek, wie er von seiner kleinen Nichte erzählte – auch voller Liebe natürlich, aber gepaart mit Traurigkeit. Ich konnte mir nicht vorstellen,

dass Abek jemals so unbeschwert mit einem Kind spielen und mit ihm lachen würde und dabei so glücklich wäre.

Bevor ich mich beherrschen konnte, sprudelten mir die Worte aus dem Mund: «Ich wünschte, ich hätte auch eine kleine Nichte oder ein Baby!»

«Du?» sagte Kurt, wobei er zum ersten Mal das deutsche Du statt des offiziellen Sie benutzte. «Du bist doch selbst noch ein kleines dummes Mädchen, nicht viel älter und grösser als Barbara.»

Es war ein wohlthuendes, beruhigendes Gefühl, für ein kleines Mädchen gehalten zu werden, ein naives kleines Mädchen ohne Sorgen oder Probleme. Mit meiner Hand in Kurts Hand fiel ich in einen stärkenden Schlaf.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich wesentlich besser, obwohl ich immer noch Fieber hatte. Ich bat um Papier und Bleistift. Nachdem ich es erhalten hatte, begann ich, die Blumen zu zeichnen, die Kurt mir mitgebracht hatte.

Kurt fand mich in diese Arbeit vertieft vor, als er mich am Morgen besuchte. Er hatte die Nacht in Volary verbracht, musste jedoch noch am selben Tag nach Pfarrkirchen zurückkehren; die Fahrt dorthin dauerte fünf Stunden mit dem Jeep. Bevor er gegen Mittag aufbrach, versprach er, so bald wie möglich wiederzukommen.

Die Ärzte klärten mich darüber auf, dass ich sowohl eine Lungenentzündung als auch Typhus überstanden hätte und inzwischen ausser Lebensgefahr sei. Es schien allerdings Komplikationen mit meinen Füßen zu geben. Ich hatte immer noch kein Gefühl in ihnen und spürte, dass sie unter den Verbänden nicht richtig heilten.

Manchmal fand der Arzt, der mich am häufigsten behandelte, Zeit für ein kurzes Gespräch. Er war Österreicher. Ich bekam niemals heraus, ob er in der deutschen Wehrmacht gedient hat-

te. Wir sprachen über andere Dinge. Einmal erzählte er, dass er gerne ein medizinisches Buch über Konzentrationslager schreiben würde, über Körper und Geist in einer extremen Zwangssituation. Er fragte mich, ob ich ihm helfen wolle. Ich stimmte bereitwillig zu, freute mich sogar darauf, meine Erfahrungen beisteuern zu können. Er schien ein lebhaftes Interesse am menschlichen Verstand zu haben.

Eines Abends fragte er mich wiederholt, wie viel der Verstand meiner Ansicht nach aushalten könne. Ich wusste, dass er auf etwas Spezielles abzielte. Er erzählte mir ganz dezent, dass er eine Anzahl von Mädchen an erfrorenen Gliedern hatte operieren müssen. Während er sprach, beobachtete er mich. Ich wusste, dass es um mich ging.

«Niemals!» schrie ich.

Er hatte offensichtlich mit Widerstand gerechnet. In seinen Augen erkannte ich sowohl Mitleid als auch Entschlossenheit.

Man hat mir oftmals gesagt, dass ich instinktiv reagiere. Dies war auch in jener Situation der Fall. Vom medizinischen Standpunkt aus muss die Amputation meiner Füße die richtige Lösung gewesen sein, sonst hätte man sie mir nicht vorgeschlagen. Ich jedoch verliess mich mehr auf mein eigenes Urteil.

«Wir müssen nicht sofort operieren», fuhr der Arzt fort. «Ich wollte nur, dass Sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, falls keine Besserung eintritt.»

Am Abend stattete mir der Arzt nach Dienstschluss noch einen kurzen Besuch ab. In Zivilkleidung erkannte ich ihn kaum wieder, nachdem ich ihn bisher immer nur in Weiss gesehen hatte.

«Wir werden morgen etwas probieren», kündigte er in unper-

usönlichem Ton an. «Wir werden ihre Füsse abwechselnd in heissem und kaltem Wasser baden. Es kann sehr schmerzhaft sein; das sollten Sie vielleicht besser wissen.»

Die Therapie begann. Das heiße Wasser war kochendheiss, das kalte eiskalt. Zunächst spürte ich kaum etwas. Später empfand ich heisses wie kaltes Wasser als gleichermassen qualvoll. Dennoch ertrug ich die Schmerzen mit Freude, bewiesen sie doch, dass Leben in meinen Beinen war, dass ich wieder laufen können würde.

Kurt brachte mir bei seinem nächsten Besuch Rosen mit. Er freute sich, dass ich mich so schnell erholte.

Als der Arzt am nächsten Tag feststellte, dass meine Temperatur wieder gestiegen war, bemerkte er lachend: «Es geht doch nichts über Verliebtsein, um die Temperatur in die Höhe zu treiben!»

Verliebt, verliebt – ich liess mir das Wort auf der Zunge zergehen und mochte seinen Geschmack. Doch ich wusste, dass es nicht so einfach war, obwohl ich Kurt sehr gerne hatte. Eine der Schwestern hatte mir einen kleinen Spiegel gegeben, den ich nun immer häufiger benutzte. Mein Haar hatte wieder seine ursprüngliche schwarze Farbe bekommen. Seit ich es täglich büstete, fühlte es sich kräftiger an, und die Naturwellen kehrten allmählich zurück. Meine Backen wurden dicker, und die alten Grübchen zeigten sich wieder.

«Du siehst ganz anders aus, Gerda», lobten die Mädchen. «Was ein Mann am Krankenbett alles bewirken kann!»

Ich erkannte mich im Spiegel kaum wieder. Die gelbliche Blässe war verschwunden, meine Augen wirkten eher lebendig als tragisch. Unwillkürlich musste ich lächeln: Ich wirkte jünger als meine einundzwanzig Jahre.

Auch Kurt bestätigte mir dies. Er sagte: «Als du mir das erste Mal begegnet bist, hast du wie vierzig ausgesehen. Jetzt bist du auf einmal sechzehn, das ist nicht fair!»

Er lachte, und ich stimmte mit ein. Ich fühlte mich jung, glücklich und beschwingt, wenn er bei mir war; ich versuchte, an nichts anderes zu denken. Ich war in diesem Moment glücklich, und das war das einzige, was zählte.

Im Lauf unserer Gespräche erfuhr ich, dass Kurts Geburtstag in diesem Jahr auf einen Sonntag fallen würde – seinen Besuchstag bei mir. Den Sonntag davor durfte ich aufstehen und die ersten eigenen Schritte machen. Für Kurts Geburtstag plante ich einen gemeinsamen Spaziergang, und als Geschenk schrieb ich ein paar Kurzgeschichten für ihn. Von dem Spaziergang erzählte ich ihm schon im Voraus.

Am Mittwoch begann ich, hart dafür zu üben. Ich musste tatsächlich wieder neu laufen lernen. Die ersten Schritte waren schwierig und beängstigend. Mir war schwindlig; ich sehnte mich nach meinem Bett zurück, riss mich jedoch zusammen und lief zuerst bis zum Nachbarbett, danach zum Fenster, zur Tür, anschliessend einmal um den ganzen Raum herum, später zweimal. Schliesslich wagte ich mich auf den Flur. Am Samstag probierte ich zum ersten Mal zögernd die Treppe. Der Sonntag kam, und ich war bereit.

Kurt traf gewöhnlich im Lauf des Vormittags ein. Er fuhr normalerweise bei Tagesanbruch in Pfarrkirchen los und war gegen elf bei mir. Doch dies war ein ganz besonderer Sonntag: Ich startete jedesmal erwartungsvoll zur Tür, wenn sie sich öffnete. Es gab Mittagessen, und noch immer kein Zeichen von Kurt! Ich schaute aus dem Fenster; sobald sich ein Jeep näherte, schlug mein Herz schneller.

Die Mittagstunde verstrich. Vielleicht war er nicht weggekommen, mutmasste ich. Ich ging auf den Hof hinter dem Kran-

kenhaus. Wieder hörte ich einen Jeep näherkommen. Eigentlich hatte ich eine Weile draussen bleiben wollen. Kurt wusste zwar, dass ich aufstehen durfte, wäre jedoch sicher überrascht, mein Bett leer vorzufinden. Ich zählte bis fünfhundert und ging anschliessend wieder hinein. Kurt war nicht da. Ich fragte meine Bettnachbarin; nein, sie habe ihn nicht gesehen. Ich hielt es nicht mehr aus.

«Ich mache einen Spaziergang», stammelte ich.

Hinter dem Krankenhaus erstreckte sich eine Wiese. Seit Wochen sehnte ich mich danach, darauf spazierenzugehen. Also machte ich mich auf den Weg dorthin.

Als ich die Strasse überquerte, begegnete mir eine Gruppe Fussgänger. Ich hatte das Bedürfnis wegzulaufen und spürte, wie ich instinktiv in Panik geriet, weil ich den Judenstern nicht trug.

Ich setzte mich am Hang unter eine Kiefer und versuchte, an meine neue Freiheit zu denken; doch alle meine Gedanken drehten sich um Kurt.

Warum kam er nicht? Angst ergriff mich: war er etwa nach Japan geschickt worden? Nein, das war unmöglich; er hätte sich von mir verabschiedet.

Plötzlich war mir alles klar. Ich sollte heute zum ersten Mal laufen. Dies war es, was Kurt erreichen wollte. In seiner Liebesswürdigkeit wollte er mir helfen, gesund zu werden. Aber wenn ich erst einmal gesund war ...?

Vielleicht waren ihm das Getuschel und die Spässe über uns zu Ohren gekommen. Die Mädchen und die Schwestern behaupteten ständig, wir seien ineinander verliebt. Ich forschte in meinem Herzen und gelangte zu dem Schluss, dass ich Kurt auf eine stille, gehemmte Art sehr gern hatte.

Warum sollte ich auch nicht? Er war liebenswürdig, verständnisvoll, intelligent und attraktiv. Eine Aura von Heldentum um-

gab ihn. Er hatte mich befreit. Er war für mich der Inbegriff von Freiheit und Offenheit: Wieso sollte ich ihn nicht lieben?

Doch was empfand Kurt für mich? Ich wusste, dass er mich mochte. Warum würde er sonst wohl Hunderte von Kilometern fahren, um mich zu besuchen? Er wollte mir helfen. Aber was hielt er von mir als Mädchen? Das wusste ich nicht.

Er fand mich gewiss nicht hübsch. Ich erinnerte mich an die Fotos von amerikanischen Mädchen in den Zeitschriften, die er mir mitgebracht hatte. Dies waren die Mädchen, die er kannte. Natürlich konnte ich niemals mit ihnen konkurrieren. Ausserdem würde ihm immer im Gedächtnis bleiben, wie ich bei unserer ersten Begegnung aussah – eher wie ein Tier als wie ein menschliches Wesen.

Es war eine nett gemeinte Geste, nicht mehr zu kommen. Wahrscheinlich war es besser so. Und dennoch fand ich den Gedanken unerträglich, ihn nie wiederzusehen. Eines beschloss ich ganz fest: Falls ich ihn wiedersah, würde ich ihm niemals meine Gefühle offenbaren. Ich wollte ihm keine Last sein. Auf einmal kam mir der Gedanke, dass er vielleicht verheiratet oder verlobt war. Wir hatten nie darüber gesprochen.

Schrecklich traurig kehrte ich ins Krankenhaus zurück. Ich wollte kaum glauben, dass ich mich am ersten Tag auf den Beinen so elend und verlassen fühlen konnte. Die Mädchen neckten mich – gutmütig zwar, aber es tat dennoch weh.

Der Montag ging vorüber; die Woche kroch langsam dahin. Samstag, Sonntag. Ich wartete, ich hoffte, doch Kurt kam nicht. Er schickte auch keine Nachricht.

Die Knebels zeigten starkes Interesse an mir. Sie luden mich

häufig zum Abendessen ein und baten mich sogar, zu ihnen zu ziehen. Ich erwog die Möglichkeit; da ich jedoch weder offiziell aus dem Lazarett entlassen noch kräftig genug war, für Unterkunft und Verpflegung zu arbeiten, lehnte ich ab.

Eines Tages zeigte mir Frau von Garnier, eine der Knebel-Töchter, ein neues Kleid, das sie gerade für mich nähte – aus einem wunderschönen, seidigen Stoff mit schmalen dunkelblauen und rosa Streifen. Mit seinem einfachen Schnitt und dem kleinen weissen Kragen wirkte es ausgesprochen elegant.

Doch nicht einmal das neue Kleid vermochte mich aufzuheitern. Kurt würde es nicht sehen, und ich konnte nicht dafür bezahlen. Es war ein Almosen, und ich hasste Almosen. Ich nannte Frau von Garnier meine Bedenken.

«Sie brauchen es nicht als Almosen zu betrachten», wiegelte sie ab. «Vielleicht können Sie uns eines Tages helfen.»

«Helfen? Auf welche Weise?»

«Nun →» Sie liess die Antwort offen. Ich fragte mich, was hinter ihrer Bemerkung wohl stecken mochte.

Knebels besaßen eine gut bestückte Bibliothek. Ich lieh mir stapelweise Bücher aus und las im Krankenhaus häufig bis tief in die Nacht.

Eigentlich hätte ich glücklich sein sollen. Ich war frei, litt keinen Hunger – obwohl unsere Kost nicht gerade reichhaltig war und ich meist mehr vertragen hätte. Ich war die Läuse los, hatte ein sauberes Bett zum Schlafen und Bücher zum Lesen. Und dennoch war ich nicht glücklich – auch wenn ich das nie für möglich gehalten hätte. Ich war mir inzwischen ziemlich sicher, dass ich Kurt nie wiedersehen würde. Wie es die anderen Mädchen ausdrückten: Es war Zeit, sich nach einem neuen Freund umzu-

schauen. Die Auswahl war gross; in der Umgebung war eine ganze amerikanische Division stationiert.

Doch ich wollte mit niemandem reden. Meine Gedanken drehten sich ausschliesslich um Kurt. Ich machte mir Sorgen um ihn. Vielleicht hatte er sich bei mir an Typhus angesteckt! Ich wachte eines Nachts mit diesem schrecklichen Gedanken auf.

Ich hätte mich natürlich bei der regionalen Militärverwaltung nach ihm erkundigen können, hätte mich nicht mein Stolz davon abgehalten, ihn ausfindig zu machen. Ich wusste, dass ich abwarten musste.

Wieder rückte ein Wochenende näher. In den beinahe drei Wochen, in denen ich Kurt nicht gesehen hatte, hatte ich die Wochenenden zu hassen begonnen. Am Freitag Abend brachte mir ein Captain der örtlichen Militärverwaltung Kurts Brief. Der Amerikaner unterhielt sich eine Weile mit mir, und ich versuchte, höfliche Konversation zu betreiben, während ich in Gedanken bei dem Brief in meiner Hand war. War es der Abschied? Als ich den Umschlag aufriss, fiel mir eine getrocknete Blume entgegen. Nein, dies war kein Lebewohl.

Der Brief trug das Datum des 27. Juni 1945. Er war fast drei Wochen lang unterwegs gewesen. Kurt konnte nicht direkt an mich schreiben, da Zivilisten noch keine Post empfangen durften. Der Brief war auf dem offiziellen Dienstweg befördert worden. Es war ein langer Brief. Kurt begann mit dem scherzhaften Hinweis, dass ich ihn nicht so leicht loswerden würde. Er erklärte, dass ihn die Armee urplötzlich in eine weit entfernte Stadt bei München versetzt habe. Er machte eine lustige Bemerkung über meinen ersten Spaziergang und äusserte sich begeistert über seine neue Umgebung und die paar Tage Urlaub, die er

genutzt hatte, um in die österreichischen Alpen zu fahren. Kurt schloss mit der Bemerkung, er hoffe, dass ich ihm auf demselben Weg schreiben werde. In einem Postskriptum stand: «Die Alpenrose habe ich in zweitausendfünfhundert Metern Höhe für Dich gepflückt.»

Ich las den Brief wieder und wieder, erleichtert, dass meine Befürchtungen unbegründet gewesen waren, und mit der Gewissheit, dass weitere Briefe folgen würden, auf die ich mich freuen konnte. Und vielleicht, wie Kurt geschrieben hatte, würde ich ihn in nicht allzu ferner Zukunft Wiedersehen.

Kapitel 3

Den folgenden Samstag verbrachte ich bei Knebels. Das Mittagessen wurde draussen im Garten unter den wild wuchernden Ästen eines riesigen Baumes serviert. Die bescheidene Kost kam mir wie ein Festmahl vor, und ich hatte ebensolche Freude an dem polierten Silber und feinen Porzellan, der hübschen Tischdecke und dem Blumenschmuck.

Das Essen schmeckte so gut, dass ich mich bis heute lebhaft daran erinnere. Es gab Bratkartoffeln joghurt und reichlich Salat und zum Nachtisch frische Erdbeeren mit dem Rahm, der vom Joghurt abgeschöpft worden war. Dazu Kurts Brief in meiner Tasche, und schon sah die Welt wieder rosig aus.

Nach dem Essen streckte ich mich in einem Liegestuhl aus und nahm ein langes Sonnenbad. Nachdem ich eine Weile gelesen hatte, wollte ich eigentlich über die Zukunft nachdenken, verdrängte den Gedanken jedoch sogleich wieder – der Nachmittag war einfach zu schön dafür. Nach einer Weile nickte ich ein.

Ich wachte auf, weil mir kühl war. Die Sonne schien nicht mehr. Schwere Wolken hingen am Himmel, und durch die Bäume fegten Windböen. Als ich zum Haus rannte, fielen die ersten Regentropfen. Ich hatte Regen immer gemocht und betrachtete ihn nun durchs Fenster der Bibliothek. Bald hatten sich die Rinnsteine in reissende Bäche verwandelt. Blätter trieben auf dem Strom; ich beobachtete ihre Reise.

«Fräulein Gerda!» rief Frau von Garnier. «Ihr Kleid ist fertig. Möchten Sie es nicht anprobieren?»

Ich zog es vor dem Spiegel in ihrem Schlafzimmer an. Der Schnitt war einfach, und es passte wie angegossen. Es unterstrich meine Sonnenbräune und liess mich gesünder aussehen, als ich eigentlich war. Ich behielt das Kleid an und ging wieder in die Bibliothek.

Als es gegen sechs endlich zu regnen aufhörte, entschloss ich mich zum Aufbruch. Ich verabschiedete mich gerade von meinen Gastgeberinnen, als es an der Haustür klingelte. Das Dienstmädchen öffnete – und auf der Schwelle stand Kurt! Ich hätte mir nicht träumen lassen, ihn so bald wiederzusehen. Sein Regentmantel und sein Helm tropften, die Uniform war völlig durchnässt.

«Ich hab dich überall im Lazarett gesucht», sagte er. «Gott, hast du dich verändert! Und das Kleid! Redest du überhaupt noch mit mir?»

Ich lachte.

Kurt war mehr als acht Stunden lang bei strömendem Regen über schlechte Strassen in einem offenen Jeep gefahren – und das, obwohl er nur bis zum nächsten Mittag bleiben konnte, da er abends in München zurückerwartet wurde.

Die Knebels luden ihn zum Abendessen und zum Übernachten ein. Er lehnte das Essen ab, nahm die Unterkunft jedoch gerne an, da Quartiere kaum zu finden waren.

Wir machten uns auf den Weg zum Krankenhaus. Die Luft roch angenehm frisch nach dem Regen; an den Blättern hingen schwere Tropfen.

Nach meinem Abendessen im Lazarett kehrten wir zu Knebels zurück. Nur die jüngere Tochter war anwesend. Die ältere und der Vater waren ausgegangen.

Kurt bekam sein Zimmer gezeigt, während ich im Wohnzimmer wartete. Durch die offenen Fenster wehten die kühle Abendluft und der Duft von Blumen ins Haus. Der Raum war

mit alten, dunklen Möbeln aus poliertem Mahagoniholz eingerichtet; er machte einen ruhigen, geordneten Eindruck. Das Haus hatte den Krieg unbeschadet überstanden. Ich berührte die schweren Sessel mit den braunen Lederpolstern; sie fühlten sich kühl an. Die mit Fransen besetzten Übergardinen waren aus geschmeidigem Samt. Ich kannte dieses Zimmer zwar bereits seit zwei Wochen, nahm jedoch an jenem Abend zum ersten Mal bewusst seinen Charakter wahr. Ich ging zum Fenster und sog die Schönheit und Stille des Abends ein.

Kurt kehrte zurück. Ein paar Sekunden lang standen wir schweigend nebeneinander. Er muss gespürt haben, dass ich Gedanken an zu Hause nachhing.

Ich fühlte mich schmerzlich einsam und verloren in jenem Haus, das dem meiner Kindheit so sehr ähnelte, in einem Land, das sich nicht von meiner Heimat zu unterscheiden schien, neben einem Mann, der wie meine Familie war; und dennoch gehörte nichts von dem mir.

Ahnte Kurt meine Gedanken, empfand er wie ich? Er legte seinen Arm beschützend um meine Schulter. Seine Berührung elektrisierte mich: Es war die erste zärtliche Geste seit Jahren. Ich war so hungrig nach Zärtlichkeit und Schutz, dass mir seine Berührung mit dem Arm die Tränen in die Augen trieb. Kurt zog mich enger an sich, hielt mich fest und streichelte mein Haar. Er stellte keine Fragen, sondern drückte mich einfach an sich und liess mich weinen.

Plötzlich kam mir Abek in den Sinn. Er hatte geschrieben, wir würden zusammen weinen, wenn wir uns Wiedersehen, und Schmerz und Tränen des anderen teilen.

Ich schaute zu Kurt auf und versuchte, mit zitternden Lippen Worte zu formen. Er legte mir seinen Finger auf den Mund: Er wollte nicht, dass ich Dinge aussprach, von denen er wusste,

dass sie mich verletzen würden. Durch einen Tränenschleier hindurch sah ich, dass er lächelte, dass seine Augen warm und verständnisvoll auf meinen ruhten. Diese sanften Augen, dieser grosszügige, lächelnde Mund – wo hatte ich sie schon einmal gesehen? Vor langer Zeit, in einem Traum, in Bolkenhain ...

Ich vergrub mein Gesicht an seiner Brust und fühlte mich endlich sicher und beruhigt.

Kurt brachte mich ins Krankenhaus zurück. Ich konnte lange nicht einschlafen und grübelte erneut über meine Heimkehrpläne. Falls ich nach Hause zurückkehrte, würde ich Kurt dann je wiedersehen? Ich nahm mir fest vor, bald eine Entscheidung zu treffen. Am Morgen würde ich mit Kurt darüber sprechen. Er würde sicher Rat wissen.

Am Sonntag morgen machten wir einen Spaziergang auf einer Wiese, auf der die zahllosen Butterblumen und Gänseblümchen so frisch und herausgeputzt wirkten wie die Kirchgänger, die uns unterwegs begegneten.

Kurt versuchte Fotos von mir zu machen, doch ich liess es nicht zu. Ich hüpfte durchs Gras und sprang immer dann in die Höhe, wenn er gerade abdrücken wollte. Er ärgerte sich, lachte jedoch dabei.

Wir stiegen einen kleinen Hügel hinauf und setzten uns unter einen majestätischen Baum. Während wir uns unterhielten, betrachtete ich Kurt mit Staunen und ein wenig Verwunderung. Er war fröhlich und zu Scherzen aufgelegt. War dies derselbe Mann, der mich am Abend zuvor in den Armen gehalten hatte? Waren dies dieselben Lippen, die meine Tränen weggeküsst hatten? War es erst eine Nacht her? Es erschien mir so weit weg. Vielleicht war alles nur ein Traum gewesen. Ja, es musste ein Traum gewesen sein.

Ohne jeden Grund hatte ich plötzlich Angst davor, dass er

versuchen könnte, mich zu küssen. Ich sass stocksteif da. Kurt bemerkte meine Verschlossenheit. Seine Stimme klang besorgt, als er mich fragte, wie ich mich fühle. Statt einer Antwort erzählte ich ihm, worüber ich in der vergangenen Nacht nachgedacht hatte. Er wurde sofort ernst.

«Ich würde dir davon abraten, nach Hause zurückzukehren, solange du noch nichts von deinem Onkel in der Türkei gehört hast. Vielleicht hat er Nachricht von deiner Familie. Ich sollte bald seine Antwort erhalten. Und ausserdem bist du noch nicht in der Verfassung, um das Krankenhaus zu verlassen, wenn du auch anderer Ansicht sein magst. Du kannst nicht einfach einen Zug besteigen und heimfahren. Die Reise würde grosse Strapazen mit sich bringen; du müsstest per Anhalter fahren. Für Zivilisten stehen im Augenblick noch keine Transportmittel zur Verfügung.»

Es tat gut, ihn solche Dinge als Strapazen bezeichnen zu hören – ein paar Wochen zuvor wären sie mir noch als traumhafter Luxus vorgekommen. Ich hörte aufmerksam zu und war froh, dass er mir eine plausible Ausrede lieferte, um die Reise zu verschieben, froh auch, dass er nicht erwähnte, was ihm klar sein musste: dass ich mich vor der Rückkehr nach Hause fürchtete.

Als wir am Krankenhaus eintrafen, wartete dort bereits Kurts Fahrer mit dem Jeep. Ich bat Kurt, noch auf einen Sprung mit mir hereinzukommen. Ich gab ihm die acht Kurzgeschichten, die ich für ihn geschrieben hatte.

Er las die Widmung auf der ersten Seite des notdürftig gebundenen Büchleins: «Für Kurt – Einige Episoden aus meinem Leben – Gerda.»

«Das ist dein Geburtstagsgeschenk», erklärte ich.

Er nahm meine Hände und jubelte: «Das ist das schönste Geschenk, das ich je bekommen habe!»

Ein paar Stunden nach Kurts Abreise ging ich auf den Friedhof, der wenige hundert Meter entfernt war. Die meisten alten Gräber mit tschechischen Namen auf den Steinen wirkten ungepflegt, wenn auch auf einigen frische Blumen standen. In einer Ecke gab es eine grosse Anzahl frischer Gräber. Nach längerer Suche fand ich das von Liesel. Ich fühlte mich plötzlich schwach auf den Beinen und musste mich setzen. Hier, ganz in meiner Nähe, lag Liesel, deren Träume ich kannte, mit der ich Reise-in-die-Zukunft gespielt hatte. Ich konnte kaum fassen, dass sie da begraben war, ihre graziösen Bewegungen für immer erstarrt.

Nach einer Weile erhob ich mich und begab mich auf die Suche nach Suses Grab. Auch auf ihres legte ich Blumen und flüsterte dabei ihren Namen. Er klang merkwürdig in der Stille, und ich fühlte mich wieder entsetzlich allein. Als ich daran dachte, dass Ilse irgendwo unter einem Baum begraben war, wurde mir plötzlich klar, dass ich mich von den Toten, von der Vergangenheit, von all den Gedanken befreien musste. Vor mir lag eine Zukunft, die es zu bewältigen galt. Würden mich die Erinnerungen für den Rest meines Lebens verfolgen?

Auf dem Weg zurück ins Krankenhaus traf ich zwei Entscheidungen. Erstens musste ich mir Klarheit über meinen Gesundheitszustand verschaffen; einige von Kurts Andeutungen hatten bei mir den Verdacht geweckt, dass mir vielleicht etwas unbekannt war, was ich hätte wissen sollen. Zweitens würde ich nicht nach Hause zurückkehren, bevor ich nicht sicher war, dass ich dort meine Eltern und Arthur an treffen würde.

Wie alle im Lazarett hatte ich meinen Namen auf eine Liste setzen lassen, die in Sosnowitz, in Bielitz und in sämtlichen Städ-

ten der Region, in denen vor dem Krieg Juden gelebt hatten, veröffentlicht werden sollte. Hinter meinem Namen stand die Information, dass ich nach meinen Eltern, meinem Bruder Arthur, nach Abek und seinen Angehörigen sowie nach Iلس Familie suchte. Wie lange würde es dauern, bis ich eine Nachricht erhielt? Wieder musste ich eine Entscheidung vor mir herschieben und abwarten, warten, um Gewissheit zu bekommen.

Meine Unterredung mit dem Arzt erbrachte kein eindeutiges Ergebnis.

«Sie sind so gesund, wie man den Umständen entsprechend erwarten kann», antwortete er auf meine Frage, um sich sogleich zu korrigieren: «Es geht Ihnen besser, als man hoffen durfte. Wir werden Sie im Lauf der nächsten Tage noch mehrmals röntgen und Sie gründlich untersuchen, nachdem wir die Medikamente abgesetzt haben. Sie sagen, dass Sie Ihren Geist und Ihre Hände beschäftigen möchten. Das ist ein sehr gutes Zeichen. Wenn Sie wollen, dürfen Sie im Büro und im Labor helfen. Ich werde Ihnen zeigen, wie man einfache Tests durchführt, Flaschen etikettiert, Medikamente austeilt. Aber – Sie sollten nicht zu viel arbeiten; und Sie müssen so viel frische Luft und Sonnenschein wie möglich für ihre Lungen tanken.»

«Meine Lungen, Doktor?»

«Nun, Lungenentzündung und der Kontakt zu Tuberkulosekranken. Das Schlafen im Schnee war da nicht gerade hilfreich.»

«Ich will die Wahrheit wissen!» forderte ich.

«Soweit ich bis jetzt feststellen konnte, ist alles in Ordnung», wiederholte er. «Aber ich kenne selbst noch nicht die ganze Wahrheit. Wenn ich Sie wäre, würde ich mein Glück nicht überstrapazieren.»

Ich musste mich mit dieser Erklärung begnügen.

Etwa eine Woche nach Kurts Abreise suchte mich ein Captain der amerikanischen Militärverwaltung auf. Er kam ohne Umschweife zur Sache.

«Sie fahren morgen nach Bayern.»

Ich starrte ihn sprachlos an.

«Sie gehen nach Freising, zu Kurt.»

Eine Reihe von Fragen schoss mir durch den Kopf, doch ich sagte nur: «Nein, ich gehe nicht!»

Mit der Erkenntnis, dass er offensichtlich eine Menge erklären musste, zog er sich gereizt einen Stuhl heran.

«Als Kurt letzte Woche hier war, hat er mich besucht», begann er. «Ihm war zu Ohren gekommen, dass unsere Division in absehbarer Zeit von hier abgezogen würde. Wir werden entweder durch eine andere Einheit ersetzt, oder die Russen übernehmen diese Zone. Ich musste Kurt versprechen, Sie in Sicherheit zu bringen, wenn wir uns zurückziehen. Wir haben den Befehl zum Abzug erhalten. Also werde ich Sie morgen nach Bayern bringen.»

«Was wird aus den anderen Mädchen?» fragte ich.

«Wir haben uns Gedanken darüber gemacht. Wir versuchen eine Regelung zu finden, die es den gesunden Mädchen ermöglicht, nach Bayern zu gehen, wenn sie möchten. Für die übrigen werden wir das Lazarett so lange in Betrieb halten, wie diese Gegend unter amerikanischer Besatzung bleibt.»

Besorgt über die neueste Entwicklung, sprach ich mit einer Reihe von Mädchen über die Aussicht, nach Bayern umzuziehen. Viele waren bereit zu gehen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zufällig, dass sich einige Mädchen, die ich aus Grünberg kannte, angeblich in Cham aufhielten. Cham liegt in Bayern, ist aber nicht weit von Volary entfernt. Das Mädchen, von dem ich

diese Information erhielt, erbot sich, sich mir anzuschliessen, falls ich mich für dieses Ziel entscheiden sollte. Es hiess Mala Orbach, und wir hatten uns näher kennengelernt, weil es mit einem Soldaten befreundet war, der in der gleichen Einheit wie Kurt diente. Die Aussicht, alte Freunde in Cham wiederzutreffen und über andere etwas zu hören, vielleicht sogar über meine Familie, machte mir die Entscheidung schliesslich leicht. Ich würde nicht zu Kurt fahren, sondern nach Cham und dort entscheiden, wie es weitergehen sollte.

Am Abend ging ich mich von Knebels verabschieden. Sie bedauerten, mich abreisen zu sehen, und gaben mir liebenswerte Geschenke mit: Unterwäsche und ein Kopftuch. Ausserdem schrieben sie mir die Adresse von Verwandten auf, die in der Nähe der Schweizer Grenze wohnten, und baten mich, mit ihnen in Kontakt zu bleiben.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht. In gewisser Beziehung hasste ich es, Volary zu verlassen: Es gab so viele positive Erinnerungen hier, trotz all der tragischen.

Ich erwachte mit einem aufregenden Vorgefühl von Abenteuer. Ich war beschwingter, fröhlicher Stimmung und tief berührt von dem Gedanken, dass Kurt so sehr um meine Sicherheit besorgt war.

Als der Captain der Militärverwaltung zurückkehrte, um meine Entscheidung zu erfahren, teilte ich ihm mit, dass ich nicht nach Freising, sondern nach Cham gehen würde. Er gab sich damit zufrieden.

Ich suchte meinen Arzt auf. Da meine letzte Röntgenuntersuchung keinerlei Anlass zu Bedenken gegeben hatte, händigte er mir meine Entlassungspapiere aus, bei denen sich auch ein zugeklebter Briefumschlag befand.

«Was ist das?» fragte ich.

«Ihr Lohn», antwortete er.

«Mein Lohn?»

«Natürlich – für Ihre Arbeit im Labor», erklärte er in sachlichem Ton.

Ich begriff und war dankbar. Ich besass keinen Pfennig. Als ich den Umschlag später öffnete, hatte ich das Gefühl, dass die Summe den Wert meiner Hilfe weit überstieg.

Ich packte die paar Kleidungsstücke, die ich besass, ein Gebetbuch, das ich geschenkt bekommen hatte, meine Fotosammlung, Kurts Brief, ein paar Bücher, Schreibpapier und einige Bleistiftstummel – meine sämtlichen weltlichen Besitztümer ...

Einen flüchtigen Moment lang fragte ich mich, was ich wohl machen würde, wenn es zu regnen beginnen oder kalt werden würde; ich besass weder einen Mantel noch einen Pullover. Doch ich verwarf die Bedenken sogleich wieder: Es war Ende Juli, und die Sonne schien. Ich musste über mich selbst lachen, als ich daran dachte, wie ich vor nicht allzu langer Zeit draussen im Schnee geschlafen hatte.

Kapitel 4

Mala Orbach und ich trafen am späten Nachmittag nach einer Fahrt über zerbombte Strassen mit dem Jeep in Cham ein. Der Captain hatte es eilig, nach Volary zurückzukommen, da er die Dunkelheit vermeiden wollte. So setzte er uns einfach am Hauptquartier der Militärverwaltung in der Stadtmitte ab. Der amerikanische Wachposten erklärte uns, wo wir möglicherweise andere Flüchtlinge finden könnten. Bei der betreffenden Adresse schien jedoch kein Mensch die Mädchen zu kennen, die wir suchten; allerdings hatte jemand gehört, dass ein paar Mädchen, die aus einem schlesischen Lager kamen, am Stadtrand wohnten. Mit neu genährter Hoffnung beschlossen Mala und ich, nach ihnen Ausschau zu halten. Der beschriebene Weg führte uns in eine enge Strasse mit Kopfsteinpflaster. Es war schon fast dunkel, als wir an eine moderne Tür mit Glasfenster klopfen, die an einem solch altertümlichen Ort ziemlich unpassend wirkte. Wir mussten mehrmals klopfen, bevor eine Frau mit Lockenwicklern im Haar ihren Kopf aus dem Fenster streckte.

«Was wollt ihr?» brüllte sie. Wir erklärten es ihr.

«Die Mädchen sind gestern abgereist.» Mit diesen Worten schloss sie das Fenster.

«Können wir hier übernachten?» rief ich ihr hinterher. Sie hörte uns entweder nicht oder wollte nicht antworten.

Wir wussten nicht, wo wir hingehen sollten. Wir waren müde; ein langer, ereignisreicher, anstrengender Tag lag hinter uns. Es war inzwischen völlig dunkel, und in der Stadt herrschte

eine seltsame Atmosphäre. Die Leute waren misstrauisch. Gerippe ausgebombter Häuser hoben sich gespenstisch vom Nachthimmel ab. Deutschland war ein unheimliches Land – feindlich noch in der Niederlage.

Wir standen unschlüssig zwischen den Ruinen herum. Ich sehnte mich nach dem Krankenhaus, nach einem Bett zum Schlafen, nach Menschen, die ich kannte. Wo sollten wir hin?

Eine Glocke schlug die halbe Stunde. Dies war die Lösung: In der Nähe gab es eine Kirche. Wir fanden sie leicht; ihr Turm thronte im Mondschein über der besiegten Stadt. Die schwere Holztür liess sich mit Kraftaufwand öffnen. Am Altar brannte ein Licht. Wir legten uns auf eine Bank und benutzten unsere Bündel als Kissen.

Ich fröstelte, als ich erwachte. Durch die bunten Glasfenster fiel das erste Licht der Morgendämmerung. Welch merkwürdige vierundzwanzig Stunden hinter mir lagen – mein erster richtiger Tag in Freiheit!

In den langen Jahren der Einsamkeit hatte ich eine glückliche Scheinwelt um mich herum aufgebaut, eine Welt der Schönheit und der Liebe. Sie hatte mir geholfen zu überleben, diese lebenswerte Welt, die die meine sein sollte, wenn der Krieg zu Ende war. Nun war der Krieg zu Ende.

Die Stille in der Kirche machte mir bewusst, wie allein ich war – in einer fremden Stadt, wo ich Zuflucht in einer Kirche fand, an deren Altar ich nicht betete.

«Papa, Mama», murmelte ich, um den Klang der Worte zu hören, «helft mir! Helft mir, meinen Weg zu finden!»

Ein Sonnenstrahl berührte eines der Glasfenster.

Kurt – er würde mich verstehen, würde meine Träume nicht für töricht halten. Er würde die Welt verstehen, die ich mir geschaffen hatte. Ich würde zu ihm gehen.

Wir fuhren vom frühen Morgen bis zum Nachmittag per Anhalter. Nachdem wir endlich in Freising bei München eingetroffen waren, gingen Mala und ich direkt zum Gebäude der amerikanischen Militärverwaltung. Als wir die breite Steintreppe hinaufstiegen, kam uns Kurt mit Riesenschritten entgegengeeilt. Er umarmte uns.

«Ich wollte mich gerade auf den Weg nach Cham machen, um euch abzuholen. Der Captain hat mir erzählt, dass er euch dort abgesetzt hat. Es ist alles geklärt. Ich habe in München ein Zimmer für dich und Mala gefunden. Wenn du wieder arbeiten kannst, wirst du dort leichter eine Anstellung bekommen als hier in Freising.»

Kurz vor Einbruch der Nacht hielt Kurts Jeep am Stadtrand von München in der Nähe des Perlacher Waldes. Eine Handvoll verstreuter Villen säumte den Waldrand. Und dort in einem herrlichen Garten stand das Haus, in dem wir wohnen sollten.

Eine ältere Frau öffnete die Tür und führte uns zu unserem Zimmer. Sie erklärte uns, dass ihr Mann im Krankenhaus liege, ihr Sohn wahrscheinlich in Kriegsgefangenschaft sei, da er Wehrmachtsangehöriger gewesen war, und dass in der oberen Etage zwei Frauen einquartiert seien, deren Häuser von Bomben zerstört worden waren.

Ich wollte mit Kurt sprechen und war froh, als uns Frau Bieber, unsere Vermieterin, allein liess.

«Ich muss so bald wie möglich Arbeit finden», sagte ich. «Meinst du, ich kann morgen mit der Suche beginnen?»

Kurt riet mir, mich zuerst noch eine Weile zu erholen, doch ich blieb hart. Bevor er abfuhr, versprach er mir, mich am nächsten Tag zum Büro der Zivilen Zensurabteilung zu bringen; dort wurden Leute eingestellt, die gegen die Nazis gewesen waren.

Am folgenden Nachmittag fuhren wir zum Büro der Zivilen Zensurabteilung, wo Mala und ich uns um eine Stelle bewarben und von einem reizenden, äusserst verständnisvollen weiblichen Offizier interviewt wurden. Sie teilte uns mit, dass wir einen zweiwöchigen Einführungskursus absolvieren müssten und anschliessend mit der Arbeit beginnen könnten. Da die Stelle gut bezahlt war, würde sie mir die Unabhängigkeit verschaffen, die ich anstrebte.

Kurt blieb an jenem zweiten Tag in München und besuchte mich nach dem Abendessen. Wir gingen im Wald hinter dem Haus spazieren. Kurt und ich waren beide merkwürdig schweigsam. Nach einer Weile begannen wir, über unsere Eltern zu reden. Zum ersten Mal, seit wir uns kannten, hörte ich Kurt mit Verbitterung darüber sprechen, was seinen Eltern zugestossen war, und über seine Unfähigkeit, sie zu retten. Wir sassen neben einem Stapel abgebrochener Äste; Kurt nahm einen in beide Hände und brach ihn systematisch in Stücke. Seine Fingerknöchel waren weiss vor Anstrengung, als ob er etwas viel Stärkeres zerbrechen wollte.

«Mein Bruder hat mir später erzählt», fuhr er fort, «dass mein Vater, nachdem er mich auf das Schiff nach Amerika gebracht hatte, gesagt habe, er habe das Gefühl, er werde mich nie wiedersehen.»

Tränen stiegen mir in die Augen. Ich konnte nur zu gut nachvollziehen, was Kurt empfinden musste, wenn ich mich an Papas und Mamas Reaktion nach Arthurs Abreise erinnerte. Kurt liess den Ast fallen und ergriff schweigend meine Hand. Wir sassen still in der Abenddämmerung und verstanden uns besser, als wenn wir tausend Worte gewechselt hätten. Immer noch schweigend begaben wir uns auf den Rückweg. Plötzlich hallten mehrere Schüsse durch den Wald. Ich blieb wie versteinert stehen und erwartete, Schreie und das Ra-ta-ta weiterer Schüsse zu

hören. Doch der Wald blieb still, kein Geräusch drang mehr an unsere Ohren. Mein Herz raste, meine Schläfen pochten. Ich spürte Tränen in den Augen und fing an zu zittern. Kurt zog seine Jacke aus und legte sie mir um die Schultern.

«Du bist viel zu dünn angezogen», bemerkte er, den wahren Grund meines Zitterns überspielend.

Ich fühlte mich beschützt und geborgen, als er seinen Arm um mich legte, und lächelte ihn an.

Am nächsten Morgen entschloss ich mich in aller Frühe, in den Wald zurückzukehren, um mich daran zu gewöhnen, nicht bei jedem Geräusch zu erschrecken. Es war schwierig; ich zitterte beim leisesten Rascheln in den Zweigen. Dann bildete ich mir ein, etwas Rotes im Unterholz zu erspähen: Blutstropfen! Nein, nein, es handelte sich nur um Beeren. Ich zwang mich, sie zu berühren, konnte mich jedoch nicht überwinden, sie zu essen.

Nach dem zweiwöchigen Kursus begann meine Arbeit bei der Zivilen Zensurabteilung: Ich las beschlagnahmte Nazi-Post. Ich besuchte häufig das Deutsche Museum, das inzwischen eine grosse Anzahl von *Displaced Persons* beherbergte. Ausserdem befanden sich dort die Büros der UNRRA (*United Nations Relief and Rehabilitation Administration*), wo täglich die Namen von Menschen ausgehängt wurden, die überlebt hatten und nach Angehörigen suchten. Ich studierte die Listen in der Hoffnung, bekannte Namen zu entdecken; jeden Tag ging ich enttäuscht nach Hause. Einmal traf ich Leute aus Sosnowitz. Sie erzählten mir, dass Abeks gesamte Familie ausgelöscht und er selbst ebenfalls tot sei, soweit sie gehört hätten. Ich glaubte ihnen zunächst nicht; ich wollte solche Nachrichten nicht hören, fand sie jedoch später bestätigt.

Ich erzählte Kurt von meinen Besuchen im Museum.

«Du solltest da nicht dauernd hingehen», riet er mir. «Warum quälst du dich so?»

Mir fiel keine Antwort ein.

Eines Sonntags Mitte August lag ich auf der Wiese hinterm Haus und schaute in den wolkenlosen Himmel. Vor langer, langer Zeit hatte ich zahllose solcher Nachmittage erlebt.

In diesem Augenblick stürmte Kurt auf mich zu und rief: «Der Krieg mit Japan ist aus!» Er zog eine Flasche aus der Tasche. «Anisette», erklärte er. «Lass uns auf den Frieden trinken!»

Ich traute mich nicht zuzugeben, dass ich noch nie Alkohol getrunken hatte, sondern lief lieber ins Haus, um Gläser zu holen. Wir tranken auf die Freiheit – einmal, zweimal ...

«Mir ist schwindlig», gestand ich Kurt, im Gras sitzend.

«Mir auch», erwiderte er.

Irgendwie kam es mir unheimlich lustig vor; ich brach in Gelächter aus. Und dann – lag ich in seinen Armen. Bei seinem Kuss hatte ich das Gefühl, als könnte ich mit der blossen Kraft meines Glücks in den siebten Himmel fliegen, mich auf einer Wolke niederlassen, die Sterne küssen, auf dem Mond tanzen und die ganze Welt umarmen.

Einige Tage später brachte mir Kurt den lange erwarteten Brief aus der Türkei. Ich hielt ihn einen Moment lang fest in der Hand, bevor ich ihn öffnete – erleichtert und glücklich darüber, dass mein Onkel am Leben war, dass wenigstens ein Mitglied meiner Familie übriggeblieben war. Nachdem ich den Umschlag schliesslich aufgerissen hatte, las ich von der Freude meines Onkels, mich gefunden zu haben, seiner Bereitschaft und seinem

Bemühen, mir in jeder erdenklichen Weise zu helfen. Das warme Band der Familienliebe umfing mich wieder. Doch die Information, um die ich ihn gebeten hatte und auf die ich so sehnlichst gewartet hatte, konnte er mir nicht geben. Stattdessen fragte er mich nach Papa, Mama und Arthur. Nun wusste ich endgültig, dass ich nie mehr nach Hause zurückkehren würde.

Ein paar Wochen vergingen. Als ich eines Tages von der Arbeit nach Hause kam, sah ich Kurt vor der Tür stehen. Es war der 13. September, ein Donnerstag. Ich war überrascht, da ich Kurt nicht vor Sonntag erwartet hatte.

«Gerda», eröffnete er mir nach der Begrüßung, «ich gehe nach Hause zurück.»

«Ich freue mich so für dich», brachte ich mühsam heraus, bevor ich Tränen aufsteigen fühlte.

«Ist das alles, was du mir zu sagen hast?» forschte Kurt. «Ich möchte, dass du nach Amerika kommst und meine Frau wirst.» Er nahm zärtlich mein Gesicht in seine Hände und sagte: «Begreifst du denn nicht? Ich liebe dich. Ich will dich heiraten.»

Ich schmiegte mich sprachlos vor Glück an Kurt, während zärtliche Worte von seinen Lippen strömten.

Später diskutierten wir praktische Dinge. Es gab zwei Alternativen: Entweder konnte er noch ein Jahr oder etwas länger bei der Besatzungsgruppe bleiben; in diesem Fall hätten wir sofort heiraten können. Oder er konnte nach Hause zurückkehren und mich nachholen, sobald die Konsulate wieder in Betrieb waren. So würde es für mich zwar härter sein, ich könnte Deutschland jedoch eher verlassen. Wenn Kurt auch darauf bestand, dass ich die Entscheidung traf, konnte ich ihm seinen Wunsch doch von den Augen ablesen.

«Geh nach Hause», flüsterte ich.

Er nickte. «Es ist besser für unsere Zukunft.»

In jener Nacht in meinem Zimmer hatte ich wieder mit meiner Angst vor der Einsamkeit zu kämpfen, der Angst, Kurt zu verlieren, wie ich alle verloren hatte, die ich je geliebt hatte. Dieses Mal würde es eine Trennung geben – vielleicht sogar eine lange –, aber keinen Verlust, das wusste ich.

«Kurt!» rief ich in die Nacht. «Kurt, ich liebe dich!»

Und auf einmal spürte ich, wie mein Ruf durch die Nacht hindurch, über die Sterne, den Himmel, die Blätter der Bäume und den Zauber des Lebens selbst hinweg erhört wurde. Wo immer Kurt auch war, trafen seine Gedanken die meinen. Ich gab mich ganz der Freude hin, die in meinem Herzen aufstieg. Ich hatte den Gipfel erreicht, den ich mir in den dunklen Jahren der Sklaverei erträumt hatte, und dort oben, jenseits der Sphäre menschlicher Vorstellungskraft, begegneten und umarmten wir uns. Wir würden nie mehr allein sein.



Gerda und Kurt Klein in Volary, Oktober 1991.

Epilog

Mit Beklommenheit schaue ich darauf zurück, was ich vor fast einem halben Jahrhundert, im Frühling meines Lebens, geschrieben habe. Eine Flut von Gefühlen bricht über mich herein, die geordnet werden müssen. Vielleicht kann ich nun, im Herbst meines Lebens, objektiver sein.

Ich wurde unzählige Male gefragt: «Wie und warum haben Sie diese entsetzlichen Jahre durchgehalten?» Und weiter: «Wie werden Sie mit der Erinnerung an die Greuel der Arbeitslager und mit dem schmerzlichen Verlust ihrer Familie fertig?» Ich muss gestehen, dass ich nicht mehr alle Antworten weiss, die ich gegeben habe, bin mir jedoch sicher, dass sie ganz unterschiedlich ausfielen und von meiner Stimmung abhängig waren.

Der Teil meiner prägenden Jahre, auf den das Schicksal einen so dunklen Schatten warf, lastet schwer auf mir und ist selbst heute noch nicht völlig verarbeitet. Mir wurde weder je eine Gebrauchsanweisung zum Überleben gegeben, noch waren Selbsthilfebücher verfügbar. Und doch habe ich mich irgendwie durchgeschlagen, indem ich mich an Gefühle klammerte, die mich schwierige Erinnerungen mit Zukunftshoffnungen in Einklang bringen liessen, die ein Gleichgewicht herstellten zwischen Schmerz und Freude, Tod und Leben, Verlust und Gewinn, Tragödie und Glück.

Überleben ist sowohl eine besondere Vergünstigung als auch eine schmerzhaft Belastung. Ich werde ein paar zufällige Begebenheiten herausgreifen, die in meinem Leben Bedeutung erlangt haben, und versuchen, sie in einen Zusammenhang zu stel-

len. Gleichzeitig ist mir bewusst, dass es unmöglich ist, fünfzig Jahren Erinnerung gerecht zu werden. Die Schärfe jener Erinnerungen stört häufig die Ruhe meines Alltags und zwingt mich, schmerzhaften Wahrheiten ins Auge zu sehen, wobei allerdings vieles durch den blossen Akt der Heraufbeschwörung geklärt wird. Ich habe gelernt, mit jenen Wahrheiten umzugehen, da ich genau weiss, dass eine durch ein aktuelles Ereignis in den Brennpunkt gerückte Erinnerung zwar immer noch wehtut, der Schmerz jedoch mit der Zeit nachlässt und schliesslich – wie geschehen – ganz verschwindet.

Als das Flugzeug, das meinen Mann und mich aus Paris und London brachte, im September 1946 auf amerikanischem Boden landete, legte Kurt seinen Arm um mich und sagte einfach: «Du bist nach Hause gekommen.» Es ist mein Zuhause geworden, mehr als ich es mir je erträumt hätte. Ich liebe dieses Land, wie es nur jemand begreifen kann, der lange heimatlos war. Ich liebe es mit einer besitzergreifenden Heftigkeit, die seine Unzulänglichkeiten entschuldigt, weil ich unbedingt dazugehören will. Ich habe noch stets Angst vor Zurückweisung und finde, dass ich kein Recht zu kritisieren habe, sondern nur eine Verpflichtung, korrigieren zu helfen. Ich bewundere, wie selbstverständlich meine drei Kinder ihr Geburtsrecht akzeptieren, und freue mich über ihr Glück.

Die Gründung des Staates Israel im Jahre 1948 half mir, eine bessere Amerikanerin zu werden. Der Schmerz und der Verlust, die ich in meinem Geburtsland Polen erlitt, löschten die nostalgischen Gedanken an ein Kindheitszuhause aus, nach dem ich mich sehnte. Ich habe die Antwort auf diese Sehnsucht in der Tradition meiner Religion und in dem Land meiner Urväter ge-

funden. Dadurch, dass Israel das Recht auf Rückkehr auf alle Juden ausgeweitet hat, ist es für mich metaphorische Grabstätte meiner Eltern wie spirituelle Heimat meiner Kindheit geworden.

Während meine Liebe für Israel meine Liebe für meine Eltern und unsere gemeinsame Vergangenheit verkörpert, sind die Vereinigten Staaten meine Wahlheimat, mein Erwachsenenzuhause. Dieses Land symbolisiert die Liebe, die ich für meinen Mann, meine Kinder und meine Enkel empfinde. Eines ergänzt das andere; indem sie sich gegenseitig unterstützen, bereichern und heilen sie.

Ich habe mich in dieses Land auf den ersten Blick verliebt. Es wirkte so perfekt, so offen, so frei und gastfreundlich; ich wollte unbedingt Teil der amerikanischen Gesellschaft werden.

Ich hatte mir meinen zukünftigen Wohnort Buffalo als utopische Stadt unter dauerblauem, strahlendem Himmel vorgestellt und Paris, London und New York als blosse Wegstationen hin zu dieser Utopie abgetan. Nach der Fahrt von dem grossartigen, beeindruckenden New Yorker Hauptbahnhof wurde ich in Buffalo mit den kleinen, wie Flüchtlinge zusammengedrängten Holzhäusern meiner neuen Heimatstadt konfrontiert; doch meine Enttäuschung währte nur ein paar Sekunden. Ich war bereit, diese Stadt zu lieben, und willens, sie zu verteidigen, notfalls sogar gegen mich selbst. Meine Zuneigung war nicht vergebens: Buffalo wurde ein wirkliches Zuhause. Es formte mich, und später spielten und lachten dort meine Kinder unter Ulmen, während ich in ein neues Leben eintauchte.

Nachdem wir nach geraumer Zeit von unserer ersten Wohnung in einen anderen Stadtteil umgezogen waren, fuhr ich gelegentlich noch an der alten Familienbleibe vorbei, die so viele unserer frühen Erinnerungen barg. Wenn ich mir dabei meine

erste Nacht in Buffalo ins Gedächtnis rief, sah ich noch deutlich das Bild vor mir, wie ich durch die bescheidenen Räume der Wohnung streifte, nachdem Kurt längst eingeschlafen war. In der kleinen Kochnische öffnete ich den Kühlschrank, den Kurts Freunde grosszügig aufgefüllt hatten. Da ich immer eine besondere Vorliebe für Obst hatte, nahm ich einen Apfel heraus. Bevor ich die Tür festhalten konnte, schlug sie mit lautem Krach zu; Panik ergriff mich. Wie viele Jahre war es her, seit ich in einem Haus gewohnt hatte, wo ich ungestraft nehmen konnte, was ich wollte? Nun gehörte all dies mir: der Apfel *und* der Kühlschrank. Ich öffnete die Tür erneut, in der vollen Absicht, sie zuschlagen zu lassen. Stattdessen fing ich sie rechtzeitig ab, schloss sie leise und ging dankbar zu Bett.

Wenn ich zu jenem Fenster unserer ersten Wohnung in den dritten Stock hochschaute, erinnerte ich mich auch an den Tag, der mich in mein Lebenswerk katapultierte. Ich kam im September 1946 nach Buffalo, und die folgende Episode muss sich Ende November ereignet haben.

Ich ging furchtbar gerne in Lebensmittelläden – eine Vorliebe, die ich bis heute beibehalten habe. Damals hatte ich die praktische Ausrede, dass es eine hervorragende Gelegenheit war, um Englisch zu lernen, da mir die Bilder auf den Konservenetiketten den Inhalt zeigten – eine leichte Methode, um neue Wörter zu lernen. Der wahre Grund für meine Vorliebe für Lebensmittelläden war jedoch ein anderer: Ich musste mich von der Fülle verfügbarer Nahrung und dem nie zur Neige gehenden Vorrat überzeugen. Ich wollte die Gewissheit haben, nie mehr hungern zu müssen.

An jenem bewussten Spätherbsttag muss ich länger als geplant in dem Laden herumgetrödelt haben, denn als ich ihn verliess, braute sich ein Schneesturm zusammen. Vom Wind zerzaust,

durchnässt und frierend kam ich zu Hause an und packte meine Tasche auf dem Küchentisch aus. Unter meinen Einkäufen befand sich auch ein Laib Brot. Ein ganzer Laib Brot, nur für mich! Ich nahm ihn ins Wohnzimmer mit, setzte mich ans Fenster, vor dem der Schneesturm tobte, und fing an zu essen. Das Brot schmeckte irgendwie klebrig und versalzen.

Was war nur mit mir los? Da sass ich an einem warmen, sicheren Platz mit einem ganzen Laib Brot. Warum war ich dann so traurig, kam mir so verloren vor? Allmählich dämmerte mir die Antwort. In den langen Jahren der Entbehrungen hatte ich davon geträumt, mich an einem warmen Ort in Frieden sattzuesen, hatte jedoch nie in Betracht gezogen, dass ich mein Brot allein essen würde. Am Abend erzählte ich Kurt, dass ich an meine Freunde in Europa gedacht hatte, die froren und Hunger litten. Ich musste etwas unternehmen.

Aus diesem Bedürfnis heraus entwickelte sich meine Arbeit bei der örtlichen Gruppe der *Jewish Federation*, wo ich bald Briefmarken auf Umschläge klebte. Ich war sehr stolz, freiwilliger Helfer geworden zu sein. Als mich Kurts Tante dezent darauf hinwies, dass ehrenamtliche Arbeit eigentlich etwas für Wohlhabende sei, stimmte ich ihr von ganzem Herzen zu: Ich hielt mich für reich.

Es dauerte nicht lange, bis mir der Direktor der Organisation vorschlug, auf andere Art und Weise zu helfen. Ob ich bereit wäre, der jüdischen Gemeinschaft von Buffalo zu erzählen, was ich gesehen und durchgemacht hatte? Meine Einwände wegen meines gebrochenen, fehlerhaften Englisch wies er zurück. Es spielte keine Rolle, dass ich mich nicht perfekt ausdrücken könne; er versicherte mir, dass es mir schon gelingen werde, meine Gefühle mitzuteilen. Und so versuchte ich im Herbst

1946, meine Geschichte zu erzählen, und habe dies bis heute fortgesetzt.

Auf diesem Weg kam ich in Kontakt mit den Anliegen von *United Jewish Appeal* und *Hadassah*; mit der Gründung des Staates Israel verstärkte sich mein Engagement. Es wurde mir klar, dass sich die Idee, anderen zu helfen, nicht auf Opfer des Holocaust beschränken musste. Das Wohlergehen aller Kinder hat mir immer besonders am Herz gelegen: das der misshandelten, der behinderten, der unterprivilegierten, der kranken Kinder. Ich kann mich mit ihnen identifizieren, weil ich weiss, wie es ist, wenn man sein Leiden und seine Hoffnung nicht mitteilen kann. Ich hatte vor allem gelernt, dass ich selbst nach katastrophalen Erlebnissen wieder lachen konnte. Natürlich war die Unverwüstlichkeit der Jugend auf meiner Seite. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, dass wir alle ein Reservoir unangetasteter Kraft besitzen, das in kritischen Momenten zum Vorschein kommt.

In all den Jahren in den Lagern unter fast unerträglichen Umständen ist mir niemand begegnet, der Selbstmord beging. Ich wollte mich an junge Menschen wenden, wollte ihnen bewusst machen, wie kostbar das Leben ist, und ihnen vor Augen führen, dass man es selbst unter schwierigsten Bedingungen nicht gedankenlos wegwerfen sollte. Ich wollte ihnen einprägen, wie falsch es ist, eine endgültige Lösung für ein vorübergehendes Problem zu suchen.

Ich finde es erfreulich, dass mich jene jungen Leute in ihren Briefen eher als Gleichgestellte, denn als Angehörige der Generation ihrer Grosseltern behandeln. Es ist für mich ein Lohn, der alle meine Erwartungen übertrifft.

Unser Freundeskreis in Buffalo wuchs, und ich fand allmählich

meinen Platz im amerikanischen Leben. Ich lernte allerdings auch den grossen Unterschied zwischen meinen Erfahrungen und denen unserer neuen Freunde kennen. Für mich hatte das normale Leben mit Kriegsausbruch aufgehört, im Alter von fünfzehn Jahren. In meiner Jugendzeit klaffte eine enorme gesellschaftliche Lücke, während meine amerikanischen Altersgenossen auf die übliche Art und Weise aufgewachsen waren. Ich hatte mein Leben mit zweiundzwanzig wieder aufgenommen, hatte geheiratet und mich in einem fremden Land niedergelassen, dessen Sprache und Sitten ich kaum kannte. Meine normale Entwicklung war zurückgeblieben, wengleich ich die schrecklichen Erfahrungen eines ganzen Lebens hinter mir hatte.

«War der Übergang in die Normalität nicht traumatisch?» wurde ich häufig gefragt, und ich kam zu dem Schluss, diese Frage zu bejahen. Hätte ich damals bereits gewusst, was das Wort «Trauma» impliziert, hätte ich mich geschämt, meine Unzufriedenheit einzugestehen, da ich es für egoistisch und undankbar hielt, mich über irgendwas in Amerika zu beklagen.

Rückblickend denke ich, dass nach Amerika zu kommen wie der Schritt aus einem düsteren, bedrückenden Raum war, in dem ich lange, lange Zeit eingesperrt war. Als ich erst wieder frei und dem Licht ausgesetzt war, bekamen die gewöhnlichsten Gegenstände, die einfachsten Dinge eine Aura von ausserordentlicher Schönheit, Begehrenswertem und Kostbarem. Ich genoss die Freuden des Entdeckens und empfand grenzenlose Dankbarkeit.

Gewisse Momente meiner frühen Jahre, sowohl von zu Hause als auch aus den Lagern, sind mir noch plastisch in Erinnerung; doch die Erinnerung kann ein Schwert sein – wenn auch ein

zweischneidiges –, mit dem man heutige Drachen erschlägt. Ein solches Duell ist umso verbissener, wenn die Gegner ein und dieselbe Gestalt haben.

Jahrelang konnte ich zum Beispiel das Wort/umuce (Ofen) nicht aussprechen. Ich ersetzte es durch den Euphemismus *heating unit* (Heizeinheit), wenn ich mit einem Handwerker sprach, der zur Reparatur kam. Es kostete mich weniger Überwindung, an die Bedeutung des Wortes zu denken, als es auszusprechen. Ich lernte wohl, dass Ängste schneller verblassen, wenn man sich in Routinearbeiten vertieft; Suppe kochen und kühle Laken falten kann sehr heilsam wirken. Mir hat der Sprung in die Sozialarbeit bei der Abwehr dunkler Erinnerungen am meisten geholfen.

Manche Wunden verheilen allerdings nie ganz und machen sich über längere Zeitspannen bemerkbar. Inzwischen geschieht dies zwar seltener, wenn sie jedoch wieder aufbrechen, sitzt der Schmerz oft viel tiefer. Obwohl ich ihre Wurzeln kenne, werde ich sie nicht los; ich habe mich damit abgefunden, die kleinen, unauslöschlichen Narben zu akzeptieren, die sie jedesmal hinterlassen.

Kürzlich erwarteten wir unseren Sohn in Arizona, wo wir inzwischen wohnen. Da ich seine grosse Vorliebe für Obst kenne, kaufte ich einen grossen Vorrat davon. Als der reichhaltige Bestand am letzten Morgen seines Besuches auf Null zusammengeschrumpft war, konnte es sich unser Sohn nicht verkneifen, mich wegen meiner mangelnden Voraussicht zu necken. Nachdem er abgereist war, fand ich eine Tüte Obst, die ich im hintersten Winkel des Kühlschranks verstaut hatte. Ein beklemmendes Schuldgefühl überfiel mich und beraubte mich der Wärme, die sein Besuch ausgestrahlt hatte. Stattdessen quälte mich die Erinnerung an einen heissen Tag vor über fünfzig Jahren:

Ich lebte mit meinen Eltern im Keller unseres Hauses in Bielitz. Der Krieg dauerte bereits zwei Jahre. Wir hatten gerade erfahren, dass meine Tante Pepi und ihre Kinder in Auschwitz waren. Woher wir die Nachricht erhielten, weiss ich nicht mehr. Meine Cousine Rose war damals siebzehn, also etwa in meinem Alter, ihr jüngerer Bruder Josef ungefähr zehn. Meine Mutter beschloss, ihnen ein Paket zu schicken, und ging gleich daran, nach einem ihrer speziellen Rezepte Rumkugeln zu machen. Obwohl es sich nur um einen Ersatz für die echten handelte, verwendete meine Mutter ihr ganzes Können auf die Zubereitung, improvisierte und benutzte sorgsam gehütete Haferflocken und andere Zutaten, um das Gebäck so schmackhaft wie möglich zu machen. Mama liess mich ein paar Kugeln probieren, die ich mit jugendlichem Heisshunger verschlang. Die restlichen, über vierzig Stück, wurden zum Trocknen ausgebreitet.

Als Mama das Zimmer verliess, stibitzte ich noch eine Kugel und schlang sie gierig hinunter, bevor das Gebäck gemeinsam mit ein paar anderen Dingen verschickt wurde. Ein, zwei Wochen später kam das Paket mit dem Vermerk «Unzustellbar» zurück – dies zum Thema deutsche Tüchtigkeit.

Ich fing den bestürzten, entsetzten Blick auf, den sich meine Eltern zuwarfen. Mir gegenüber stellten sie die Angelegenheit in einem positiven Licht dar, indem sie betonten, wie viel Glück Tante Pepi und ihre Kinder gehabt hätten, das Lager verlassen zu können; sicher hätten sie im Landesinnern Zuflucht gefunden, wo sich auch mein Onkel aufhielt. Irgendwie klang es unglaubwürdig.

Ich erinnere mich, dass ich aus dem Keller lief und draussen in der drückenden Nachmittagsshitze stand. Ich spürte ein vages Gefühl von Beklommenheit, eine tiefe Einsamkeit, die nichts

mit Tante Pepi zu tun hatte. Ich wurde von Schuldgefühlen geplagt, obwohl mir schon damals klar war, dass es meiner Tante und ihren Kindern nicht auf eine Rumkugel mehr oder weniger angekommen wäre, wenn sie das Päckchen denn erhalten hätten. Was für mich damals ausschliesslich zählte, war, dass ich sie genommen hatte, und dieses Schuldgefühl bin ich bis heute nicht losgeworden. Ich kann nichts dagegen tun, als den Schmerz zu ertragen. Er taucht jedesmal auf, wenn ich vergesse, einem geliebten Menschen etwas zu geben, selbst wenn es sich um etwas handelt, das leicht zu beschaffen ist.

Jene Momente des Schmerzes werden durch solche immenser Freude mehr als ausgeglichen. Die glücklichsten Augenblicke waren die, als ich meine neugeborenen Kinder und später meine Enkel in den Armen hielt: Alysa, Andrew und Lindsay, die Kinder unserer Tochter Vivian; Julie, Melissa und Jessica, die unserer Tochter Leslie; sowie Jennifer und Alexa, die Töchter unseres Sohnes Jim.

Ich empfinde grosse Ehrfurcht vor dem Wunder der Schöpfung, dem unergründlichen Funken in diesen neuen Leben, die die in uralte Zeiten zurückreichende Kette der Generationen weiterführen und sie mit dem Göttlichen erfüllen. Die Lücke zu dem zu schliessen, was unvollendet war, eine Existenz aufzubauen, die verweigert werden sollte, bedeutet einen Triumph über das Böse. Ich erkenne mit Staunen und Dankbarkeit, dass in meinem Körper ein Teil gemeinsamer Abstammung mit jenen ruht, die ihres Lebens beraubt wurden, und dass es mir vergönnt war, Bindeglied zwischen den Generationen zu werden.

Auf die Gefahr hin, übersentimental zu sein, muss ich etwas zu meiner amerikanischen Familie sagen, dem Mittelpunkt meines Universums. Ich kann mir meinen Mann Kurt nicht als se-

parates menschliches Wesen vorstellen. Von unserer ersten Begegnung an wurde er ein untrennbarer Teil von mir. Er steht im Mittelpunkt meiner Gedanken und Gefühle; es gab niemals ein «du und ich», sondern stets ein «wir» und «uns». Unsere Leben sind eng miteinander verknüpft. Natürlich stimmen wir nicht in allen Dingen überein; und wenn Kurt mich auch häufig wegen meiner unrealistischen Erwartungen kritisiert hat, so hat er mich doch in all meinen Bemühungen stets unterstützt. Seine fürsorgliche Ritterlichkeit und sein ausgewogenes Urteil helfen mir, mein Gleichgewicht zu bewahren. Kurt hat mir all das Vertrauen, das ich in ihn setze, und die Liebe, die ich für ihn empfinde, zurückgegeben.

Unsere Kinder waren uns immer eine Quelle des Stolzes und des Glücks. Zu beschreiben, wer sie sind und was sie uns bedeuten, würde Bücher füllen; ein paar Erinnerungen an Äusserungen aus ihren prägenden Jahren sollen genügen. Als Kinder und später als Heranwachsende lauschten sie meinen Geschichten und Anekdoten über meine Kindheit, meine Eltern, meinen Bruder und meine Grosseltern.

Meine Mutter machte gewöhnlich mir zu Ehren an meinem Geburtstag im Mai die erste Eiscreme der Saison. Ich liebte ihr Eis; wenn es an meinem Geburtstag kühl war, musste ich allerdings einen Schal umlegen, bevor ich meinen Lieblingsnachtisch verzehren durfte. Für meine typisch amerikanischen Kinder bot die Geschichte Anlass zu endloser Heiterkeit. Als mein Geburtstag in Buffalo einmal auf einen besonders kühlen Tag fiel, wollte unsere älteste Tochter Vivian wissen: «Hätte dich Grossmutter heute einen Schal tragen lassen'»

Unsere zweite Tochter, Leslie, rührte mich Jahre später zu Tränen, als sie mir einen wiederkehrenden Tagtraum aus ihrer

Kindheit gestand: die Phantasievorstellung, dass sie auf dem Schulweg ihre Grosseltern finden und zu uns nach Hause bringen würde. Und unser Jüngster, Jimmy, offenbarte seine Gefühle im Verlauf einer Diskussion, die sich um die Grosseltern seiner Freunde drehte. Ich fragte ihn, ob er seinen Freunden je von seinen Grosseltern erzählt habe. Er antwortete mit einem lakonischen «Nein», und als ich ihn zu einer Erklärung drängte, sagte er einfach: «Ach Mama, ich wollte nicht angeben.»

Ich bin froh, dass unsere Eltern keine Geister wurden, die unsere Kinder in Alpträumen verfolgten; unsere Kinder stellen sie sich stets als liebende, sehr menschliche Grosseltern vor. Offensichtlich bemühten sie sich, diese Lücke in ihrem Leben um ihrer selbst und unsertwillen zu füllen. Gleichzeitig haben unsere Eltern immer als Vorbild gedient, auf deren Märtyrertum und Tapferkeit man stolz sein konnte. Unsere Kinder haben sich zu liebevollen Erwachsenen entwickelt, führen gute, stabile Ehen, haben uns acht umsorgte Enkel geschenkt und damit unsere Familie um eine weitere Generation bereichert.

* * *

Nach Jahren in den Vereinigten Staaten reiste ich einmal als Mitglied einer jüdischen Delegation nach Amsterdam, wo ich eine ehemalige Freundin von Anne Frank kennenlernte, eine Rundfunkjournalistin, deren Beiträge in Belgien und Deutschland ausgestrahlt wurden. Sie bat mich, mit ihr eine Sendung zu machen, die auf meinen Erfahrungen während des Krieges basieren sollte. Ich nahm an, dass das Interview auf englisch geführt würde. Als sie mich bat, es auf deutsch zu versuchen, erstarrte ich. Im Radio deutsch zu sprechen, war für mich unvor-

stellbar; es war die Sprache, die Hitler, Goebbels und deren Hor-
den im Radio benutzt hatten und für mich untrennbar damit
verbunden war. Meine neue Freundin war ziemlich hartnäckig,
so dass ich nach langem Zögern schliesslich einwilligte. Doch
das Interview entpuppte sich als verheerende Erfahrung. Eine
lähmende Angst ergriff von mir Besitz, und die Schutzmauern,
die das Englische um mich herum gebaut hatte, stürzten ein.
Nach kurzer Zeit konnte ich nicht mehr fortfahren.

Dies machte mir bewusst, welches Glück ich hatte, dass Kurt
von Anfang an darauf bestand, englisch miteinander zu spre-
chen. Ich durfte zwar ins Deutsche wechseln, wenn mir Wörter
fehlten, er antwortete mir jedoch grundsätzlich auf englisch, bis
ich allmählich ganz spontan ausschliesslich englisch sprach. Ich
bedauere nur, dass es mir trotz verbissener Anstrengung nie ge-
lang, meinen Akzent loszuwerden. Ich habe ihn bis heute behal-
ten, wenn ich auch gelegentlich unerwartete Erfolge erzielen
konnte, so bei meiner Begegnung mit einer typischen Südstaat-
lerin aus Louisiana. Nachdem wir uns eine Weile unterhalten
hatten, sagte sie: «Ich finde es immer herrlich, *Yankees* sprechen
zu hören.» Sie dachte, dass ich aus den Nordstaaten stamme!
Meine Hochstimme bleibt mir ewig im Gedächtnis.

Ich merkte auch, dass Sprache eine Art Puffer werden kann,
ein Filter für Gefühle, eine Freizone, in die man sich sicher zu-
rückziehen kann. Die meisten meiner Freunde hatten in dieser
Hinsicht weniger Glück. Viele heirateten andere Überlebende,
die ebenfalls nur gebrochen englisch sprachen, und konnten jah-
relang nicht aus der Welt ihrer Muttersprache ausbrechen. Dies
erschwert es, über die Vergangenheit zu sprechen, da sich die
Erinnerungen allzu leicht in gelebte Gegenwart verwandeln.

Vor einiger Zeit hörte ich unterwegs eine fröhliche Melodie aus dem Autoradio schallen. Ich kannte das Lied und stimmte aus voller Kehle ein: «Im weissen Rössl am Wolfgangsee, da steht das Glück vor der Tür ...» Ich konnte meine Mutter hören, wie sie das Lied sang, ich sah ihre freudestrahlenden Augen vor mir, auf ihren geschwungenen Lippen ein Lächeln – bis plötzlich die Realität einbrach. Obwohl ich wusste, dass das Hotel «Zum weissen Rössl» nichts mit den Ereignissen der Vierzigerjahre zu tun hatte und die Melodie von einem Juden geschrieben war, verlor das Lied augenblicklich seine unbeschwerte Heiterkeit. Ärgerlich schaltete ich das Radio ab und fuhr in schwermütiger Stille weiter. Mein einziger Gedanke war, dass sie mich nicht nur meiner Jugend und meiner Eltern beraubt hatten, sondern auch des angenehmen Klangs von Worten und der Bilder zarter, stärkender Erinnerung. Wenngleich Bielitz während meiner Kindheit zu Polen gehörte, hatte sich die Stadt einen Teil ihres ehemals österreichischen Charakters bewahrt. Meine Muttersprache war Deutsch. Die Sprache besitzt zweifellos lyrische Schönheit, doch den Nazis gelang es, sie so zu entstellen, dass für mich nur die schrillen, stakkatoartigen Kadenzen geblieben sind, die Unheil verkündeten und Bedrohung bedeuteten. In jenem Ton wurde das grausame Todesurteil gegen meine Eltern erlassen. Ich haderte mit dem ungerechten Schicksal, auf so vielfältige, subtile Art verwaist worden zu sein.

Die Erkenntnis, dass mir meine Muttersprache zuwider war, brachte aber etwas Gutes mit sich: Sie bestärkte mich in dem Bestreben, mich noch intensiver in meine neue Sprache zu vertiefen. Es war faszinierend, Wörter aus diesem schier unerschöpflichen Reservoir zu wählen. Ich lernte sie, um das ausdrücken zu können, was ich sagen musste.

Sesshaft geworden in dem neuen Heim, das ich schnell lieben gelernt hatte, wurde ich vom Rhythmus des Alltags eingeholt. Eine Jahreszeit folgte der nächsten, während unsere Kinder aufwuchsen. Wir hatten unsere Freude an ihrer Entwicklung und spendeten ihren Leistungen Beifall.

Als wir noch in Buffalo wohnten, besuchte ich meine Tochter Vivian in Arizona, wo sie nach ihrer Heirat mit ihrem Mann hingezogen war. Von dort sollte ich nach Washington D.C fliegen, um bei einer wichtigen Veranstaltung eine Rede zu halten. In meiner Eile, rechtzeitig zum Flughafen zu kommen, hatte ich mich nicht umgezogen und trug eine alte ausgebeulte Hose und eine Bluse mit Flecken von Babynahrung, die ich auf dem Weg zum Flughafen beim Füttern meiner jüngsten Enkelin verschüttet hatte.

Als ich nach der Ankunft in der Hauptstadt mein Gepäck abholen wollte, musste ich feststellen, dass es abhanden gekommen war. Es blieb mir nichts weiter übrig, als mich mit dem zu begnügen, was ich auf dem Leib trug. So stand ich in meiner unangemessenen Garderobe in einem exquisiten Penthaus unter elegant gekleideten, juwelengeschmückten Gästen. Meine Verlegenheit wurde bald von der lebendigen Erinnerung verdrängt, wie ich in den letzten Kriegsmonaten auf dem Todesmarsch bei bitterer Kälte durch den Schnee stapfte.

Das Bild, das mir vor Augen stand, war das eines baufälligen Hauses im Zwielflicht; durch ein Fenster konnte ich darin Leute beim Abendessen sehen. Ich erinnerte mich genau, welches Gefühl mich bei dem Anblick überfallen hatte: eine Woge des Neids auf den unerreichbaren Luxus, den die Menschen darin genossen. Ich erinnerte mich an die durchdringende Kälte, den Hunger und die Einsamkeit jenes Abends. Ich hätte damals ohne

Zögern meine Zukunft verkauft, hätte ich dafür die Hütte betreten und mich bei einer warmen Mahlzeit am Feuer niederlassen dürfen. Plötzlich schoss mir der Gedanke durch den Kopf: Wie konnte ich heute nur durch Spuren von Babynahrung aus der Flasche meiner Enkelin in Verlegenheit geraten! Dies war eine «Krise», die mit Hilfe der scharfen Schneide der Erinnerung rasch überwunden wurde.

Eine andere Erinnerung hatte den genau umgekehrten Effekt. Unsere dreijährige Enkelin war bei uns in Buffalo zu Besuch, während ihre Eltern in Urlaub waren. Ich genoss es, das Kind ganz für mich allein zu haben. Wir hatten einen herrlichen Tag verbracht; wir hatten Blumen gepflückt, den Zoo besucht, zusammen Plätzchen gebacken. Ich badete die Kleine in rosa Schaum und freute mich, wenn sie vor Vergnügen quietschte. Ich zog ihr ein Rüschnachthemd an und legte sie zwischen frisch duftende Laken in das ehemalige Bett ihrer Mutter, wo sie von all ihren Stofftieren umgeben war. Ein perfekter Tag in Grossmutters Haus, bis hin zu den strahlend weissen Musselgardinen. Wie üblich las Grossvater seiner Enkelin noch eine Geschichte vor; sie gab ihm einen Kuss und sagte dem Zimmer, ihren Tieren und dem Mond in ihrem Buch Gutenacht.

Ein paar Minuten später kehrte ich zurück, um sie zuzudecken. Sie schaute mich mit traurigen, tränengefüllten Augen an.

«Was ist los?» fragte ich.

«Ich vermisse meine Mama», sagte sie leise. «Ich will meine Mama.»

«Mama und Papa sind bald zurück», beruhigte ich sie und wiegte sie in meinen Armen, bis ihr die Augen zufielen. Urplötzlich tauchten aus den Schatten, aus der Stille das sehnsüch-

tige Flehen, das Flüstern, die Todesschreie von Kindern auf, die ich gehört hatte. Schmerz und Trauer schwappten über mich und ertränkten mich in Bitterkeit. Ich sah die Augen meines Enkelkinds flackern; die langen Wimpern berührten die gebräunten Wangen. Die Mundwinkel zogen sich ganz leicht zu einem Lächeln hoch; doch ich fand keinen Trost in diesem Bild.

Schlaflos wälzte ich mich in jener Nacht im Bett herum und versuchte vergeblich, die Dämonen zu vertreiben. Schliesslich stand ich auf, ging nach unten, setzte mich ans Fenster und beobachtete, wie die Dämmerung allmählich den Himmel erhellte. Der strahlende Morgen und das Kindergeplapper vertrieben die Geister endlich.

Ich hatte das Glück, eine fröhliche Kindheit zu erleben, eine, die sicher nicht ganz so rosig war, wie ich sie mir in meiner Erinnerung ausgemalt habe. Doch diese Erinnerung half mir zu überleben, und ich habe sie als Leitstern benutzt, um die Finsternis der anschliessenden Tragödie zu erhellen, genauso, wie ich die Dunkelheit vergangener Verzweiflung häufig heranziehe, damit sie mir die Gaben zeigt, die ich andernfalls vielleicht als selbstverständlich hinnehmen würde. Mit wachsender Reife habe ich gelernt, meine Eltern besser zu verstehen und die schwere Bürde zu begreifen, die jene Schreckensperiode ihnen auferlegte. Als junges Mädchen konnte ich das ungeheure Ausmass des Zusammenbruchs ihrer Welt, meiner Welt, nicht ermessen. Ich bedaure dies zutiefst. Ich lasse mich immer noch von der Erinnerung an meine Eltern leiten, wenn ich Rat suche, selbst wenn ich in meinem eigenen Leben mehr Jahrzehnte gewährt bekommen habe, als ihnen vergönnt waren. Sie sind meine Eltern, und ich

werde ihre Billigung bis zum Ende meiner Tage brauchen. Ebenso werden meine Kinder für mich immer «Kinder» bleiben, und das Bedürfnis, sie zu beschützen, wird niemals nachlassen.

Ich wohnte bereits einige Jahre lang in Buffalo, als ich eines kalten Februarmorgens auf wundersamem Wege in den Besitz meiner vollständigen Sammlung von Familienfotos gelangte. Sie waren per Zufall von einer entfernten Verwandten gefunden worden, die nach dem Krieg Bielitz besucht und dabei eine ehemalige Nachbarin von uns getroffen hatte. Jene Nachbarin hatte damals bei unserer erzwungenen Abreise versprochen, unsere wertvollsten Familienbesitztümer bis zu unserer Rückkehr aufzubewahren. Letztendlich gab sie nur das zurück, was sie ironischerweise für wertlos hielt, und rettete auf diese Weise unbeabsichtigt meinen kostbarsten, unersetzlichsten Schatz. Die verbeulte braune Schachtel enthielt rund vierhundert Familienfotos – die mit zehn Dollar versichert worden waren! Es handelte sich um Familienschnappschüsse sowie Porträtaufnahmen meiner Eltern, Grosseltern, Freunde, Nachbarn und Klassenkameradinnen. Vor mir lag ein Querschnitt aus ihren Leben, gerettet aus dem Inferno: Familien in prächtigem Feststaat bei Hochzeiten; junge Leute in Wanderkluft; Männer in eleganter Pose mit Zylinder oder stolz ihre k.u.k.-Uniformen aus dem Ersten Weltkrieg präsentierend.

Die Kamera hatte sie ernst in die Linse starrend oder zuversichtlich in die Zukunft strahlend eingefangen, offensichtlich vor den Kulissen, die damals in Fotostudios üblich waren. Das Klicken des Auslösers hatte ihr Bild eingefroren. Der Gedanke, dass ich im Geiste den Film zurückspulen und sie wieder lebendig werden lassen konnte, flösste mir Ehrfurcht ein. Ich erin-

nete mich an ihre Namen, an gemeinsame Augenblicke. Ich wusste eine Menge über ihre Anfänge und kannte in vielen Fällen auch Ort und Zeit ihres tragischen Endes. Heute kann ich mich nur fragen: Spiegelten jene Gesichter ein Zeitalter totaler Illusion wider?

Der Verlust meines Bruders ist am schwersten zu ertragen. Die peinigende Ungewissheit, wie er starb und wo seine Gebeine ruhen, dringt mir zu den ungewöhnlichsten Zeiten ins Bewusstsein. Selbst jetzt, im Alter von über siebzig Jahren, sehne ich mich danach, dass mein grosser Bruder mich beschützt und meine Schlachten für mich schlägt. Auf gewisse Weise suche ich ihn noch stets, in dem naiven Glauben, dass er unsere verlorene Welt wiederbringen könnte, wenn ich ihn nur finden würde.

Eine eigenartige Begebenheit war Balsam für jene immer noch schmerzende Wunde. Bei unserem endgültigen Abschied, als ich fünfzehn und mein Bruder neunzehn war, bat Arthur mich, tapfer zu sein und mich um meine Eltern zu kümmern. Ich betrachtete mein Versprechen an ihn als meinen heiligsten Eid. In den folgenden Jahren tat ich mein Möglichstes – stets in der Hoffnung, bei unserem Wiedersehen von ihm gelobt zu werden, vermute ich. Wie hätte ich ahnen können, dass Jahrzehnte später im Waldorf-Astoria Hotel in New York Israels Premierminister Menachem Begin die Erfüllung eines Teils jener irrationalen Hoffnung ausdrücken würde, als er mich in den Arm nahm und sagte: «Ich habe so lange darauf gewartet, Arthurs kleine Schwester zu treffen.» Als ich weinte, strich er mir übers Haar und ergänzte: «Sie sind sehr tapfer gewesen.» Er hatte meinen Bruder nie getroffen, sondern nur gelesen, was ich über ihn geschrieben hatte, und hatte sich mit ungewöhnlicher Sensibilität mit uns

identifiziert; und so gab er mir das Lob, das ich mir von meinem Bruder erhofft hatte.

Es gibt noch andere tröstende Momente, so zum Beispiel, wenn ich mich mit den wenigen Freunden treffe, die mit mir die Lager überlebt haben. Wir schwelgen in Erinnerungen an die Vergangenheit, ohne je zu vergessen, welche Erfüllung wir in der Gegenwart gefunden haben. Ich bin jedesmal dankbar, wenn meine Freundinnen die Sketche erwähnen, die ich im Schutz der Dunkelheit schrieb und die uns für kurze Augenblicke die Schrecken der Realität vergessen liessen, in der wir lebten. Ich empfinde Stolz und Demut darüber, dass mir dieses Privileg vergönnt war, und betrachte es als meine grösste Leistung, selbst wenn sie keinem Akt absoluter Selbstlosigkeit entsprang. Ich habe gelernt, dass wir uns selbst beruhigen, wenn wir anderen Trost spenden; und wenn wir anderer Ängste vertreiben, beschwichtigen wir auch die eigenen.

Zwangsläufig kommen wir alle in Momenten der Krise auf den Kern unserer Existenz zurück und suchen nach unserem Leitstern. Ich habe versucht, meinem allzeit zu folgen, seit ich meine Eltern und das Heim meiner Kindheit verlassen habe. Ich weiss, was mich durch jene entsetzlichen Jahre geleitet hat. Es war die starke Erinnerung an einen Abend zu Hause. Das Wohnzimmer meiner Kindheit. Mein Vater Pfeife rauchend beim Lesen der Abendzeitung; meine Mutter mit einer Handarbeit beschäftigt; mein Bruder und ich bei den Hausaufgaben; die Lampe wirft ein warmes Licht aufs Zimmer, während meine auf dem gemusterten Teppich ausgestreckte Katze wohligh schnurrt. Ein Abend zu Hause. Wie oft habe ich dieses Bild vor mir gesehen – wenn ich von meiner Pritsche in den Lagern durchs Fen-

ster auf den Stacheldraht hinunterstarrte, in der Trostlosigkeit bitterkalter Nächte auf dem Todesmarsch. Jene Abende zu Hause, die ich öde und langweilig gefunden hatte! Der Wunsch, sie noch einmal zu erleben, wurde zur treibenden Kraft, die mich überleben liess. Ich habe weder das Heim meiner Kindheit noch ein Mitglied meiner Familie je wiedergesehen. Doch ihre Bilder verschmelzen manchmal zu dem meines Mannes und leben in meinen Kindern fort. Ich bin wieder zu Hause.

Nach beinahe einem halben Jahrhundert ergab sich die Gelegenheit, an den Ort des letzten Kapitels meiner dunklen Vergangenheit zurückzukehren. Mein Mann und ich, meine Kinder und meine Freunde machten eine Pilgerfahrt ins tschechische Volary, wo ich befreit wurde – der Ort, an dem sich der Vorhang der Tragödie schloss, an dem die Knospen der Liebe und Hoffnung im Frühling meines Lebens wieder erblühten.

Wir kehrten im Herbst dorthin zurück, Kurt und ich im Herbst unseres Lebens. Obwohl sich für mich in der Zwischenzeit alles geändert hatte, schien dort alles unverändert. Als hätte sich das Rad der Zeit zurückgedreht, stand ich am Eingang der verlassenen Fabrik, wo ich die Freiheit begrüsst hatte, von der ich so viele Jahre lang geträumt hatte. Ich verweilte an den Gräbern meiner geliebten Freundinnen, denen es nie vergönnt war, die Freuden der Freiheit, die Sicherheit eines Laibs Brot oder das tiefe Glück, ein Kind in den Armen zu halten, zu erleben. Ich lauschte dem sanften Wind in den Bäumen, dem Zwitschern eines Vogels und betrachtete die flackernden Kerzen auf ihren Grabsteinen. Der Augenblick beschwor die unbeantwortbare

Frage herauf, die mich verfolgt hat, seit ich meine Weggefährtinnen dort auf dem Friedhof zurückgelassen habe: Warum?

Ich stand an dem Fenster des ehemaligen amerikanischen Feldlazaretts (inzwischen eine Möbelfabrik), wo ich mehrere Monate lang in kritischem Zustand lag. Neben diesem Fenster hatte das zweistöckige Bett gestanden, in dem ich an meinem ersten Tag in Freiheit erwachte, um mich zu fragen: «Warum bin ich hier? ... Ich bin doch nichts Besseres!»

Ich betete an jenem Fenster, in der Hoffnung, dass ich vielleicht durch das Werk meines Lebens einen Bruchteil der Antwort gegeben habe und ein klein wenig von dem zurückzahlen konnte, was ich bekommen habe.

Ich schulde unendlichen Dank: meinem Mann Kurt und meinen Kindern Vivian und Jim Ullman, Leslie und Roger Simon sowie Lynn und Jim Klein. Mein Dank gilt auch meinen Freunden, meiner Gemeinde und den zahllosen Menschen, die mir über die Jahre ihre Freundschaft und Unterstützung geschenkt haben. In diesem Zusammenhang fühle ich mich verpflichtet, einen Menschen besonders zu erwähnen, der mir mit einfühlsamem Verständnis für alles, was in meinen frühen Jahren passierte, großzügig die Tür zu meiner Karriere öffnete: an meinen Verleger Arthur W. Wang mein aufrichtigster, wenn auch unzulänglich ausgedrückter Dank für sein Vertrauen, seine Weitsicht und seine Freundschaft, die so vieles möglich machten.

Gerda Weissmann Klein
Arizona, August 1994